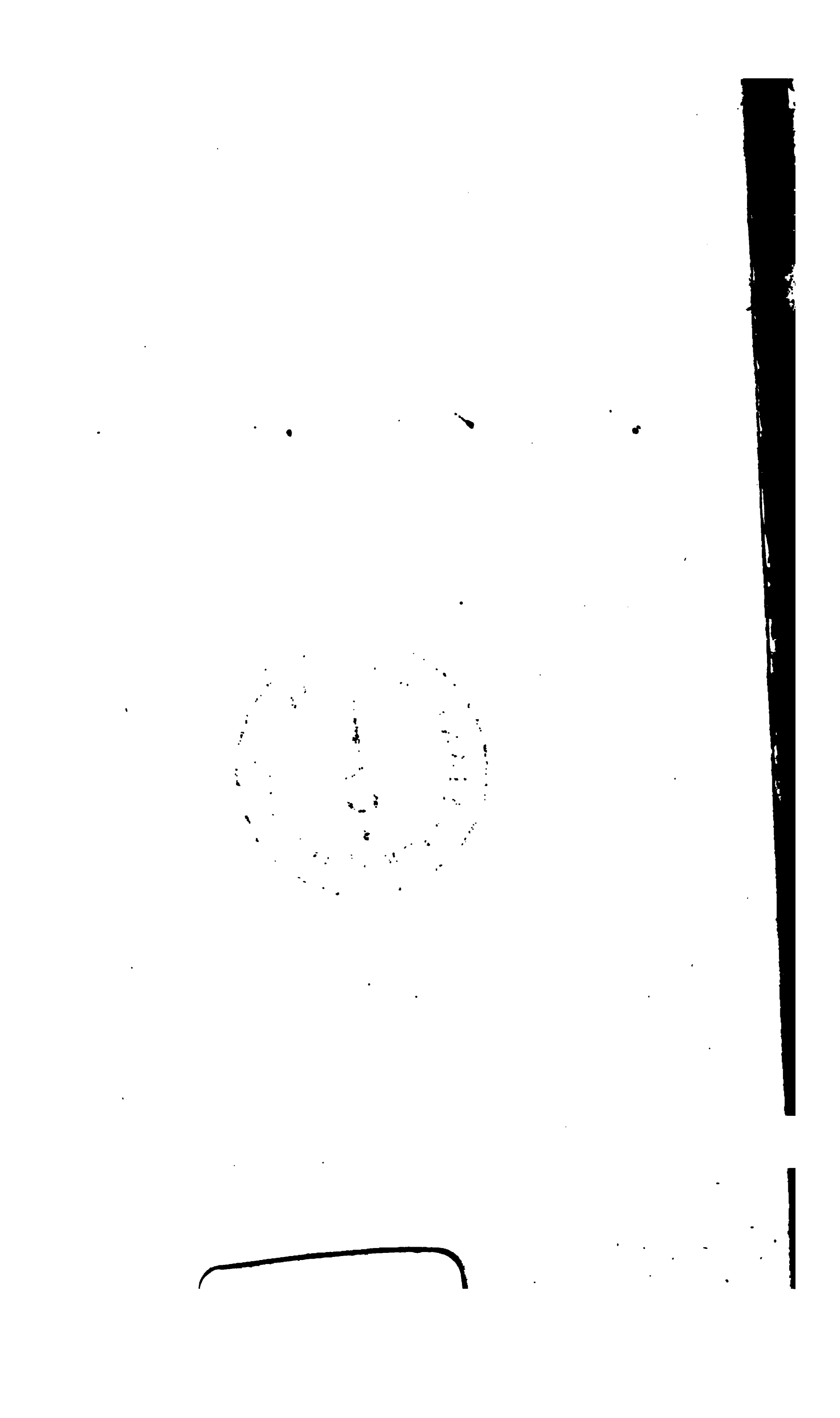




Denkwürdigkeiten
aus der
Geschichte des Christenthums
und
des christlichen Lebens.

Herausgegeben
von
Dr. A. Neander.

Erster Band.

Berlin,
bei Ferdinand Dümmler.
1823.

Vorrede.

Der Herausgeber dieser Zeitschrift ist überzeugt, wie gewiß Viele diese Ueberzeugung mit ihm theilen, daß die Kirchengeschichte, wenn sie gründlich untersucht und unbefangen, nicht durch die Brille irgend einer dogmatischen oder philosophischen Schule betrachtet wird, am meisten dazu dient, das Eigenthümliche und Göttliche in dem Wesen des Christenthums und den Wirkungen desselben an's Licht zu setzen, und dadurch das Herz zu erwärmen und zu erbauen, die Uebereinstimmung des Christenthums mit den Forderungen und Bedürfnissen der menschlichen Natur in allen Zeiten, auf allen Bildungsstufen und unter allen Verhältnissen darzuthun und dadurch

der Apologetik eine feste Grundlage zu geben, den Geist des Christen über engherzige Verkätzerungssucht, beschränkendes Formelwesen und einseitigen Methodismus, der den Wirkungen des Geistes Gottes Maaß und Ziel setzen will, zu erheben, indem sie das Mannigfaltige wie das Eine in der Entwickelung des christlichen Lebens unter den so verschiedenen Eigenthümlichkeiten und eigenthümlichen Richtungen der Menschheit, welche alle in dem für die ganze menschliche Natur bestimmten Christenthum ihren Platz finden, und durch dasselbe ein göttliches Leben in sich aufnehmend veredelt und verklärt werden sollen, indem sie so das Eine in dem Mannigfaltigen erkennen läßt, indem sie zu betrachten giebt die unerschöpflich reiche Fülle in der Ausgießung des Geistes, der da verleiht allerlei Gaben und sein Werk auf so mannigfaltige Weise in den verschiedenen Menschennaturen treibt, daß die Kirchengeschichte endlich am besten in der Vergangenheit die Gegenwart anschauen, die Erfahrungen vergangner Zeiten für die Gegenwart benutzen, die Gefahren, welche durch die

sich immer wiederholenden Ursachen dem ächten Christenthum und den Entwickelungen des Reiches Gottes im Einzelnen und im Ganzen drohen, erkennen und abwehren läßt. Das Verlangen, zu Erreichung dieser großen Zwecke des Studiums der Kirchengeschichte etwas mitzuwirken, dazu, daß die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschungen in diesem Fache für ein größeres christliches Publikum immer mehr praktisch nutzbar gemacht werden, etwas beizutragen, dieses Verlangen beseelte den Herausgeber, indem er den Plan zur Herausgabe dieser fortlaufenden Reihe christlich-historischer Darstellungen entwarf. Es wird sich diese Zeitschrift, die sich an kein bestimmtes Zeitmaaß binden wird, von der aber doch wo möglich halbjährig ein Band erscheinen soll, mit allen Zeiten der Kirchengeschichte, von dem apostolischen Zeitalter an, beschäftigen. Sie wird umfassende und allgemeine Schilderungen des christlichen Lebens verschiedner Zeitalter und Kirchen, Biographien; Darstellungen einzelner praktisch-wichtiger Begebenheiten, Entwikkelungen der Geschichte einzelner Lehren, insofern

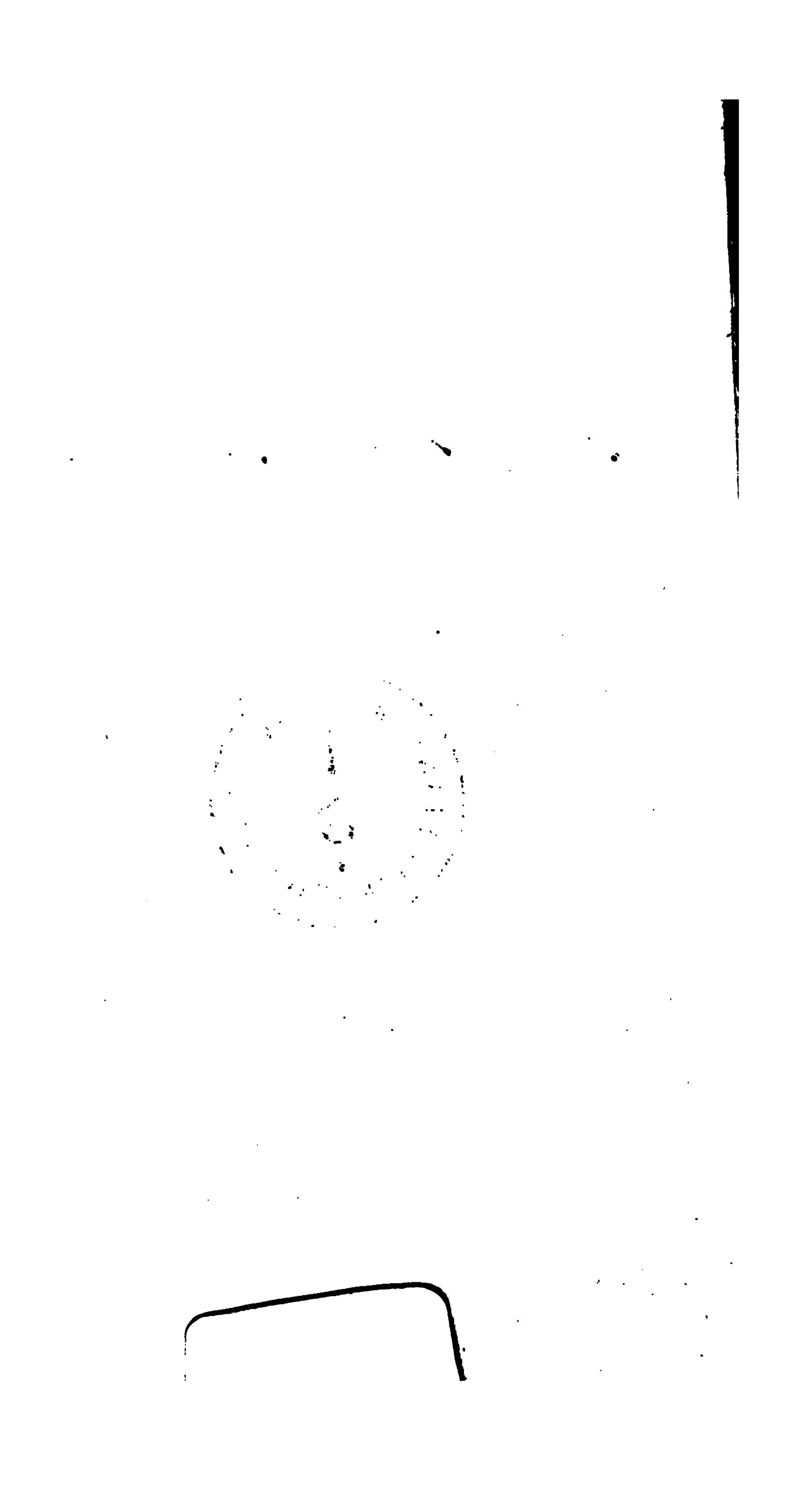
solche zu praktisch-fruchtbaren Bemerkungen Anlaß giebt, enthalten. Kurz, es wird das Streben seyn, ohne sich an eine bestimmte Form zu binden, Alles anzuwenden, was jene großen Zwecke der Beschäftigung mit der Kirchengeschichte fördern kann.

Der erste hier erscheinende Band beginnt mit einer Darstellung des christlichen Lebens der drei ersten Jahrhunderte, welche in folgenden Bänden nach gewissen Zeitabschnitten bis zu dem Zeitalter der Reformation, dieses mit eingeschlossen fortgeführt werden soll. Als Einleitung zu den, hier zuerst folgenden Schilderungen dient die den unsittlichen Character des Heidenthums darstellende Abhandlung unsers werthen Herrn Collegen Tholuck, welcher der Ausführung dieses ihm zuerst bekannt gewordenen Plans sich mit Liebe angeschlossen hat.

In den nächsten Bänden wird eine Darstellung des christlichen Lebens der drei folgenden Jahrhunderte erscheinen. Es wird bei dem Fort-

setzungen wie bei dem Anfange dieser Unternehmung das Streben seyn, populaire Form in der Darstellung mit wissenschaftlicher Rechtfertigung und Erläuterung des Gegebenen, besonders in den hinzugefügten Anmerkungen, möglichst zu verbinden.

Noch hat der Herausgeber eines ihm wichtigen äußerlichen Zweckes bei diesem Unternehmen zu erwähnen, damit diejenigen, welche gleichfalls dieser Zweck interessiren sollte, zur Beförderung des Fortganges dieser Unternehmung beizutragen bewogen werden mögten. Das von dem hochgeschätzten Herrn Verleger erhaltene und für die folgenden Bände zu erhaltende Honorar ist zur Unterstützung dürftiger und würdiger Theologie studirender Jünglinge der hiesigen Universität bestimmt. Sollte Einer oder der Andre Leser geneigt seyn, noch außerdem dem Herausgeber durch Hinzufügung einer besondern kleinen Gabe zu diesem Zwecke sich anzuschließen, so wird dieselbe dankbar angenommen und getreu verwandt werden.



Denkwürdigkeiten

aus der

Geschichte des Christenthums

und

des christlichen Lebens.

Herausgegeben

von

Dr. A. Neander.

Erster Band.

Berlin,

bei Ferdinand Dümmler.

1823.

Vorrede.

Der Herausgeber dieser Zeitschrift ist überzeugt, wie gewiß Viele diese Ueberzeugung mit ihm theilen, daß die Kirchengeschichte, wenn sie gründlich untersucht und unbefangen, nicht durch die Brille irgend einer dogmatischen oder philosophischen Schule betrachtet wird, am meisten dazu dient, das Eigenthümliche und Göttliche in dem Wesen des Christenthums und den Wirkungen desselben an's Licht zu setzen, und dadurch das Herz zu erwärmen und zu erbauen, die Uebereinstimmung des Christenthums mit den Forderungen und Bedürfnissen der menschlichen Natur in allen Zeiten, auf allen Bildungsstufen und unter allen Verhältnissen darzuthun und dadurch

der Apologetik eine feste Grundlage zu geben, den Geist des Christen über engherzige Verkätzerungssucht, beschränkendes Formelwesen und einseitigen Methodismus, der den Wirkungen des Geistes Gottes Maaß und Ziel setzen will, zu erheben, indem sie das Mannigfaltige wie das Eine in der Entwickelung des christlichen Lebens unter den so verschiedenen Eigenthümlichkeiten und eigenthümlichen Richtungen der Menschheit, welche alle in dem für die ganze menschliche Natur bestimmten Christenthum ihren Platz finden, und durch dasselbe ein göttliches Leben in sich aufnehmend veredelt und verklärt werden sollen, indem sie so das Eine in dem Mannigfaltigen erkennen läßt, indem sie zu betrachten giebt die unerschöpflich reiche Fülle in der Ausgießung des Geistes, der da verleiht allerlei Gaben und sein Werk auf so mannigfaltige Weise in den verschiedenen Menschennaturen treibt, daß die Kirchengeschichte endlich am besten in der Vergangenheit die Gegenwart anschauen, die Erfahrungen vergangner Zeiten für die Gegenwart benutzen, die Gefahren, welche durch die

sich immer wiederholenden Ursachen dem ächten Christenthum und den Entwickelungen des Reiches Gottes im Einzelnen und im Ganzen drohen, erkennen und abwehren läßt. Das Verlangen, zu Erreichung dieser großen Zwecke des Studiums der Kirchengeschichte etwas mitzuwirken, dazu, daß die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschungen in diesem Fache für ein größeres christliches Publikum immer mehr praktisch nutzbar gemacht werden, etwas beizutragen, dieses Verlangen beseelte den Herausgeber, indem er den Plan zur Herausgabe dieser fortlaufenden Reihe christlich-historischer Darstellungen entwarf. Es wird sich diese Zeitschrift, die sich an kein bestimmtes Zeitmaaß binden wird, von der aber doch wo möglich halbjährig ein Band erscheinen soll, mit allen Zeiten der Kirchengeschichte, von dem apostolischen Zeitalter an, beschäftigen. Sie wird umfassende und allgemeine Schilderungen des christlichen Lebens verschiedner Zeitalter und Kirchen, Biographien, Darstellungen einzelner praktisch-wichtiger Begebenheiten, Entwikkelungen der Geschichte einzelner Lehren, insofern

solche zu praktisch-fruchtbaren Bemerkungen Anluß giebt, enthalten. Kurz, es wird das Streben seyn, ohne sich an eine bestimmte Form zu binden, Alles anzuwenden, was jene großen Zwecke der Beschäftigung mit der Kirchengeschichte fördern kann.

Der erste hier erscheinende Band beginnt mit einer Darstellung des christlichen Lebens der drei ersten Jahrhunderte, welche in folgenden Bänden nach gewissen Zeitabschnitten bis zu dem Zeitalter der Reformation, dieses mit eingeschlossen fortgeführt werden soll. Als Einleitung zu den, hier zuerst folgenden Schilderungen dient die den unsittlichen Character des Heidenthums darstellende Abhandlung unsers werthen Herrn Collegen Tholuck, welcher der Ausführung dieses ihm zuerst bekannt gewordenen Plans sich mit Liebe angeschlossen hat.

In den nächsten Bänden wird eine Darstellung des christlichen Lebens der drei folgenden Jahrhunderte erscheinen. Es wird bei dem Fort-

setzungen wie bei dem Anfange dieser Unternehmung das Streben seyn, populaire Form in der Darstellung mit wissenschaftlicher Rechtfertigung und Erläuterung des Gegebenen, besonders in den hinzugefügten Anmerkungen, möglichst zu verbinden.

Noch hat der Herausgeber eines ihm wichtigen äußerlichen Zweckes bei diesem Unternehmen zu erwähnen, damit diejenigen, welche gleichfalls dieser Zweck interessiren sollte, zur Beförderung des Fortganges dieser Unternehmung beizutragen bewogen werden mögten. Das von dem hochgeschätzten Herrn Verleger erhaltene und für die folgenden Bände zu erhaltende Honorar ist zur Unterstützung dürftiger und würdiger Theologie studirender Jünglinge der hiesigen Universität bestimmt. Sollte Einer oder der Andre Leser geneigt seyn, noch außerdem dem Herausgeber durch Hinzufügung einer besondern kleinen Gabe zu diesem Zwecke sich anzuschließen, so wird dieselbe dankbar angenommen und getreu verwandt werden.

Es bleibt dem Herausgeber nichts übrig, als zu schließen, mit dem herzlichen Wunsche zu dem, von dem alle gute Gabe kommt, daß Er die geringen Kräfte, von denen dies Unternehmen ausging, durch Seine Kraft leite und stärke, und dieses in Schwachheit angefangene Unternehmen mit seinem Segen begleiten möge!

Berlin, den 24. Oktober 1822.

August Neander.

Inhaltsverzeichniß.

I. Ueber das Wesen und den sittlichen Einfluß des Heidenthums, besonders unter Griechen und Römern, mit Hinsicht auf das Christenthum; von Dr. A. Tholuck.

Seite

1. Ueber den Ursprung des Heidenthums überhaupt. . 1
2. Beurtheilung der heidnischen Religion von den Heiden selbst. 23
3. Character der Vielgötterei und Natur-Vergötterung im Allgemeinen, wie der Römischen und Griechischen Religion insbesondere. 67
4. Ueber den Einfluß des Heidenthums aufs Leben, insbesondere bei den Griechen und Römern. 97
   1. Ueber Aberglauben und Unglauben, besonders um die Zeit der Erscheinung Christi. 97
   2. Ueber die Sinnlichkeit bei den Heiden. 143
   3. Unvermögen der heidnischen Religionen, eine tiefe und gründliche Ausbildung des ganzen Menschengeschlechts, der einzelnen Menschenklassen und der Geistesvermögen jedes Einzelnen zu bewirken, nebst daraus hervorgehenden Folgen für die Sittlichkeit. 183
5. Ueber das Studium der classischen Litteratur. . . 229

Anmerkungen.

1. Ueber die höheren Einsichten der frühsten Menschengeschlechter, und deren sittlichere Religions-Erkenntniß. . . 235
2. Exegetische Bemerkungen zu Römer 1, v. 18 — 32. . 240
3. Ueber den Grund unsers Gottes-Bewußtseyns. . . . 245

II. Das christliche Leben der drei ersten Jahrhunderte, von Dr. A. Neander.

1. Die verschiedenen Wege der Bekehrung zum Christenthum 1
2. Wirkungen des Christenthums auf das allgemeine Gottesbewußtseyn in dem Menschen 40
3. Verhältniß der christlichen Kirche zur heidnischen Welt, in welche sie eintrat 47
4. Wie die Christen ihren Beruf betrachteten 56
5. Lieblingssinnbilder der Christen 69

Seite

6. Die Seele des inneren Christenthums 71
7. Allgemeine Schilderung des christlichen Lebens . . 74
8. Das Gebet 80
9. Das Fasten mit dem Gebet verbunden 88
10. Das Leben der Asketen 90
11. Opposition des ächt christlichen Geistes gegen eine falsche asketische Richtung 92
12. Thätige Bruderliebe der Christen unter einander . . 97
13. Allgemeine Menschenliebe 101
14. Der Christ unter den Verfolgungen 103
15. Theilnahme aller Christen an den Leiden der Bekenner 127
16. Erlaubte und verbotene Gewerbe unter den Christen . 130
17. Häusliches Leben 138
18. Der Christ bei allgemeinen Landplagen, ansteckenden Krankheiten uud Sterbefällen 143

Anmerkungen.

1. Ueber die Wundergabe der ersten Christen und die Geistesgaben im Allgemeinen (χαρισματα) 154
2. Ueber das Innere und Aeussere bei der h. Taufe . . 161
3. Wirkung des Evangeliums unter den Heiden durch christliche Dienstboten und christliche Handwerker . . . 162
4. Unterschied der Stoischen Apathie und der christlichen Gelassenheit 164
5. Der Platonismus für tiefere Menschen, ein Uebergangspunkt zum Christenthum 164
6. Freie Prüfung aller Secten führt den nirgends Ruhe Findenden zu Christo 166
7. Verschiedene Arten, das Evangelium zu verkündigen . 167
8. Ueber die vom Christenthum erzeugten Gährungen und das Verhältniß der Staatsgewalt dazu 168
9. Ueber das Theilnehmen an Opfermahlzeiten . . . 172
10. Christliche Strenge auch in Kleinigkeiten . . . 174
11. Freisinn, den das Christenthum erzeugt 175
12. Tadel der weltlich Gesinnten bei Zurückziehung der Christen von weltlichen Vergnügungen 176
13. Die Pflicht des Christen, zu kämpfen wie ein Krieger . 177
14. Ueber das allgemeine Priesterthum aller Christen . . 179
15. Ueber die legio fulminea 190

Ueber das Wesen und den sittlichen Einfluß des Heidenthums besonders unter Griechen und Römern mit Hinsicht auf das Christenthum.

I.

Ueber den Ursprung des Heidenthums überhaupt.

Um recht zu wissen und zu würdigen, was wir am Christenthume haben, ist es wohl wünschenswerth und nothwendig, das Heidenthum recht kennen zu lernen in allen seinen mannichfachen Einwirkungen auf das bürgerliche Leben und auf das einzelne Menschenherz, und da unserer Betrachtung das Volk der Griechen und Römer am nächsten liegt, so wollen wir zunächst bei diesen beiden Hauptvölkern des Alterthums insbesondere die sittlichen Wirkungen des heidnischen Cultus uns zu vergegenwärtigen suchen.

Das Heidenthum kann nur von einem Christen richtig beurtheilt werden. Das Christenthum ist der Mittelpunkt aller göttlichen Offenbarung, es ist der höchste Maaßstab für alles, was in der Welt, um so mehr also für alles, was auf gött-

liche Dinge Bezug hat. Da nun der geheiligte Christ das Maaß aller Dinge in sich hat, und sich höher fühlt als alles, was nicht aus Christo und in Christo ist, so wird er auch am allerklarsten die Mängel, die Verunstaltungen, die gräulichen Flecken des Heidenthums wahrnehmen können. Nicht aber soll er sich hiedurch, wie so manche Christen der früheren Zeiten, verleiten lassen, die Religionen der Heiden insgesammt als Teufelswerk und Satanslug zu verdammen, und zu verfluchen, sondern er soll vielmehr mit unbefangenem Auge zu erfahren suchen, ob nicht ein Abglanz des ihm zu Theil gewordenen Lichtes auch dort zu finden sei, und findet er ihn, so soll er auch darin die väterliche Liebe und Weisheit Gottes anerkennen. Eine solche unbefangene Prüfung des Heidenthums wird uns das große Ergebniß liefern, daß dasselbe eine verstellte Wahrheit ist, daß es ein falsch gehörter heiliger Laut ist, der indeß seinem Wesen nach ebenfalls von Gott stammt. Mit andern Worten, eine solche Prüfung wird lehren, daß allem Götzendienst und aller pantheistischen Religion vorausging eine reinere Lehre, ein heiliger Monotheismus mit manchen andern tiefen Erkenntnissen verknüpft. (Siehe Anmerk. I.) Wie geschah es nun, das ist unsere Frage, daß der Mensch davon abweichend in ein solches Gewirre falscher und verkehrter Lehre gerieth? — Die Haupt-Momente des Heidenthums bestehen in der Anbetung von Naturgöttern, in der Darstellung des Göttlichen unter sinnlichen vergötterten Formen

und endlich in den aus beiden hervorgehenden abgöttischen Gebräuchen. Untersuchen wir also zuerst, auf welche Weise die Idee von dem einen, heiligen, hoch über der Natur stehenden Gotte verkehrt worden sey in die von mehreren unheiligen, in der Natur stehenden Göttern?

Gott schuf den Menschen nach seinem Ebenbilde, als ein denkendes und wollendes Wesen, mit Erkenntniß und Willen. So lange nun der Mensch noch in der ersten kindlichen Unschuld sich befand, dachte und wollte er nur in Gott, seine Gedanken und Willenstriebe waren göttlich. In diesem Leben in Gott erkannte er denn auch Gott als Gott nach seiner wahren Beschaffenheit, als den über die Schöpfung Erhabenen, Heiligen, Unnennbaren. Allein die göttliche Urkunde berichtet uns, daß in dem unschuldigen Wesen, welches bisher im göttlichen Erkennen und Wollen allein seine Seligkeit gefunden hatte, ein Trieb sich entzündete, sich selbst Quelle der Seligkeit zu werden und einen anderen Willen zu haben, als den göttlichen. So entstand eine gänzliche Umwandelung der menschlichen Natur. Die Willenstriebe des Menschen, die vorher eins gewesen waren im göttlichen Leben, spalteten sich, indem der eine, welcher geringer war, nach wie vor nur im Willen Gottes seine Seligkeit fand, der andere, ungleich mächtiger, einen eigenen Weg gehen wollte. So war also ein selbstverläugnender, Gott sich hingebender Trieb, und ein

der Apologetik eine feste Grundlage zu geben, den Geist des Christen über engherzige Verkätzerungssucht, beschränkendes Formelwesen und einseitigen Methodismus, der den Wirkungen des Geistes Gottes Maaß und Ziel setzen will, zu erheben, indem sie das Mannigfaltige wie das Eine in der Entwickelung des christlichen Lebens unter den so verschiedenen Eigenthümlichkeiten und eigenthümlichen Richtungen der Menschheit, welche alle in dem für die ganze menschliche Natur bestimmten Christenthum ihren Platz finden, und durch dasselbe ein göttliches Leben in sich aufnehmend veredelt und verklärt werden sollen, indem sie so das Eine in dem Mannigfaltigen erkennen läßt, indem sie zu betrachten giebt die unerschöpflich reiche Fülle in der Ausgießung des Geistes, der da verleiht allerlei Gaben und sein Werk auf so mannigfaltige Weise in den verschiedenen Menschennaturen treibt, daß die Kirchengeschichte endlich am besten in der Vergangenheit die Gegenwart anschauen, die Erfahrungen vergangner Zeiten für die Gegenwart benutzen, die Gefahren, welche durch die

sich immer wiederholenden Ursachen dem ächten Christenthum und den Entwickelungen des Reiches Gottes im Einzelnen und im Ganzen drohen, erkennen und abwehren läßt. Das Verlangen, zu Erreichung dieser großen Zwecke des Studiums der Kirchengeschichte etwas mitzuwirken, dazu, daß die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschungen in diesem Fache für ein größeres christliches Publikum immer mehr praktisch nutzbar gemacht werden, etwas beizutragen, dieses Verlangen beseelte den Herausgeber, indem er den Plan zur Herausgabe dieser fortlaufenden Reihe christlich-historischer Darstellungen entwarf. Es wird sich diese Zeitschrift, die sich an kein bestimmtes Zeitmaaß binden wird, von der aber doch wo möglich halbjährig ein Band erscheinen soll, mit allen Zeiten der Kirchengeschichte, von dem apostolischen Zeitalter an, beschäftigen. Sie wird umfassende und allgemeine Schilderungen des christlichen Lebens verschiedner Zeitalter und Kirchen, Biographien, Darstellungen einzelner praktisch-wichtiger Begebenheiten, Entwickelungen der Geschichte einzelner Lehren, insofern

solche zu praktisch-fruchtbaren Bemerkungen Anlaß giebt, enthalten. Kurz, es wird das Streben seyn, ohne sich an eine bestimmte Form zu binden, Alles anzuwenden, was jene großen Zwecke der Beschäftigung mit der Kirchengeschichte fördern kann.

Der erste hier erscheinende Band beginnt mit einer Darstellung des christlichen Lebens der drei ersten Jahrhunderte, welche in folgenden Bänden nach gewissen Zeitabschnitten bis zu dem Zeitalter der Reformation, dieses mit eingeschlossen fortgeführt werden soll. Als Einleitung zu den, hier zuerst folgenden Schilderungen dient die den unsittlichen Character des Heidenthums darstellende Abhandlung unsers werthen Herrn Collegen Tholuck, welcher der Ausführung dieses ihm zuerst bekannt gewordenen Plans sich mit Liebe angeschlossen hat.

In den nächsten Bänden wird eine Darstellung des christlichen Lebens der drei folgenden Jahrhunderte erscheinen. Es wird bei dem Fort-

Gottes sich Naturgötter schuf. Bei dieser ersten Veranlassung zum Götzenthum wollen wir daher einen Augenblick verweilen. Zu der tieferen Einsicht in das eben Gesagte leitet uns die Betrachtung des Ausspruches des Apostels Paulus, der sich findet Römer 1 v. 18 — 32. Die richtige Uebersetzung jenes Ausspruches ist diese: „Der göttliche Zorn wird sich vom Himmel her offenbaren über alle Gottlosigkeit und Unheiligkeit der Menschen, welche die Wahrheit durch Unheiligkeit unterdrücken. Denn so viel von Gott erkannt werden kann, ist ihnen ja offenbar, Gott selbst hat es ihnen offenbart. Was nämlich eigentlich unsichtbar an ihm ist, seine ewige Kraft und Göttlichkeit, das wird ja gleichsam sichtbar geschaut an den Geschöpfen seit der Schöpfung der Welt, sobald wir mit unserem inneren Bewußtseyn an diese Beschauung uns begeben, so daß sie (die Heiden) keine Entschuldigung haben [1]). Sie kannten ja Gott, ehrten ihn aber nicht als den höchsten Gott, und waren ihm nicht als solchem dankbar, sondern sie wurden in ihren

---

1) Buch der Weisheit c. 13 v. 8.: „Doch sind sie damit nicht entschuldigt. Denn haben sie so viel mögen erkennen; daß sie konnten die Creatur hochachten, warum haben sie nicht viel eher den Herrn derselbigen gefunden?“ Athanasiu's Apologie p. 38.: „Wie der große Künstler Phidias aus dem Maaße und dem Geschmack in seinen Statuen erkannt wird, so Gott aus seinen großen Werken.“ —

Es bleibt dem Herausgeber nichts übrig, als zu schließen, mit dem herzlichen Wunsche zu dem, von dem alle gute Gabe komme, daß Er die geringen Kräfte, von denen dies Unternehmen ausging, durch Seine Kraft leite und stärke, und dieses in Schwachheit angefangene Unternehmen mit seinem Segen begleiten möge!

Berlin, den 24. Oktober 1822.

August Neander.

Inhaltsverzeichniß.

I. Ueber das Wesen und den sittlichen Einfluß des Heidenthums, besonders unter Griechen und Römern, mit Hinsicht auf das Christenthum; von Dr. A. Tholuck.

Seite

1. Ueber den Ursprung des Heidenthums überhaupt. . 1
2. Beurtheilung der heidnischen Religion von den Heiden selbst. 23
3. Character der Vielgötterei und Natur-Vergötterung im Allgemeinen, wie der Römischen und Griechischen Religion insbesondere. 67
4. Ueber den Einfluß des Heidenthums aufs Leben, insbesondere bei den Griechen und Römern. 97
   1. Ueber Aberglauben und Unglauben, besonders um die Zeit der Erscheinung Christi. 97
   2. Ueber die Sinnlichkeit bei den Heiden. . . . 143
   3. Unvermögen der heidnischen Religionen, eine tiefe und gründliche Ausbildung des ganzen Menschengeschlechts, der einzelnen Menschenklassen und der Geistesvermögen jedes Einzelnen zu bewirken, nebst daraus hervorgehenden Folgen für die Sittlichkeit. 183
5. Ueber das Studium der classischen Litteratur. . . 229

Anmerkungen.

1. Ueber die höheren Einsichten der frühsten Menschengeschlechter, und deren sittlichere Religions-Erkenntniß. . . 235
2. Exegetische Bemerkungen zu Römer 1, v. 18 — 32. . 240
3. Ueber den Grund unsers Gottes-Bewußtseyns. . . 245

II. Das christliche Leben der drei ersten Jahrhunderte, von Dr. A. Neander.

1. Die verschiedenen Wege der Bekehrung zum Christenthum 1
2. Wirkungen des Christenthums auf das allgemeine Gottesbewußtseyn in dem Menschen 40
3. Verhältniß der christlichen Kirche zur heidnischen Welt, in welche sie eintrat 47
4. Wie die Christen ihren Beruf betrachteten 56
5. Lieblingssinnbilder der Christen 69

Seite

6. Die Seele des inneren Christenthums 71
7. Allgemeine Schilderung des christlichen Lebens . . 74
8. Das Gebet 80
9. Das Fasten mit dem Gebet verbunden 88
10. Das Leben der Asketen 90
11. Opposition des ächt christlichen Geistes gegen eine falsche asketische Richtung 92
12. Thätige Bruderliebe der Christen unter einander . . 97
13. Allgemeine Menschenliebe 101
14. Der Christ unter den Verfolgungen 103
15. Theilnahme aller Christen an den Leiden der Bekenner 127
16. Erlaubte und verbotene Gewerbe unter den Christen . 130
17. Häusliches Leben 138
18. Der Christ bei allgemeinen Landplagen, ansteckenden Krankheiten und Sterbefällen 143

Anmerkungen.

1. Ueber die Wundergabe der ersten Christen und die Geistesgaben im Allgemeinen (χαρισματα) 154
2. Ueber das Innere und Aeußere bei der h. Taufe . . 161
3. Wirkung des Evangeliums unter den Heiden durch christliche Dienstboten und christliche Handwerker . . . 162
4. Unterschied der Stoischen Apathie und der christlichen Gelassenheit 164
5. Der Platonismus für tiefere Menschen, ein Uebergangspunkt zum Christenthum 164
6. Freie Prüfung aller Secten führt den nirgends Ruhe Findenden zu Christo 166
7. Verschiedene Arten, das Evangelium zu verkündigen . 167
8. Ueber die vom Christenthum erzeugten Gährungen und das Verhältniß der Staatsgewalt dazu 168
9. Ueber das Theilnehmen an Opfermahlzeiten . . . 172
10. Christliche Strenge auch in Kleinigkeiten . . . 174
11. Freisinn, den das Christenthum erzeugt 175
12. Tadel der weltlich Gesinnten bei Zurückziehung der Christen von weltlichen Vergnügungen 176
13. Die Pflicht des Christen, zu kämpfen wie ein Krieger . 177
14. Ueber das allgemeine Priesterthum aller Christen . . 179
15. Ueber die legio fulminea 190

Ueber das Wesen und den sittlichen Einfluß des Heidenthums besonders unter Griechen und Römern mit Hinsicht auf das Christenthum.

I.

Ueber den Ursprung des Heidenthums überhaupt.

Um recht zu wissen und zu würdigen, was wir am Christenthume haben, ist es wohl wünschenswerth und nothwendig, das Heidenthum recht kennen zu lernen in allen seinen mannichfachen Einwirkungen auf das bürgerliche Leben und auf das einzelne Menschenherz, und da unserer Betrachtung das Volk der Griechen und Römer am nächsten liegt, so wollen wir zunächst bei diesen beiden Hauptvölkern des Alterthums insbesondere die sittlichen Wirkungen des heidnischen Cultus uns zu vergegenwärtigen suchen.

Das Heidenthum kann nur von einem Christen richtig beurtheilt werden. Das Christenthum ist der Mittelpunkt aller göttlichen Offenbarung, es ist der höchste Maaßstab für alles, was in der Welt, um so mehr also für alles, was auf gött-

chen solchen, die in einen tiefen Brunnen gestürzt sind, und wegen des Druckes des Wassers nicht aufstehen können, sie blicken zu Boden und merken bald, daß oben im Lichte nichts mehr sey, indem sie das an dem Grunde des Bodens für das Wichtigste halten. So vergißt der in der Welt des Geschaffenen sich Verlierende den Schöpfer!" — Eben so äußert sich Philastrius[5]: Es giebt noch eine Ketzerei, welche sagt, das Heidenthum sei von Gott eingerichtet worden, nicht durch die Bosheit der Menschen, noch auch durch die Eingebung des Feindes ausgedacht, um Laster und Sünde üben zu können. Wenn es aber von Gott eingesetzt ist, warum wird es von Gott verdammt? Denn daß vom Anfange der Welt Gottes des allmächtigen Vaters, seines Sohnes und des heiligen Geistes Kenntniß verkündet wurde, leidet keinen Zweifel, da wir in dem ersten Buch Mosis beständig finden: Und Gott sagte; und Gott that; — der Herr ließ regnen vom Herrn; 1. Mose 19, 24 — der Geist schwebte über den Wassern; — da Pharao sagt: Wer soll uns dies auslegen, der nicht den Geist Gottes hat? — da David sagt: Durch das Wort des Herrn sind die Himmel gegründet und durch den Geist seines Mundes all ihr Heer. — Allein da nach-

5) Philastrius Liber de Haeresibus in Biblioth. Max. Patrum Vol. IV. Pars. 1. p. 30. in der 60sten Häresis.

und bösen Werken verdüstert, denn so rein wie einen leuchtenden Spiegel muß der Mensch seine Seele bewahren. So wie nämlich, wenn Rost im Spiegel ist, das Antlitz des Menschen im Spiegel nicht erblickt wird, so kann auch der Mensch Gott nicht erblicken, in welchem die Sünde herrscht." — Athanasius beschreibt den Ursprung des Götzendienstes auf gleiche Weise in seiner Apologie[4]): „Indem nämlich die Seele durch die Hingabe an die leiblichen Begierden den Spiegel, den sie gleichsam in sich hat, und durch welchen allein sie das Bild des Vaters schauen konnte, überdeckte, sieht sie nun nicht mehr, was die Seele sehen soll. Sie zerstreut sich nach allen Seiten hin und sieht blos das, was im Sinnlichen sie berührt. Auf diese Weise nun, erfüllt von fleischlichen Lüsten und bewegt von dergleichen Gedanken, bleibt nichts anderes übrig, als daß sie den Gott, den sie in ihrem Innern vergaß, in körperlichen und irdischen Dingen sich aufsucht, den sichtbaren Dingen den Namen Gottes beilegend und nur dasjenige über ihn sich vorstellend, was ihr angenehm ist. So leitet also zum Götzendienst als Urheberinn die sittliche Verderbniß." — p. 9. sagt Athanasius ferner: „So wie die Menschen die Sünde, die nicht wirklich ist, erdichteten, so auch die Götter die nicht wirklich sind. Sie glei-

4) Athanasii Opp. omnia ed. Parisiis 1727. p. 8.

thums denselben immer wieder auf sittliche Triebfedern, auf die Verderbniß der Willenstriebe zurückzuführen. So wie nun jede sittliche Verkehrtheit, jede Sünde sich auch wirksam zeigt auf der Seite der Erkenntniß, so bemerken wir auch hier in der Erkenntniß der Heiden eine Verblendung, welche aus dem irdischen Sinn und Naturleben hervorging. Athanasius drückt dies treffend aus, wenn er in der angeführten Stelle sagt: Die Menschen gleichen solchen, die in einen tiefen Brunnen gestürzt sind, und wegen des Druckes des Wassers nicht aufsehen können, sie blicken zu Boden und meinen bald, daß oben im Licht nichts mehr sey, indem sie das an dem Grunde des Bodens für das Wichtigste halten. So lange nämlich der Mensch im lebendigem sittlichen Zusammenhange mit Gott, seinem Lebensquell, stand, richtete er seinen Blick noch weniger auf das in der Natur allwaltende Leben. Er wandelte auf Erden aber sein Gemüth bewegte sich in der höheren Geisterwelt, in der es seinem innersten Wesen nach wurzelt. Je mehr indeß der lebendige Umgang der Seele mit Gott erkaltete, je mehr der Sinn des Menschen das Bewußtseyn verlor, des über der Sinnenwelt stehenden selbständigen Gottes, desto mehr richtete sich die ganze Aufmerksamkeit auf das in der Erscheinungswelt sich offenbarende Leben, welches freilich kein sittliches ist. Hatte so die Lust an der Sünde und am Ungöttlichen den Menschen ganz von dem Schöpfer hinweg in die Schöpfung herabgezogen, so

lag der Irrthum nahe, daß der Scharfsichtigere, die Erkenntniß eines heiligen, selbständigen Gottes über der Welt verläugnend, den Inbegriff jenes in der Erscheinungswelt sich offenbarenden Lebens für Gott hielt und dem Pantheismus den Ursprung gab; der Schwachsichtigere dagegen, welcher nicht vermochte, von dem vor Augen Liegenden absehend, zu einem großen Ganzen seinen Blick zu erheben, in jeder einzelnen Erscheinung den einzelnen Gott zu sehen meinte und auf diese Weise den Polytheismus entstehen ließ. So sehen wir bei diesem Gegenstande aufs klarste das Band der Verwandtschaft zwischen Sünde und Irrthum. Jener Uebergang vom Monotheismus zum Pantheismus bestätigt sich uns auch auf eine merkwürdige Weise durch die Erwägung des Charakters mehrerer Sagen der alten Sagenwelt. Wir bemerken nämlich, wie viele Sagen, welche in der ältesten Welt einen sittlichen Charakter haben, in der späteren Zeit denselben gegen die physische Bedeutung vertauschen. So z. B. hat die Lehre der Seelenwanderung bei den alten Indiern und wahrscheinlich auch bei den Pythagoräern einen rein sittlichen Gehalt zum Zeichen ihrer Identität mit der Sündenfalls-Lehre. Monu, der Gesetzgeber, lehrt bei den Indiern[6]): „Von vielfaltigem Dunkel umkleidet, ihrer Thaten, Lohn, Zieles bewußt, sind diese all mit Freud' und Leid-

6) Schlegel, über die Weisheit der Indier S. 279.

gefühl begabt. Diesem Ziele zu nun wandeln sie, aus Gott kommend bis zur Pflanz' herab, in des Seyns schrecklicher Welt hier, die stets hin zum Verderben sinkt." — Weit anders dagegen finden wir diese Lehre bei den spätern Indiern und in der Buddha-Religion, wo die Seelenwanderung nur die Auseinanderlegung und sich selbst Begreifung des göttlichen Wesens ist, und wenn bei Plato man Zweifel erhoben hat, ob er wirklich der Seelenwanderung sittliche Bedeutung beilege, so ist es wenigstens unstreitig, daß bei den Neu-Platonikern neben der sittlichen Ansicht derselben auch die physikalische oder richtiger fatalistische statt fand. Desgleichen finden wir in den griechischen Mythen vom Zwiespalt noch ein sittliches Moment, bei den Philosophen hingegen, wie bei Empedokles, Pythagoras in ihren Lehren von der Liebe und dem Zank, von dem Geraden und Ungeraden verschwindet dies[7]. Was aber die Entstehung des Polytheismus aus dem pantheistischen Hylozoismus betrifft, so giebt dieselbe als eine sehr natürliche schon der Pythagoräer Perictyon an indem er[8]) sagt: „Wer im Stande ist, alle Gattungen aufzulösen in eine und dieselbige Grundkraft (ἀρχη) und aus dieser wieder zusammenzusetzen und zusammenzuzählen, dieser scheint der Weiseste zu seyn und der

Wahr-

7) Vergl. Plut. de Iside et Os. c. 48.

8) In Stobaei Serm. I. ed. Aureliae Allobr. 1609.

Wahrhafteste, auch scheint er einen schönen Wartthurm aufgefunden zu haben, auf dem man Gott sehen kann, und alles was ihm zugehört in passender Verbindung und Ordnung an seinen gehörigen Ort gestellt erblicken." Eben so ward die Bedeutung des Polytheismus bezeichnet von der stoischen Schule. Diese materialistischen Pantheisten nahmen einen materialistischen Gott an, das geistige Feuer, welchem die Erscheinungswelt als Substrat der Thätigkeit in innigster Vereinigung verknüpft sei. Vermöge dieses Hylozoismus konnten sie denn auch sehr wohl sich an den im Volke verbreiteten Polytheismus anschließen, und erklärten sodann die einzelnen Götter für die Grundkräfte des Weltalls. Zeno spricht so[9]: „Gott ist der Urheber und gleichsam Vater des Alls, sowohl im allgemeinen, als in Rücksicht auf den Theil von ihm, der Alles durchdringt, und mit vielen Namen benannt wird, je nach den Kräften (κατα τας δυναμεις). Dis heißt er, weil alles durch ihn ist; Zeus, weil alles durch ihn lebt (ζην); Athene, weil seine regierende Kraft in dem Aether ausgedehnt ist (τεινειν); Here, weil sie in der Luft ist u. s. w." — Eben so Pseudo-Plutarch von den Stoikern[10]: „Der Geist geht durch die ganze Welt, zufolge ihrer Lehre, Benennungen nimmt er aber verschiedene von der Gesammtheit

9) Bei Diogenes Laertius. l. 7. §. 147.

10) Plutarch de placitis phil. l. 1. c. 7.

der Materie, je nach ihren verschiedenen von ihm belebten Theilen[11])." Wie es nun überhaupt gar keinen Irrthum giebt, dem nicht eine entstellte Wahrheit zu Grunde läge, so lag freilich auch in diesem Irrthum das Wahre, daß der Mensch überall in der sinnlichen und geistigen Welt nur die Erscheinungen sieht, ohne das Wesen je zu erfassen. Clemens Alexandrinus war derjenige unter den christlichen Kirchenvätern, welcher am meisten darauf bedacht war, aus jedem Irrthum die verstellte Wahrheit herauszufinden. So giebt er denn auch hier uns einen schönen Wink, indem er sagt[12]): Gott sei überhaupt durch gar keinen Namen zu bezeichnen, jeder Name gebe immer nur einen Theil seiner Vollkommenheiten an, nur wenn man alle möglichen Namen Gottes zusammenfasse, vermöge man Gott zu nennen.

In dem Angegebenen haben wir die Hauptquellen der heidnischen Götterlehre kennen gelernt und insbesondere der Naturgötter. Außerdem ist nur noch zu berücksichtigen die Vergötterung ausgezeichneter Menschen und Wohlthäter des menschlichen Geschlechts. Hieraus vornämlich leitet den Ursprung des Götzendienstes der Verfasser des Buchs der Weisheit C. 14. V. 17, 18, 19. „Desselbigen gleichen, welche die Leute nicht konn-

11) Vgl. Cicero de Nat. Deor. l. II. c. 40. — Seneca de Trenes. IV.

12) Clemens Alex. Stromata l. V. c. 12.

ten unter Augen ehren, darum, daß sie zu ferne wohnten, ließen sie aus fernen Ländern das Angesicht abmahlen, und machten ein löbliches Bild des herrlichen Königs, auf daß sie mit Fleiß heucheln möchten dem Abwesenden als dem Gegenwärtigen. So trieb auch der Künstler Ehrgeiz die Unverständigen, zu stärken solchen Gottesdienst. Denn welcher dem Fürsten wollte wohl dienen, der machte das Bild mit aller Kunst aufs feinste." — Diese Ansicht war schon früh von Griechen selbst vorgetragen worden, worunter die berühmtesten Ephorus, der Schüler des Isocrates, dessen Prinzipe wir in der Bibliothek des Diodorus von Sicilien finden, und Euhemerus in seinem berühmten Werke Ἱερα ἀναγραφη. Auch die christlichen Glaubens-Vertheidiger folgten am meisten dieser Ansicht von der Mythologie, weswegen auch auf eine treffende Weise Clemens Alex. die Tempel der Götter Grabstätten der Götter nannte, wie die Mausoleen Grabstätten der Sterblichen [13]). Es ist diese Ableitung der Götter nicht gänzlich zu verwerfen, wie von den Neu-Platonikern und Eklektikern geschehen, welche besonders den Euhemerus heftig bestreiten [14]). Denn die Götterlehre der Alten ist korinthisches Erz aus den mannichfachsten Bestandtheilen zusammengesetzt, und gewiß finden sich auch unter den Göttern der Hei-

13) Vergl. Eusebii Praep. Evang. l. II. c. 6.

14) S. Plut. de Iside et Osiride c. 24.

den vergötterte Menschen, doch ist diese flachere Ansicht zu oft bei Betrachtung der Mythologie vorherrschend gewesen, weil sie die leichteste ist.

Betrachten wir nun noch den Ursprung der Bildsäulen und Gemälde der Götter. Eine alte fabelhafte Sage setzt denselben in das Zeitalter des Seruch [15]). Dieser habe aus Ehrfurcht sich Bilder seiner Vorfahren gemacht, seine Nachkommen aber haben denselben göttliche Ehre erwiesen. Es wird diese Sage von vielen abendländischen Geschichtschreibern (z. B. Kedrenus), und auch von morgenländischen, wie Mirchond, wiederholt. Auch der Verfasser des Buchs der Weisheit leitet die Entstehung der Bildsäulen von Abbildungen von Menschen her, C. 14. V. 15. [16]). Allein, wenn auch vielleicht in einzelnen Fällen dem so war, so läßt sich doch nicht läugnen, daß diesem ganzen Gebrauche ein weit größeres und tieferes Gefühl zu Grunde lag. Dieses wird vortrefflich ausgesprochen von dem heidnischen Rhetor Dio Chrysostomus [17]): „Wegen der Unvollkommenheit aller unserer Abbildungen Gottes wolle nur Keiner sagen, es wäre besser gar keine Bilder zu haben und lieber blos zum Himmel aufzublicken. Der Verständige betet die

---

15) S. Suidas unter Σερουχ.

16) Eben so mehre Apologeten, z. B. Lact. Inst. div. l. II. c. 2.

17) Dio Chrysost. Orationes ed. Reiske Or. XII. p. 405.

seeligen Götter an, als fern von uns seiend, allein allen Menschen wohnt eine gewaltige Sehnsucht bei die Götter nahe zu verehren und anzubeten. Denn gleichwie Kinder, vom Vater und von der Mutter fortgerissen, eine gewaltige liebevolle Sehnsucht empfinden, oft nach den Abwesenden die Hände ausstrecken und oft von ihnen träumen, so wünscht auch der Mensch, welcher die Götter wegen ihrer Gütigkeit gegen uns und ihrer Verwandtschaft mit uns, herzlich liebt, stets um sie zu seyn und mit ihnen umzugehn; so daß viele Barbaren, unkundig der Kunst, selbst Berge und Bäume Götter nannten, um diese sich näher zu wissen." — Dieses hier ausgesprochene Verlangen war für suchende Seelen schon in Erfüllung gegangen, als Dio jene Worte schrieb. Der Sohn Gottes war schon in der Welt erschienen, der Abglanz des Vaters und seine Herrlichkeit schon von den Sterblichen erblickt worden, einem jeden, der ihn sah und verstand, ließ er ein unvertilgliches Bild im Herzen zurück, und einem jeden, der noch jetzt von ihm hört, drückt sich das flammende Bild seiner Majestät in die geheiligte Seele. — Weniger der Empfindung der niedrigen Menschenclassen gemäß, aber ebenfalls sinnreich sagt Porphyrius von der Erfindung und Bedeutung der Bildsäulen [18]): Gott werde in der Sinnenwelt

---

18) Euseb. Praep. l. III. c. 7.

durch dasjenige abgebildet, was mit seinem geistigen Wesen am übereinstimmendsten sei, und in dem Bruchstücke einer verlorenen Schrift [19]), bedient er sich des Vergleichs, die Bildsäule verhalte sich zu dem Gotte, wie das geschriebene Buch zu dem darin ausgedrückten Gedanken; der Thor sehe das Buch bloß für Rinde und Pergament an, aber der Weise erkenne seinen Sinn. — Athanasius [20]), welcher denselben von den Heiden gebrauchten Vergleich anführt, setzt hinzu: So sollten sie doch aber nicht den Namenszug des großen Königs höher schätzen als ihn selbst. Betrachten wir nämlich das Wesen der menschlichen Natur, so sehen wir, daß es immer sehr gefährlich ist, den Menschen außen suchen zu lassen, was er nur im Innern seiner eignen Brust suchen sollte, daß er aber bei den von der Kunst gebildeten Göttergestalten nur zu leicht dahin kommt, sein Gemüth beim Aeußern stehn bleiben zu lassen, ohne die Offenbarung Gottes in einer geheiligten Menschenseele recht zu beachten. Uebrigens rechtfertigten in der spätern Zeit auch die Christen ihre Bilder von göttlichen Wesen durch den Grund, daß bei dem rohen Volk, das nicht lesen könne, das Bild die Stelle der heiligen Schrift vertrete, und man sonst, wenn man allem Mißbrauch vorbeugen wolle, auch keine Kirchen bauen müßte, damit

19) Euseb. Praep. l. III. c. 7.

20) Athan. Opp. T. 1. p. 23.

nicht das Volk auf den Gedanken käme, Gott wohne in Mauern eingeschlossen [21]).

II.

Beurtheilung der heidnischen Religion von den Heiden selbst.

Wie sich das innere religiöse Leben der Heiden unter dem Volke gestaltet hatte, davon wissen wir wenig oder nichts; wir sind daher auch nicht im Stande anzugeben, ob und in wiefern unter den ungebildeten Ständen sich die Sehnsucht nach etwas Besserem aussprach. Das sogenannte gemeine Volk ist gewöhnlich noch lebendiger für wahrhafte Religiosität empfänglich, weil es seine Bedürfnisse sich nicht hinweggeklügelt hat, weil keine trügliche blendende Weisheit dem Sehnen der gottverwandten Seele, wenn sie einmal aus ihrem Sündenschlummer erwacht, scheinbare Befriedigung giebt [22]). Schon aus diesem Grunde müssen wir glauben, daß auch unter dem heidnischen Volke mancher Einzelne war, der in der Stille trauerte, daß sein Ver-

---

21) S. Gregor d. Gr. in seinen Briefen an Serenus, und Walafried Strabo.

22) Die treffliche Stelle bei Lactanz: Nam vulgus interdum plus sapit quia tantum quantum opus est sapit. Lact. Instit. l. 3. c. 5.

langen nach himmlischem Troste nicht gestillt wurde, daß er kein höheres göttliches Ideal hatte, welches er unter den Mühseeligkeiten des Lebens als des Lebens eigenstes Ziel verfolgen konnte. Ein kleines Beispiel von der Gestaltung der frommen Empfindungen bei dem Volke unter den Alten giebt uns Tertullian, wenn er berichtet, daß es bei Gemüthsbewegungen sich nie mit seinen Ausrufen zu den Göttern gewandt habe, sondern sich der Worte bedient: Bei Gott! So wahr Gott lebt! Soll mir Gott helfen! auch habe sich der Blick dabei nicht nach dem Capitol gekehrt, sondern zum Himmel. Hieher gehört auch die interessante Bemerkung des Aulus Gellius[23]), daß die alten Römer bei Erdbeben nicht zu irgend einem der bestimmten Götter zu beten pflegten, sondern nur zu Gott im Allgemeinen, als dem Unbekannten [24]). Schon deswegen aber sind die Nachrichten über die Empfindungen des Volkes so sehr gering, weil der schreibende Theil desselben, sich zu den Gebildeten rechnend, die Gemüthsentwickelung der niederen Klassen als eine von der seinigen ganz verschie-

---

23) Noctes Atticae. l. I. c. 28.

24) Lactantius, der dies weiter ausführt, bemerkt, gerade im Unglück und in Gefahr haben sie sich der Benennung Deus vornehmlich bedient, postquam metus deseruit, et pericula recesserunt, tum vero alacres ad *Deorum* templa concurrunt, his libant. De Inst. div. II. c. 1.

dene und niedere betrachtete. Da wo aber die Gebildeteren die Empfindungen der Ungebildeten noch einigermaßen beachteten und aussprachen, finden wir auch wirklich manche äußerst gehaltvolle Äußerungen über die Götter, die Mangelhaftigkeit des Heidenthums und den wahren Charakter der Frömmigkeit, nämlich in den Lustspieldichtern der Griechen, von denen wir leider nur Fragmente haben[25]). Wie anders finden wir es dagegen beim Beginn der Reformation, deren Geschichtschreiber uns unzählige, äußerst rührende Züge aus dem geistigen Leben des nach jener religiösen Umwälzung sich sehnenden Volkes liefern, weil sie eben ein und denselbigen Geist Gottes im Niedrigsten des Volkes thätig erkannten, welcher sie selbst zu einem heiligen Leben erweckt hatte[26]).

Wenn nun unter den gebildeten Griechen und Römern das lebendige Gefühl des Herzens weniger dazu beitrug, die Nichtigkeit jenes Gottesdienstes einzusehen, wie sie denn selbst an die Stelle desselben nur abstracte Systeme zu setzen suchten, so war dafür ihre Erkenntniß um so

---

25) Man sehe die wichtigen Bruchstücke von Philemon, Menander, Diphilus bei Clem. Alex. Strom. l. V. und in dem Buche de Monarchia Dei.

26) S. die trefflichen Bemerkungen über die Reformation in: Georg Müller's Reliquien. Leipzig, 1806. B. 3.

viel geläuterter und sah theoretisch das Verderbliche einer solchen Glaubenslehre leicht ein. Unter den Aeltesten von diesen Zeugen der Wahrheit verdient erwähnt zu werden der Eleate Xenophanes. Dieser tiefblickende Mann schloß seine Schrift über die Natur mit den trefflichen Worten: Niemand hat Gewisses erkannt, noch wird ers erkennen über die Götter und was ich vom Weltall sage. Denn, wenn er auch selbst das Vollendetste sagte, weiß er es dennoch nicht, sondern Wahn ist über alles verhängt. — Ganz wahr, wenn allein die Leiter syllogistischer Beweisführung den Menschen zum höchsten Wesen hinaufleiten soll, in dieser Rücksicht verdient auch Xenophanes das Lob mit Recht, was ihm Timon, der Menschenhasser, gab, der ihn den Denker ohne Dünkel nannte; nur war auch in dieser Behauptung der scharfsinnige Weltweise nur der Nehmende, der aber dem Menschen nichts statt des Genommenen zu geben vermochte. Xenophanes unterschied sich indeß auch dadurch von den andern Philosophen, daß, was seine etwelche Ueberzeugung von den Göttern war, er frei aussprach, sollte er auch mit den Volksmeinungen in grellen Widerspruch treten, es war ihm wirklich darum zu thun, das Volk zu bilden. Er lehrte[27]): „Ein Gott ist nur unter den Menschen

---

27) S. Sextus Empir. adv. Mathem. VII. §. 49.

und Göttern der größte, weder an äußerer Gestalt, noch am Geiste dem Menschen vergleichbar." — „aber die Sterblichen meinen, die Götter werden gezeuget, seien an Sinn ihnen gleich, an Stimme und Körper." — Hätten aber die Stiere Hände oder die Löwen, mit den Händen zu zeichnen, oder Geschäfte der Menschen zu verrichten, so würden die Pferde den Pferden, die Stiere den Stieren ähnlich die Gottheit darstelstellen, und solche Körper ihnen leihen, wie sie selbst sie besitzen[28]." Den Verfolg dieser Verse giebt im Auszuge Theodoretus[29]; Xenophanes sagt nämlich, noch deutlicher als selbst die Täuschungen der Schauspieler zeige sich darin die Täuschung mit den Götterbildern, daß die Aethioper ihre Götter schwarz mit stumpfer Nase bildeten, wie sie selbst, die Thraker röthlich u. s. w. Dieselben Gründe gegen die Vermenschlichungen der Götter hat Cicero De Natura D. I., 27 und 29. Allein auch hier können wir aus dem Irrthum die zu Grunde liegende Wahrheit herausfinden. Es ist freilich wahr, was Epicharmus in einem Bruchstücke[30]) sagt, daß jedes Geschlecht der Wesen sein eignes Urbild für das schönste hält; allein dies hangt damit zusammen, daß kein Wesen vermag über die ihm vom Schöpfer gesetzte Gränze

---

28) Clem. Alex. Strom. V. 14. Euseb. Praep. XIII. c. 13.

29) De affect. curat. disp. III. p. 780. ed. Hal.

30) Diog. Laert. III. §. 16. im Leben Platos.

hinauszuschweifen. Ein jedes sieht Gott in dem Urbilde seiner eignen Gattung und erkennt nur durch die seinem eignen Dasein zu Grunde liegende Idee den Begründer alles Daseins, indeß erkennt es darum denselben nicht minder wahr. Es ist das Eine große Antlitz, das sich in den Spiegeln aller Urbilder der Gattungen und aller einzelnen Individualitäten spiegelt; von den kleineren Spiegeln beschränkter, von den größeren vollkommener, von allen aber wahrhaft zurückgestrahlt wird, wie dieses schön die Emanationslehre des kabbalistischen Buches Sohar durch dasselbe Bild ausmalt. Eben hierin liegt ja auch der tiefe Gehalt der keineswegs zu verwerfenden, sondern nur mit Weisheit zu gebrauchenden Anthropomorphismen und Anthropopathismen. — Xenophanes griff aber auch die Vorstellungen der Götter an, die in den Dichtern der Griechen sich finden, welche nicht allein unpassend, sondern auch schmählich und unwürdig. Er sagt: Alles legten Homer und Hesiod den Göttern bei, was bei Menschen schmachwürdig und schlecht, stehlen, ehebrechen und wechselseitig betrügen [31]). Daher nannte ihn auch Timon: des Homerbetruges Verhöhner Ὁμηραπατης ἐπικοπτης. — Fast noch härter als Xenophanes äußerte sich gegen die Dichter Heraklitus von Ephesus [32]). Dieser sagte: Homer müsse aus

31) Sext. Emp. adv. Math. X. 193.
32) Diog. Laert. IX. §. 1.

den Wettstreiten ausgestoßen werden und Backenstreiche empfangen, und Archilochus gleichfalls.

Nächst Xenophanes verdient sogleich derjenige angeführt zu werden, welcher wie unter den Heiden der größte, so dem Christenthum der nächste ist, Sokrates. Verwerfend den tief im Charakter seines Volkes gegründeten Hang zu luftiger und fruchtloser Speculation, abhold allem demjenigen, was nicht unmittelbar auf das sittliche Leben des Menschen einwirkt, brachte er durch seine Winke und seine einzelnen Lehren einen neuen Samen unter das griechische Volk, der, wenn auch hernachmals noch so sehr wieder der griechischen Form unterworfen, dennoch sechs Jahrhunderte hindurch das Kleinod aller ernst für das Heilige und Göttliche fühlenden Griechen und Römer war. Sokrates Unwissenheit war nicht Lehre, sondern Empfindung, zwischen welchen, wie Hamann sagt, ein größerer Unterschied ist, als zwischen dem lebenden Thier und dem anatomischen Gerippe desselben. Diese empfundene und tief im Innern gefühlte Unwissenheit brachte ihn dahin, mit Selbstverläugnung Lehrer des Volkes zu werden, dahin ihn Gott gestellt hatte. Er folgte dem Dämonion, so weit es ihm nicht abrieth. Es rieth ihm aber ab, geradezu diejenige Götterwelt dem Volke zu nehmen, an der alle Sittlichkeit desselben hing, die noch vorhanden war; es rieth ihm ab zu unternehmen, was über seine Kräfte ging, denn daß nicht Furcht ihn darüber schweigen ließ, würde

wenigstens der Ausspruch zeigen, den er bei Plato thut (im Criton): „Daran müssen wir uns also gar nicht kehren, was das Volk sagt, sondern was der Kenner des Rechten und Unrechten, der Eine und die Wahrheit selbst.“ Er verfuhr daher nach jenem Weisheits-Princip, das er dem Delphischen Apoll abgelernt οὐ λεγει οὐδε κρυπτει ἀλλα σημαινει, er sagt es nicht, er verbirgt es nicht, aber er deutet es an. Seine Lehre von der Gottheit war die: Der überaus zweckmäßige und kunstvolle Bau des Menschen, der kleinen Welt, wie die zweckmäßige und wunderbare Einrichtung des ganzen Alls sind ein Zeugniß für den Unsichtbaren, der, ob er auch selbst nicht erscheint, doch aus seinen Wirkungen erkannt wird, gleich wie die Seele aus ihren Thätigkeiten. „Dies,“ sagt Sokrates in der merkwürdigen Stelle Memor. l. IV. c. 3. zu Euthydemus, „dies — nämlich, daß die Götter den Menschen übernatürliche Offenbarungen ertheilten, in Bezug auf welche Euthydemus vorher gemeint hatte, Sokrates schiene ganz besonders derer gewürdigt zu seyn — wirst auch du, o Euthydemus, erkennen lernen, wenn du nicht wartest, bis du die Gestalten der Götter siehst, sondern, wenn es dir genügt, ihre Werke sehend, die Götter anzubeten und zu verehren[33]). — Sokrates vermied jede genauere

33) Denselben Gedanken, daß die Heiligung des Men-

rklärung über das Wesen Gottes, als welches
m Menschen unfaßlich sey. „Bedenke" —
igt er dem Euthydemus a. a. O. — „daß die
Sonne, die allen sichtbar ist, dennoch Niemandem
laubt, sie genau anzusehen, sondern wenn je-
and auf ungebührende Art sie zu schauen ver-
cht, raubt sie ihm das Gesicht. Selbst die
Diener der Götter[34]), Donner und Wind, sind
en Menschen ihren Wirkungen nach bemerkbar,

---

schen für ihn der Weg ist, die Erkenntniß des Göttlichen zu erlangen, spricht schön aus der Muhammedaner und nachherige Chalif Omar in dem Buche Ghasali's über die vierzig Grundsätze cod. ms. Bibl. Reg. Berol. p. 6. Harira erzählt, daß einst der Prophet an sie herangetreten sei, als sie gerade von der Vorherbestimmung mit einander redeten, und habe zornig sie gescholten: Was höre ich? Bin ich deswegen an euch abgeschickt? Hab' ich nicht hundertmal gesagt, darüber sollt ihr nicht streiten? Ahmt lieber dem Omar nach! Da man ihn fragte, was die Prädestination sei, antwortete er: Ein sehr tiefes Meer. Da man die Frage wiederholte, sagte er: Ein sehr dunkler Weg. Als man aber noch einmal ihn fragte, rief er aus: Es ist ein Geheimniß, welches, da Gott es verdeckt hat, ich nicht aufhüllen will. Wer die Geheimnisse der Könige erforschen will, weicht nicht von ihren Pforten und übt eifrig ihre Gebote. So thue auch du, willst du die Geheimnisse Gottes kennen lernen." —

34) Ps. 104, 4. Du machst die Winde zu deinen Dienern u. s. w.

an sich aber unsichtbar[35]).“ — Zu dieser weisen Unwissenheit über das Wesen Gottes fügte Sokrates die Erklärung hinzu über den allein richtigen Weg zur Seligkeit des Menschen, und begründete hierdurch die wahre Erkenntniß des Wesens Gottes, die er auf dialectischem Wege aufgegeben hatte. Socrates lehrte, daß der einzige Weg zur wahren Seligkeit des Menschen Gottähnlichkeit sey, er verwünschte diejenigen, qui primum honestum et utile, natura cohaerentia, opinione distraxerunt[36]), und setzte also Heiligkeit und Seligkeit als gleichbedeutend, wodurch zu aller wahren Frömmigkeit der Grund gelegt wurde. — Durch diese practische Lehre von Gott und den göttlichen Dingen wurde Samen ausgestreut, welcher, obgleich Sokrates selbst das Heidenthum nicht angriff, dennoch, aufgenommen von vielen warmen Gemüthern, auf die spätesten Zeiten hinaus wirkte und auf mancherlei Weise Gegenwirkung gegen die Götterlehre veranlaßte. Unter den unmittelbaren Nachfolgern Sokrates ist zuerst auszuzeichnen Xenophon. In einem Brie-

35) Die Posse des Aristophanes, die er Wolken benannte, war wahrscheinlich ein Spott darauf, daß Sokrates von den Götzenbildern hinweg auf den einzigen Gott im Himmel verwies. So sagt nach demselben Mißverstande Juvenal von den Juden: Nil praeter nubes et coeli numen adorant.

36) Cicero de off. III. 3.

riefe an Aeschines[37]) sagt er: Denn daß die
ttlichen Dinge jenseit unserer Erkenntniß lie-
n, ist jedem klar; es genügt also, Gottes über
es erhabene Macht zu verehren, indem er selbst
der leicht zu finden ist, noch es recht ist, über
t zu grübeln. Brauchen doch auch die
rechte nicht die Natur ihrer Herren zu
ssen, da ihnen vielmehr nichts zu-
immt als zu dienen." In diesen vortreff-
hen Worten des Heiden liegt der Grund, war-
das Christenthum keine Offenbarung meta-
ysischer, sondern practischer Wahrheiten den
enschen gab. Es kam nicht darauf an, das
esen Gottes und die Relationen der drei Per-
nen der Gottheit kennen zu lernen, sondern den
illen Gottes zu erfahren, zugleich mit den se-
nsreichen Wirkungen, welche von dem Schöp-
und Erhalter, dem Erlöser und dem Heiliger
die menschlichen Herzen ausgehen. — Jene So-
tische Gesinnung über das Verhältniß Gottes
den Menschen finden wir auch noch in einigen
dern Stimmen Griechenlands, bei dem Tragi-
, welcher aussprach[38]): „Verbergen es die
ötter selbst, so kannst das Wesen Got-
s du nicht kennen lernen, auch wenn du
es betrachtend umhergehst[39])." und bei

Stobaei Serm. ed. Aureliae Allobrog. 1609. Sermo 78.
Bothe Fragm. Soph. No. VI. aus Stobäus.
Verwandt ist der Ausspruch des Arabers Abul Hussein

dem Komiker Philemon[40]): „Glaube an einen Gott und verehre ihn, speculire aber nicht über ihn. Du vermagst doch nicht mehr, als eben zu speculiren. Ob er ist, ob er nicht ist, wolle nicht lernen. Verehr' ihn stets als seiend und dir nahe seiend. Was aber Gott ist, das will er selbst nicht, daß du lernest." — Nächst Xenophon ist Plato zu erwähnen. In Plato sehen wir den practischen Sinn des Sokrates, der sich kaum einigermaßen über den Grundcharakter des griechischen Volkes als solchen erhoben, wieder mehr mit der griechischen Form überkleidet werden, und auch nicht selten darin untergehn. Wir sehen in Plato die intuitive Erkenntnißweise mit der discursiven vereinigt, den Tiefsinn mit dem Scharfsinn, das Morgenland mit dem Abendlande, doch stets mit Ueberwiegung des letzteren. Dieser Kampf der zwei verschiedenen Elemente zeigt sich auch bei

Nuri in Dschamis Frühlingsgarten cod. ms. Buch 1.: „Wenn Gott selbst sich jemandem verbirgt, kann kein Wegweiser und keine Nachricht zu ihm führen. Wenn unser Geliebter nicht selbst unter dem Schleier sein Antlitz hervorstreckt, vermag niemand den Schleier ihm abzuziehen, und wiederum, wenn die ganze Welt zum Schleier wird, ist nichts zu fürchten, wo Er seine Schönheit zeigt." — Dem liegt die Wahrheit zu Grunde, daß durch willkührliches Laufen Gott nicht gefunden wird, sondern durch Gottes Erbarmung.

40) Stobaei Eclogae ed. Heeren, No. 5.

ihm auf dem religiösen Gebiete. Er schwankt zwischen dem Mythischen und rein Speculativen, statt wie Sokrates in der einfachen Form der Lebenssprache seine Ueberzeugungen zu geben. Was Plato im Politikus sagt, es sei schwer, beim Darstellen von etwas Höherem sich nicht der παραδειγματα zu bedienen, ist in sich ganz wahr, und so hat es denn auch Plato auf das Religiöse angewandt, indem er von der einen Seite gar nicht die Religionsmythen seines Volkes verschmäht, gewöhnlich aber denselben einen feinen und wahrhaft erhabenen Sinn entlockt, wie z. B. in der Mythe von Kronos, der im goldenen Alter der Welt der Hirt der Heerde der Menschen; oder in dem trefflichen Mythus im Symposion von der Armuth, welche mit dem Reichthum als Kind die Liebe zeugt u. s. w.

Auf der anderen Seite sind die speculativen, wiewohl ebenfalls parabolisch dargestellten Schilderungen Gottes bei Plato das Höchste, was der menschliche Geist erstreben kann. Gott ist nach ihm als der Begründer alles Seyns über alles erscheinende Seyn erhaben und nicht dieses Seyn selbst; so wie die Sonne in der sichtbaren Welt weder das Organ des Gesichts ist, noch auch das Gesehene, so verhält sich Gott zu allem Gedachten, er ist das Vermittelnde zwischen dem Denkenden und Gedachten [41]). Wie konnte es bei diesen erhabenen Vor-

41) De Republ. l. VI.

stellungen, die jener große Geist vom göttlichen Wesen hatte, anders seyn, als daß er auch die Einheit desselben erkannte. Er spricht sie zwar nicht geradezu aus, allein sie liegt schon in seiner Bezeichnung το αὐτο ἀγαθον das schlechthin Gute. Bei dieser richtigen Erkenntniß von göttlichen Dingen sah er auch das Traurige ein, daß der Volksglaube so wenig dem nachkäme, und sprach seinen Unwillen über die von den Dichtern auf die Götter gedichteten entehrenden Mythen aus, welche am allerwenigsten den Kindern in die Hände gegeben werden dürften. Er sagt (im 2ten B. der Republik): „Vornämlich sind die größeren Lügen des Homer und Hesiodus zu tadeln, denn das ist doch am schlimmsten gelogen, wenn jemand in seiner Rede auf eine schlechte Weise die Natur der Götter und Heroen darstellt, welches dem Unternehmen des Malers zu vergleichen ist, der einen Gegenstand ähnlich malen wollte und nichts ähnliches malt. — Zuerst nämlich hat doch die wichtigste Lüge in den wichtigsten Dingen gelogen, wer da sagt, daß Uranos das gethan, was Hesiodus ihn thun läßt, und dann auch wie Kronos ihn bestraft habe. Kronos Thaten aber und vom Sohne erlittene Schmach dürften, auch wenn sie wahr wären, wie mich däucht, gar nicht so leichtsinnig an Unverständige und junge Leute erzählt, sondern weit lieber verschwiegen werden; wäre aber eine Nothwendigkeit vorhanden, sie zu sagen, so müßten sie insgeheim so Wenige als

möglich hören, die nicht bloß ein Schwein, sondern irgend ein großes und seltenes Opfer geopfert hätten, so daß nur den Wenigsten möglich wäre, es zu vernehmen. Dergleichen Sagen dürfen in unserem Staate gar nicht ausgesprochen werden, am wenigsten vor einem jungen Menschen, welcher, wenn er auch das Aeußerste thäte, ja, wenn er auch den Vater auf alle Art wieder züchtigte, von dem er beleidigt worden, nichts Ungewöhnliches zu thun meinen würde, sondern nur das auszuüben, was auch die größten und besten der Götter thun. Auch ist es keinesweges weder schicklich, wenn es heißt, daß Götter mit Göttern kriegen, sich nachstellen und kämpfen, noch wahr, wenn wir nämlich an denen, welche den Staat bewahren sollen, wechselseitige Feindschaften für das abscheulichste halten müssen, noch weniger wird man die Fabeln von den Gigantenkriegen und vielen und mannigfaltigen andern Feindschaften der Götter und Heroen gegen ihre Verwandten und Befreundeten ihnen erzählen und vorsingen dürfen. Vielmehr wenn wir im Stande sind, sie zu überreden, daß nie ein Bürger dem anderen feind war, wie denn dies auch gar nicht recht sei, so müßten Greise, Matronen und Erwachsene dies vorzüglich schon gleich den Kindern sagen, die Dichter aber muß man nöthigen auf gleiche Weise zu dichten. Wie dagegen Here von ihrem Sohn gefesselt worden, wie Hephaistos, da er seiner Mutter zu Hülfe kommen wollte, von seinem Vater herabgestürzt wurde,

und alle jene von Homer erzählten Götterkämpfe dürfen wir in unserem Staat nicht aufnehmen, mögen sie einen geheimen Sinn haben oder nicht. Denn der Jüngling ist ja nicht im Stande, zu beurtheilen, was einen geheimen Sinn hat und was nicht, sondern was er einmal in diesen Jahren von Meinungen angenommen, pflegt unaustilgbar und unausrottbar zu seyn. Deshalb müssen wir alles anwenden, damit das, was sie zuerst hören, solche Fabeln seien, welche sie zur Tugend leiten können. — Aber wenn uns nun auch Jemand dies fragte, wie beschaffen und von welcher Art dergleichen Fabeln seyn sollen, was werden wir darauf antworten? — Es werden solche Beschreibungen stets von Gott gegeben werden müssen, wie Gott wirklich ist, mag man ihn in epischen, lyrischen oder tragischen Gesängen darstellen. Eine Wahrheit wird also für alle Redner, wie für alle Dichter zur Leiterin dienen: „Nicht aller Dinge, sondern nur des Guten ist Gott Urheber." — Dieselben Gesinnungen legt Plato in einer anderen Stelle an den Tag[42]), nnd im Timäus[43]), wo er spottend die Götterfabeln der Dichter auf folgende Weise namhaft macht: „Was aber die Entstehung der übrigen Götter betrifft, so ist dies ein zu schwieriger Gegenstand für mich; wir müssen indeß Glauben zollen denen, die früher gere-

42) Eutyphron c. 6.
43) c. 40. p. 40. ed. Bekker.

det, die, wie sie selbst aussagten, Kinder der Götter sind, und also wohl genau ihre Vorfahren kennen. Es ist folglich nicht wohl möglich, den Kindern der Götter nicht zu glauben, wenn sie auch ohne wahrscheinliche und überzeugende Beweise sprechen; wir, die wir dem Gesetz folgen, müssen ihnen doch Glauben schenken, als solchen, die, wie sie sagen, von Familien-Angelegenheiten reden. Ihre Götter-Geschlechtstafeln sind nun folgende:" —

Aus eben diesem Zeitalter haben wir noch ein merkwürdiges Zeugniß gegen die bestehende Götterlehre von dem Redner Isokrates [44]), wo er gegen den Sophist Polykrates sagt: „Du hast dir die Wahrheit nicht lassen angelegen seyn, sondern bist den Lästerungen der Dichter gefolgt, welche abscheulichere Thaten und Züchtigungen von den Kindern der Unsterblichen aussagen, wie man kaum bei den verworfensten Menschen erwartet. Solche Dinge sagen sie sogar von den Göttern, welche Niemand von seinem Feinde zu sagen wagen würde. Denn sie beschimpfen sie nicht blos durch Beilegung von Diebstahl, Ehebruch und Tagelöhnerei bei den Menschen, sondern auch durch Beilegung vom Fressen der Kinder, Verschneiden der Väter, Beschlafen der Mütter und anderer Laster." — Wir knüpfen an diese Worte des Isokrates das gehaltvolle Ur-

44) Isocrates in Busuridis laudatione.

theil, welches Dionysius von Halicarnassus, der um die Zeit von Christi Geburt lebte, über die Römische Religionslehre im Vergleich mit der Griechischen fällte [45]): „Das bewundere ich an Romulus, daß er für den Grund des Bürgerrechts hielt etwas, von welchem alle Staatsmänner reden, was wenige aber zu bewirken suchen, zuerst das Wohlwollen der Götter, welches, wo es vorhanden, alles dem Menschen zum Besten lenkt. — Tempel, Kapellen, Altäre, Bildsäulen der Götter, wie auch deren Gestalten, Symbole und Kräfte, die Wohlthaten, die sie den Menschen erwiesen, die Feste, die jedem Gott oder Dämon gefeiert werden müssen, die Opfer, die sie von den Menschen wünschen, die Feiertage und Versammlungen, die Gottesfrieden, alles dies richtete er gerade so ein, wie die besten Einrichtungen der Art unter den Griechen. Die Sagen aber, welche in Bezug darauf überliefert werden, worin Lästerungen und Beschuldigungen sich finden, hielt er für entehrend, unnütz und unverschämt und verwarf sie insgesammt als solche, welche nicht nur nicht der Götter, sondern auch nicht einmal guter Menschen würdig wären, und lehrte dagegen die Menschen von den Göttern das Beste zu sagen und zu denken, keine der Götter unwürdige Begierde ihnen beilegend. Denn es erzählen die Römer weder, daß Uranos

45) Dion. Halicar. Antiqq. Romanae l. II. c. 67. So auch Eusebii Praepar. Evangel. l. II. c. 8.

von seinen Kindern verschnitten worden, noch daß Kronos seine Kinder verschlungen, weil er ihre Nachstellung gefürchtet, noch daß Zeus den Kronos vom Throne gestürzt und im Kerker des Tartarus seinen Vater verschlossen. Auch hört man bei ihnen nicht von Kriegen, Wunden, Fesseln, Schaarwerk der Götter bei den Menschen. Eben so wenig findet man bei ihnen ein trauriges und klagendes Fest, wo Weiber heulten und klagten über verschwundne Götter, wie die Griechen es wegen des Raubes der Persephone und des Todes des Dionysos feiern. Ja man wird auch, wiewohl die Sitten jetzt schon verderbt sind, nie bei ihnen jene Schautragungen Gottes, jene Korybantisch-Wahnsinnigen, jene Bacchanalien und geheime Weihen, jene Nachtwachen der Männer und Weiber zusammen in den Tempeln der Götter erblicken, noch ähnliche solche Gaukeleien; vielmehr zeugen alle auf die Gottheit Bezug habenden Handlungen und Reden eine Frömmigkeit, wie sie weder bei den Hellenen, noch Barbaren sich findet. Und was ich besonders bewundert habe, wiewohl eine unzählige Menge Völker in die Stadt gekommen sind, welche sich genöthigt sehen die vaterländischen Götter mit den hergebrachten Förmlichkeiten zu ehren, so hat doch die Stadt öffentlich keine jener fremden Religionen angenommen, wie dies bei so vielen andern geschehen ist; sondern wenn auch auf Grund eines Orakelspruchs fremde Heiligthümer aufgenommen wurden, so

hat sie dieselben doch ihren eignen Einrichtungen angepaßt, alles fabelhafte Lügenwerk davon entfernend. Dies zeigt sich z. B. bei der Verehrung der Götter-Mutter. Opfer und Festspiele stellen ihr die Prätoren nach den Römischen Gesetzen alljährlich an, Priester und Priesterin dabei ist aber ein Phrygier und eine Phrygierin. Diese ziehen durch die Stadt, fordern, nach ihrer Sitte, alle Monate ihren Almosen, Bildchen vor der Brust tragend und die Trommel schlagend, während die nachfolgende Menge die Gesänge der Götter-Mutter hersingt. Allein von den eingeborenen Römern bettelt keiner den monatlichen Almosen, noch läßt er hinter sich her singen, noch trägt er den bunten Mantel, noch feiert er die Göttin mit Phrygischem Ritus, was weder das Volk noch der Senat verlangt. So vorsichtig benimmt sich dieser Staat in Bezug auf die fremden Gebräuche und verschmäht jeden Mythus, der nicht anständig ist." —

Auch Seneca, bei Gelegenheit einer Rechtfertigung des Erwerbs und Besitzes seines großen Reichthums, äußert sich sehr frei über die unwürdigen Vorstellungen von den Göttern, welche besonders durch die Dichter in Umlauf gekommen. Er sagt[46]: „Mir schadet ihr eben so wenig damit, wie die, welche die Altäre der Götter umstürzen, aber es zeigt sich dabei die böse

46) Seneca de vita beata c. 26. Mit ihm stimmt völlig überein Plinius Histor. Nat. l. II. c. 7.

Gesinnung und die böse Absicht, auch wo sie nicht wirklich schaden kann. Ich trage eure Versündigungen eben so wie der große Jupiter die Thorheiten der Dichter, von denen der Eine ihm Flügel beilegt, ein Andrer Hörner, wieder ein Andrer Ehebruch und Nachtschwärmerei, Einer ihn wild gegen die Menschen, Einer als Räuber wohlgebildeter Knaben, ja als Verführer der eignen Anverwandten, noch Einer endlich als Vatermörder und Eroberer eines fremden, seinem Vater zugehörigen Reichs schildert; wodurch insgesammt nichts anderes bewirkt wurde, als daß den Menschen die Schaam vor der Sünde genommen worden wäre, wenn sie solche Götter geglaubt hätten." — Endlich ist noch Plutarch anzuführen, welcher in vielen Stellen nicht nur seiner moralischen Schriften, sondern auch seiner Lebensbeschreibungen [47]) die Mängel der poetischen Götterlehre tadelt und oft mit Schärfe rügt. Er hilft sich durch die ethische und physische Erklärung der anstößigen Sagen, indem er geradezu gesteht [48]): „Wären dieselben buchstäblich zu verstehen, so müßte man vor dem Munde, der solches sagte, ausspeien und ihn verfluchen." — Besonders wichtig ist in dieser Hinsicht sein wahrhaft goldnes Büchlein De audiendis Poetis. Er

---

47) S. Plut. Vita Periclis c. 39.

48) Plutarch de Iside c. 26.

geht davon aus, daß die Poesie Aegyptenland gleiche, von welchem Homer singt: ἐχει φαρμακα πολλα μεν ἐσθλα πολλα δε λυγρα: Es sind viele heilsame aber auch viele schädliche Arzeneien darin. Wegen dieser Gefahr dürfe indeß der Jüngling doch nicht gänzlich davon zurückgehalten werden, sondern man müsse vielmehr den wüthenden Gott durch den nüchternen (ein Ausdruck Platos, d. h. den Wein durchs Wasser) bändigen, so daß das Schädliche entfernt würde, ohne doch das Nützliche zugleich aufzuheben. Man müsse also mit der Voraussetzung zu den Gedichten hinzutreten, daß Vieles darin unwahr sei, Vieles hätten die Dichter mit Absicht erdichtet zum Schmuck oder als Vehikel (ὀχημα) der Wahrheit, Vieles hätten auch sie selbst aus irriger Einsicht falsch dargestellt. So wenn Homer singt:

Jetzo streckte der Vater hervor die goldene Wage,
Legt in die Schalen hinein zwei finstere Todesloose,
Dieses dem Peleionen und das dem reisigen Hektor —

so sei es klar, daß der Dichter wohl gewußt habe, die Sache habe sich nicht also verhalten, sondern er habe zum Schmuck der Rede es so gedichtet. Dagegen wenn Homer singt:

Zeus, welcher den Menschen Anordner der Kriege ist —

oder, wenn Aeschylus singt:

Gott giebt den Menschen Anlaß,
Wenn er ein Geschlecht gänzlich vernichten will —

so sei dies aus irriger Ueberzeugung der Dichter

geschrieben. In diesen Fällen müsse man entweder andere Aussprüche der Dichter aufsuchen, wodurch sie sich selbst widerlegen; wie z. B. wenn Euripides sagt:

Durch vielfache Gestalten der List
Täuschen uns die Götter, da sie weit klüger sind —

so antworte man mit dem Verse:

Wenn Götter etwas Schlechtes thun, so sinds nicht Götter.

oder man müsse gerade zu den Jüngling auf das Falsche aufmerksam machen, und nicht seyn wie die, welche an verehrten Gegenständen alles bewundern und nachahmen, am Plato auch die Krümme seines Nackens, am Aristoteles das Zischeln der Stimme." —

So sehen wir, daß die besseren und gebildeteren Heiden wohl begriffen, wie nicht blos thöricht, sondern auch verderblich und gefährlich die Religionslehren ihres Volkes waren, wie dieselben mehr dazu dienen konnten, die Sünde hervorzurufen, als zu unterdrücken, in Bezug auf welche Einsicht Augustin nicht mit Unrecht sagt: Plato, welcher die Schlechtigkeit der griechischen Götter erkannt und ernst gerügt habe, verdiene eher Gott zu heißen, als jene Sündendiener[49]). Dennoch aber suchten die Besseren und Weiseren unter die-

---

49) Augustinus de civ. Dei l. II. c. 14.

sen Völkern selbst die entstellten und verderbten Religionsformen aufrecht zu erhalten, welche sie einmal hatten. Die Beweggründe dafür waren freilich verschieden. Einige drangen auf die Erhaltung derselben aus einer gewissen vornehmen Trägheit. Es waren dieses Menschen, welche keine feurige Begeisterung für das Heilige kannten, welche in dem Gange der Welt mit fortleben wollten, doch aber eine innere Stimme nicht verläugnen konnten, welche sie auf das Bedürfniß eines positiven Zusammenhanges mit einer höheren Weltordnung hinwieß. Durch Kampf und rastloses Forschen zur Erkenntniß der Wahrheit hindurch zu dringen, waren sie zu träg, daher fürchteten sie sich vor dem Studium der Philosophie, welche so verschiedene Wege zeigt, allemal aber mit der bestehenden Religion in Streit zu seyn schien. Sie hielten es daher für das Sicherste, diese letztere zu erhalten, um sich ihrer in Nothfällen zu bedienen. Es ist dieses dieselbe Gesinnung, die sich bei manchen Orthodoxen verschiedener Partheien, besonders der Katholiken oft gezeigt hat, welche alles forschende Studium nur deswegen verwarfen und zu unterdrücken suchten, um sich des falschen Trostmittels nicht berauben zu lassen, was ihnen in Stunden der innern und äußern Noth die Religion geben sollte, um welche sie sich übrigens nicht bekümmert hatten und deren wahres Wesen sie nicht kannten. Denn das Christenthum wenigstens ist nicht blos für man-

che Stunden des Lebens da, weder um dann und wann religiöse Genüsse zu gewähren, noch um blos in der Sterbestunde, oder bei Verlust der irdischen Güter aufrecht zu erhalten; sondern es ist da für den, welcher es aufnimmt, um einen neuen Menschen aus ihm zu machen, um die Folgen des Sündenfalls in jedem Einzelnen zu tilgen und in der verfinsterten Seele das ursprüngliche Bild Gottes wieder zum Vorschein zu bringen. Jene träge Gesinnung der gebildeteren Heiden schildert Eusebius [50]). Sie spricht sich auch deutlich aus bei dem Heiden Cäcilius, welcher bei Minucius Felix [51]) sich so äußert: „Da nun entweder der Zufall gewiß ist oder die Natur unergründlich, wie viel verehrungswürdiger und besser ist es, zur Entscheiderin der Wahrheit die Lehre der Vorfahren anzunehmen, die überlieferten Religionen zu verehren, die Götter, welche deine Aeltern dich fürchten lehrten, ehe wir tiefer in ihre Erkenntniß eindrängen, anzubeten, und kein Urtheil über sie auszusprechen, sondern den Vorfahren zu trauen, welche in einer noch rohen Zeit beim Anfange der Welt Göt-

---

50) Eusebii Praep. Evang. l. IV. c. 3. δεον σεβειν ἑκαστον τα πατρια μηδε κινειν τα ἀκινητα.

51) Minutii Octavius c. 6. §. 1.

ter zu Königen oder Freunden zu haben gewürdigt wurden?" — Und an einer andern Stelle sagt derselbe [51]: „Was zweifelhaft ist, muß man lassen wie es ist, und während so viele und so große Männer hin und her streiten, muß man nicht keck und leichtsinnig nach einer Seite hin ein Urtheil fällen, damit weder altweibischer Aberglaube eingeführt, noch alle Religion umgestürzt werde." — Auch mag so mancher gebildete Heide, der sein ganzes Leben hindurch um religiöse Angelegenheiten sich nicht von Herzen bekümmerte, nachher in Stunden der Bedrängniß, oder des herannahenden Alters nicht blos auf jene äußerliche Weise in seiner Religion Trost gesucht und den Sagen derselben Aufmerksamkeit geschenkt, sondern wirklich von Herzen sich mit denselben beschäftigt haben, da, abgesehen von der Lehre aller Philosophen, ein Lehrgebäude über göttliche und menschliche Dinge in der Brust eines jeden Menschen ist, das auch mehr mit den Ueberlieferungen selbst der verderbtesten Religion, als den Sätzen vieler Philosophen übereinstimmt. In diesem Sinne sagt vielleicht der alte Kephalos im Anfange der Republik des Plato: „Du weißt wohl, wenn man alt oder krank wird, glaubt man fester an die Sagen der Unterwelt." — Eine solche Bekehrung eines heidnischen Freigeistes schildert uns Plutarch in der

in

51) Minutii Octavius c. 6. §. 1.

in mehrerer Rücksicht merkwürdigen Erzählung[53]), die wir im Auszuge geben, ohne Erörterung was daran geschichtlich sei, oder nicht: „Thespesios von Soli, ein Bekannter und Freund jenes Protogenes, der hier bei uns ist, lebte anfänglich sehr verschwenderisch und ausschweifend, nachher, als er sein Vermögen durchgebracht, bewog ihn die Noth zur Schlechtigkeit seine Zuflucht zu nehmen. Er enthielt sich keiner Niederträchtigkeit, die nur Geld einbrachte und bekam so wieder ein schönes Vermögen zusammen, gerieth aber dabei auch in den Ruf der abscheulichsten Ruchlosigkeit. Am meisten brachte ihn in übeln Ruf eine Weissagung des Amphilochos. Er hatte nämlich zu dem Gotte sich mit der Frage gewendet: Ob er den Rest seines Lebens besser leben würde? und ihm war zur Antwort geworden: Er würde besser werden, wenn er stürbe. Eben dies geschah aber auch gewissermaßen nicht lange darauf. Er stürzte nämlich von einer Anhöhe herab auf den Nacken, verwundete sich zwar nicht, starb aber doch von dem Falle. Am dritten Tage indeß beim Begräbniß erhält er auf einmal Kräfte, kommt zu sich und nun geschieht in seinem Leben eine wunderbare Umwandelung. Denn die Kiliker kennen Keinen, der in jener Zeit gewissenhafter in Verträgen, heiliger gesinnt gegen die Gottheit, beschwerlicher den

53) Plut. De sera Numinis vindicta c. 27.

Feinden, zuverlässiger den Freunden gewesen sei, so daß auch die, welche mit ihm umgingen, die Ursache dieser Veränderung zu hören wünschten, indem sie mit Recht meinten, eine solche Veränderung des Lebens zu so trefflicher Gesinnung könne nicht von selbst gekommen seyn. Dem war denn auch so, wie er selbst dem Protogenes und andern verständigen Freunden erzählte. Als nämlich seine vernünftige Seele den Körper verlassen, fühlte sie sich wie ein Steuermann, der aus seinem Fahrzeuge in die Tiefe des Meeres geschleudert wird. Dann richtete sie sich auf, und plötzlich schien sein ganzes Ich zu athmen und überall her um sich zu blikken, als hätte sich die Seele wie ein einziges Auge aufgethan. Von den früheren Gegenständen sahe er nichts, sondern die ungeheuern Gestirne, in ungeheurer Entfernung von einander, begabt mit wunderbarem Glanz und wunderbarem Getöne, und die Seele glitt sanft und leicht wie in einer Windstille von einem Lichtstrom getragen nach allen Richtungen hin. Er überging, was er sonst noch sahe, in seiner Erzählung, und sagte blos: Er erblickte die Seelen der eben-Verschiedenen, die aus dem Erdkreis heraufstiegen, sie bildeten eine flammenartige Blase, wenn diese zerriß, so ging daraus ruhig die Seele hervor, prächtig, in menschlicher Gestalt. Es bewegten sich aber die Seelen nicht alle gleich, einige schwangen sich mit wunderbarer Leichtigkeit herauf, und

stiegen unaufhaltsam in die über ihm liegende Höhe, andere drehten sich wie Spindeln, bald aufwärtssteigend, bald wieder herabsinkend, und hatten eine gemischte und unruhige Bewegung. Die meisten kannte er nicht. Zwei oder drei aber erkannte er als seine Verwandten. Er wollte hinzutreten und sie anreden, doch sie hörten ihn nicht, denn sie waren nicht bei sich, sondern bewußtlos, und jeden Anblick, jede Berührung vermeidend, drehten sie sich zuerst für sich im Kreise, dann, wie sie auf mehrere trafen, die in demselben Zustande waren, bewegten sie sich mit diesen nach allen Seiten hin, indem sie undeutliche Töne ausstießen, wie Jauchzen mit Wehklagen vermischt. Andere wieder erschienen oben in der Höhe, hell leuchtend und aus Liebe sich einander anschließend, jene unruhigen aber fliehend. Eben dort sahe er auch die Seele eines seiner Verwandten, aber nicht deutlich, denn es war derselbe schon als Kind gestorben. Jene indeß, ihm nahend, sprach: Willkommen Thespesios! — Und da er antwortete, er heiße nicht Thespesios, sondern Aridaios, erwiederte sie: Früher hattest du zwar diesen Namen, von jetzt an aber heißest du Thespesios. Du bist indeß noch nicht gestorben, sondern nach einem besonderen Geschick der Götter deinem verständigen Geiste nach hieher gekommen. Die andere Seele aber hast du wie einen Anker im Körper zurückgelassen. Jetzt und für die Zukunft sei dir ein Zeichen, dich von den wirklich Verschiedenen zu unterscheiden, daß die

Seelen der Abgeschiedenen keinen Schatten mehr werfen, und unverwandt ohne zu blinzen ins obere Licht zu schauen vermögen. Darauf führte diese Seele den Thespesios durch alle Theile der jenseitigen Welt, und erklärte ihm die geheimnißvollen Fügungen und Leitungen der göttlichen Gerechtigkeit, warum manche schon in diesem Leben gestraft werden, andere nicht, und zeigte ihm auch alle Arten von Strafen, welche jenseits den Gottlosen zu Theil werden. Mit heiliger Scheu sahe er alles an und nachdem er dies alles als Zuschauer gesehen, gerieth er zuletzt noch, da er sich eben entfernen wollte, in gewaltige Angst. Denn es ergriff ihn, eben als er von dannen eilen wollte, eine Frau, wunderbar an Aussehn und Größe, und sprach: Komm her, damit du alles desto besser behaltest! und damit langte sie ein glühendes Stäbchen, wie es die Maler haben, hervor, als eine andere sie hinderte und ihn erlösete. Er aber, plötzlich wie von einem gewaltigen Sturmwind fortgerissen, sank auf einmal in seinen Körper zurück, und blickte am Grabe wieder auf." — Noch ein Beispiel einer solchen Sinnesänderung giebt uns der Atheist Bion, der in seiner letzten Krankheit bereute, was er gegen Gott gesündigt. (Diog. Laert. l. IV. c. 54.)

Eine andere Klasse von Heiden glaubte sich durch ihre Bildung und ihren Verstand in religiöser Hinsicht weit über das Volk erhaben, indeß waren sie doch nicht so verblendet, daß sie nicht hätten anerkennen sollen, das Volk, bei

welchem nicht die feineren Laster des Ehrgeizes und des Tugendstolzes die größeren Ausbrüche der Sünde zu unterdrücken vermögen, könne nur durch positive Religionslehren in Zügel gehalten werden. Auch sie waren daher dafür, daß eine Volks-Religion bestehe, da eine solche auch in ihrer verderbtesten Gestalt doch noch mehr wirke, als eine abstrakte kalte Philosophie. Diese Gesinnung spricht Strabo aus[54]), welcher überhaupt die Wirkungen der Religion sehr in das Gebiet seiner Betrachtungen gezogen hat. Er sagt: „Fabeln haben nicht blos die Götter erfunden, sondern auch die Städte noch viel früher, und so auch die Gesetzgeber des Nutzens halber, indem sie eine natürliche Neigung des vernünftigen Wesens berücksichtigten. Der Mensch ist nämlich wißbegierig, den Anfang dazu macht die Begierde nach Fabeln, damit beginnt bei den Kindern der allmählig immer stärker werdende Antheil an Erzählungen. Der Grund davon ist, weil die Fabel etwas Neues, Ungewöhnliches aussagt. Das Neue aber, und was man früher nicht wußte, ist angenehm, eben dies macht auch wißbegierig. Ist aber Wunderbares und Unerhörtes dabei, so vergrößert dies das Vergnügen, welches der Sporn ist zu allem Lernen. Im Anfange nun muß man sich dergleichen Lockmittel bedienen, mit steigendem Alter aber zur Erlernung des Wirklichen

54) Strabo geographia l. I. c. 2.

leiten, wenn der Verstand schon erstarkt ist, und keiner Schmeichler mehr bedarf. So ist denn auch jeder Ungebildete und Unwissende gewissermaßen ein Kind, er hangt auch eben so an Fabeln; um nichts weniger trifft dies ein bei dem etwas Gebildeten, auch dieser ist noch nicht stark am Verstande, auch kommt die Gewohnheit des Kindesalters hinzu. Da aber das Wunderbare nicht blos angenehm, sondern auch furchtbar seyn kann, so muß man sich bei Knaben und noch nicht Erwachsenen beider Gattungen bedienen. Den Knaben geben wir liebliche Fabeln, um anzulocken, furchtbare, um abzuschrecken. So ist die Lamia, Gorgo, der Ephialtes, die Mormolyke eine Fabel. Auf diese Weise werden auch die niedrigen Klassen der Städtebewohner durch angenehme Fabeln angetrieben, wenn sie von den Dichtern die mythischen Großthaten erzählen hören, wie die Kämpfe des Herakles oder des Theseus, oder die von den Göttern ertheilten Ehren, oder wenn sie Bilder, Statuen, Kunstwerke sehen, welche dergleichen fabelhafte Catastrophen darstellen; sie werden dagegen abgeschreckt, wenn sie von den Göttern Züchtigungen, Schrecknisse und Drohungen durch Worte, oder durch grausige Erscheinungen erwarten, oder auch meinen, sie erfahren zu haben. Denn das ist dem Philosophen unmöglich, den Haufen der Weiber und der niedrigen Volkshefe zu Verstande zu bringen, und sie zur Frömmigkeit, Gottesfurcht und Ge-

„wissenschaftigkeit zu führen, das muß „durch den Aberglauben[55]) geschehen, und „dieser kann nicht seyn ohne Fabeleien und Wun„dergeschichten. Denn der Donnerkeil, die Aegide, „der Dreizack, die Lampen, die Drachen, die Thyr„sus-Speere der Götter sind Fabeln, wie die ganze „alte Götterlehre. Dies haben die Gründer der „Staaten wegen der kindisch Gesinnten als Po„panze angenommen." — Eben so vornehm, aber auch eben so staatsklug erklärt sich der umsichtige und scharfblickende Polybius[56]): „Sehr zum „Besseren unterscheidet sich der Römische Staat „von den übrigen durch den Glauben an die Göt„ter. Was bei anderen Menschen getadelt wird, „scheint mir gerade die Begründung des Römi„schen Staates auszumachen, nämlich der Aber„glaube. Denn was darauf Bezug hat, ist so „ausgebildet und in das Privat- und öffentliche „Leben so tief eingedrungen, als nur irgend mög„lich ist. Vielen wird dies auffallend erscheinen. „Mir aber scheint es, man habe des gemeinen

---

55) Dieselbe Meinung von der Gewalt des Aberglaubens über die Gemüther, wiewohl er darunter nicht die heidnische Götterlehre begreift, wie Strabo und Polybius, spricht Curtius aus. Curtii De Rebus Gestis Alexandri l. IV. c. 10.: „Nulla res efficacius multitudinem regit, quam superstitio, alioquin impotens, saeva, mutabilis, ubi vana religione capta est, melius vatibus quam ducibus suis paret.

56) Reliquiae Hist. l. VI. c. 56.

Haufens willen dies so veranstaltet. Wollte man aus lauter weisen Männern einen Staat bilden, so wäre vielleicht ein solches Verfahren gar nicht nöthig. Da aber jeder Volkshaufe leichtsinnig und voll ausschweifender Begierden ist, voll unvernünftigen Zornes, heftiger Wuth, so bleibt nichts anderes übrig, als sie durch unsichtbare Schreckmittel und dergleichen Schaudergeschichten im Zaume zu halten. Daher scheint es mir, daß die Alten die Vorstellungen von den Göttern und die Lehre von der Unterwelt keinesweges ohne Grund unter dem Volke verbreitet haben, und daß weit leichtsinniger und unvernünftiger verfahren die, welche sie jetzt entfernen. Denn, anderes zu geschweigen, diejenigen, welche bei den Griechen öffentliche Gelder verwalten, können, auch wenn ihnen nur ein einziges Talent anvertraut wird, nicht treu seyn, mögen auch zehn Controlleurs, eben so viel Siegel und doppelte Zeugen zugegen seyn; bei den Römern aber beobachten die, denen in Aemtern oder bei Gesandtschaften auch noch so große Summen anvertraut werden, ihre Pflicht blos um des Eides willen. Bei anderen Völkern ists selten, Jemanden zu finden, der öffentliche Gelder nicht veruntreute, bei den Römern aber ists selten, Einen auf so einer That zu betreffen." — An diese gewiß von allen

Staatsleuten zu beherzigende Stelle schließen wir noch eine aus Polybius verwandten Inhalts[57]: „So viel als bezweckt die Gottesfurcht und Frömmigkeit unter dem Volke zu erhalten, muß man auch einigen Schriftstellern gestatten, welche über dergleichen Dinge sehr viel Sonderbares und Mährchenhaftes erzählen, aber Uebertreibung in diesem Stücke darf man nicht erlauben.“ — Aus demselben staatsklugen Grunde übten auch selbst die leichtfertigen Athener keine Duldung aus gegen solche, welche das Daseyn der Götter auch nur zweifelhaft darstellten. So wurde Protagoras, der Abderite, wegen dieses Zweifelsinnes aus der Stadt getrieben und seine Bücher in öffentlicher Volksversammlung verbrannt[58].

Aus edlerem Grunde entsprang aber bei einer dritten Klasse die Anhänglichkeit an die väterlichen Religionslehren. Diese Klasse von Menschen bildete sich erst bei überhandnehmendem Unglauben. In den letzten Jahrhunderten vor und den ersten Jahrhunderten nach Christo gerieth nämlich das Heidenthum in immer größeren Verfall, der Aberglaube und der Unglaube, wie wir dies weiter unten genauer sehen werden, verdrängte immer mehr die einfache Ueberzeugung von den auch aus der verstellten Religion noch hervorschimmernden Wahrheiten. Die Bildung des

---

57) Polybii Histor. Reliq. l. XVI. c. 12. §. 9.

58) Cicero De Natura Deor. l. I. c. 23.

Geistes war so weit vorgeschritten, daß die Religion in ihrem mythischen Gewande nicht mehr als zuverläßige Wahrheit angenommen wurde; der beigemischte Irrthum machte auch das ächt Göttliche, das versteckt und verderbt war, ungewiß. Es war also wirklich die von der Vorsehung vorbereitete Zeit gekommen, wo das Heidenthum einer neuen Lehre und einem neuen geistigen Leben weichen sollte. Diejenigen nun, welche in der Zeit dieses allgemeinen Verfalls die neue göttliche Heils-Anstalt nicht kannten, oder nicht kennen wollten, dennoch aber das Bedürfniß nach einer göttlichen Offenbarung unverläugbar in ihrem Innern fühlten, begaben sich an eine tiefere Erforschung dessen, was ihre Religion ihnen bot. Da ein großer Theil der griechischen Mythen blos Symbole sind [59]), welche aus dem alles Geistige in veranschaulichenden Bildern darstellenden Orient in das Abendland übergingen, von den leichtfertigeren Griechen aber bald, ohne nach dem tieferen Sinne zu forschen, nur als unterhaltende Erzählungen betrachtet wurden, so mußte solchen forschenden, ernsten Männern der ursprüngliche Sinn sich bald wie-

59) So nennt Macrobius den Mythus eine relatio vera per figmentum und unterscheidet hier eine doppelte Art, contextio narrationis per indigna et turpia nominibus ac monstro similia, wie die Griechischen Göttergeschichten, oder: sub pio figmentorum velamine. Macrobii Saturnalia l. I. c. 2.

der offenbaren, wenn sie zumal durch Plato schon Beispiele und Versuche erhalten hatten, welcher gewichtvolle Sinn oft den einfachsten Mythen zu entlocken sei. Dazu kam, daß die Geheimlehren der Griechen für den weiter Vorgeschrittenen noch die Deutung von so manchen Sinnbildern und Sagen erhalten hatten, wodurch dieselben in erhabnerem Lichte erschienen. Es geschah also in jener Zeit, daß Männer von jenem religiösen Bedürfniß getrieben, nach Anleitung der Deutungen der Geheimlehren und nach dem Vorbilde Platos den ethischen und physischen Sinn der Mythen aller Völker aufsuchten, und da sie Mehreres wahr und glücklich gelöst, in einigen Mythen wirklich, in andern vermeintlich hohe Weisheit gefunden, die Mythologien der alten Welt für die Schatzkammer aller höheren Erkenntniß hielten und als solche priesen. Da ferner die Sagenwelt aller Nationen des Alterthums eine gemeinsame Wurzel in Hochasien hat, da die Mythologien der einzelnen Völker nur als Aeste eines und desselbigen Baumes zu betrachten sind und daher wirklich große Aehnlichkeiten mit einander darbieten, so war es in der Sache gegründet, daß jene Forscher zu dem Ergebniß gelangten, ein und dieselbe göttliche Offenbarung finde sich bei allen Völkern, nur unter verschiedenartigen Symbolen und Hüllen, und gerade dadurch werde die Gewißheit der vaterländischen Religion erhöht; — gewiß ein ansprechender und begeisternder Gedanke! — So sagt Plutarch,

welcher der vornehmste unter diesen Neu-Platonischen Religions-Philosophen ist [60]: „Wir glauben nicht, daß verschiedene Götter bei verschiedenen Völkern sind, Griechische und ausländische, südliche und nördliche; sondern wie Sonne und Mond und Himmel und Erde und Meer allen Menschen gemein, von anderen aber anders benamet wird, so sind, während Ein Verstand alles ordnet und Eine Vorsehung alles leitet, und dienende Mächte über alles geordnet sind, bei Verschiedenen verschiedene Verehrungen und Benennungen von den Gesetzen festgestellt worden.“ — Wie sehr diese Männer das Belebende einer positiven, im Glauben verrichteten Gottesverehrung fühlten, zeigt derselbe Plutarch, indem er die Wonne des Gottesdienstes schildert [61]: „Freilich muß man vom Glauben an die Götter den Aberglauben wie vom Auge den Schmutz entfernen. Ist indeß dies nicht möglich, so möge man ja nicht zugleich das Glaubensauge ausstechen oder blenden, wodurch die Meisten an den Göttern hangen. Dieser Glaube ist aber nicht etwas Furchterregendes, Düstres, wie die Epikuräer ihn darstellen, um dadurch die Vorsehung zu verläumden, als schreckte sie uns wie Kinder, oder verfolgte uns wie eine verderbende schauerliche Räch-

60) Plut. De Iside et Osiride c. 67.

61) Non posse suaviter vivi sec. Epicur. c. 21.

göttinn. Es giebt wohl wenige unter denen, welche die Gottheit fürchten, denen es besser wäre, wenn sie sie nicht fürchteten. Denn indem sie dieselbe wie einen Fürsten, welcher den Guten gnädig, den Bösen feindlich ist, fürchten, werden sie durch diese Eine Furcht, um welcher willen sie nicht vieler anderen bedürfen, die sie vor dem Bösesthun bewahrten, sondern die Bosheit still an sich halten, bis sie sich allmälig verzehrt, lange nicht so sehr beunruhigt, als die, welche der Bosheit ihren Lauf lassen, ihrer Keckheit Raum geben, nachher aber sogleich in Schrecken gerathen und Reue empfinden. Die Gesinnung indeß, welche die meisten Ungebildeten, aber nicht ganz Verdorbenen gegen die Gottheit hegen, hat freilich neben der Ehrfurcht und Scheu auch noch eine gewisse Beängstigung und Furcht, welche man auch Aberglaube (Deisidaimonie) zu nennen pflegt; tausendmal einflußreicher und größer ist aber dabei die Fröhlichkeit und gute Hoffnung, mit der sie den Lohn der Frömmigkeit, als von den Göttern ausgehend, erbitten und aufnehmen. Dies erhellt auch aus den deutlichsten Beweisen. Denn kein Aufenthalt in den Tempeln, keine Festzeit, keine That und kein Anblick erfreut mehr, als was wir selbst sehen oder thun in Bezug auf die Götter, mögen wir um den bacchantischen Lustbarkeiten, den heiligen Reigen, oder den Opfern, oder Mysterien beiwohnen. Denn das Gemüth ist hierbei nicht trübsinnig,

niedergeschlagen und mißmuthig, als ginge es mit Tyrannen und furchtbaren Züchtigern um, wie es alsdann der Fall seyn müßte, sondern wo es überzeugt ist, daß die Götter am meisten gegenwärtig sind, da überläßt es sich, Trübsinn, Furcht und Kummer verbannend, der Freude bis zum Rausch, Scherz und Gelächter; — in den Liebesfesten, wie der Dichter sagt:

Selbst der Greis und die Greisin, wenn der goldnen Aphrodite
Sie gedenken, auch denen wird das liebe Herz von Freude bewegt —

bei den festlichen Aufzügen aber und Opfern wird nicht blos der Greis und die Greisin, nicht blos der arme und gemeine Mann, sondern auch

Die dickschenkeliche Malerin, die an der Mühle sich bewegt,

ja auch der Haussklav und Tagearbeiter von Wohlseyn und Freude belebt werden. Reiche und selbst Könige feiern festliche gemeinschaftliche Mähler. Bei den Opfern, und wenn sie die Gottheit am nächsten zu berühren glauben, fühlen sie unter der Verehrung eine ganz besondere Wonne und Freude. Davon aber weiß der nichts, welcher die Vorsehung läugnet. Denn es ist weder des Weines Fülle, noch das gebratene Fleisch, was an den Festen erfreut, vielmehr ist es die liebliche Hoffnung und der Glaube, der Gott sei wohlwollend gegenwärtig, und nehme freundlich das

Dargebrachte an. Flöte und Kranz fehlen bei jedem anderen Feste; ist aber der Gott nicht gegenwärtig bei dem Opfer, so ist, wie das Opferthier des Mahles, so auch alles Uebrige gottverlassen, unfestlich und unbegeisternd, ja alles ist freudenleer und trübe für den Opfernden. Aus Furcht der Menge heuchelt er Gebete und Anbetungen, ohne daß er ein Bedürfniß hat, und spricht Worte aus, die mit seiner Philosophie in Widerspruch stehen. Wenn er opfert, tritt er neben den schlachtenden Priester, wie neben einen Koch, und hat er geopfert, so geht er weg mit dem Verse des Menander:

„Geopfert hab' ich Göttern, die auf mich nichts achten." —

Wohl hat Plutarch hier treffend und ergreifend die Gemüthsleere dessen geschildert, der ohne Glauben an positive Offenbarung Gottes dennoch in der Reihe solcher lebt, welche diesen Glauben noch besitzen; wohl hat er Recht, wenn er an einer andern Stelle[62]) sagt, man müsse alle Gründe aufsuchen, um den frommen, väterlichen Glauben zu vertheidigen, aber es frägt sich eben, ob die Mittel, welche diese Philosophen ergriffen, die rechten waren, um allgemein wieder die heidnische Religionslehre in Ansehn zu bringen. Dunkel scheint dem Plutarch selbst der Grund vorge-

62) De defectu Oraculorum c. 18.

schwebt zu haben, warum das Heidenthum, als es einmal so weit versunken war, kaum einer Verbesserung fähig seyn mochte. Er macht nämlich[63]) bemerklich, daß die Worte wie Münzen gelten. In alter Zeit, sagt er, sei weit mehr Begeisterung unter den Menschen gewesen; damals sei Geschichte und Philosophie und Religion und das ganze Leben Poesie gewesen, daher hätten nach den Bedürfnissen der Menschen auch die Götter ihre Aussprüche in hochdichterischen Ausdrücken gegeben. Jetzt aber, zu seiner Zeit, sei man weit einfacher und prosaischer geworden, daher erforderte auch das Bedürfniß seines Zeitalters einfache, ungezierte Götter-Aussprüche. — Der edle Heide wußte nicht, daß damals schon die einfachste und faßlichste Offenbarung Gottes an das Menschengeschlecht gekommen war. Jene Poesie nun in der heidnischen Religion war es wirklich, welche einer Umbildung auf jenem von den Platonikern versuchten Wege entgegenstand. Denn wenn nun auch jene Männer in den Mythen einen so schönen sittlichen Sinn nachwiesen oder hineinlegten, so erschien für das Volk deswegen die Lehre doch nicht anders, als wie eine schöne Poesie. Den sittlichen Kern herauszufinden, waren sie zu un-

ver-

63) De Pythiae oraculis c. 24.

verständig oder zu träge. Dies spricht schon recht treffend Dionysius von Halicarnaß aus. Er sagt[64]: „Ich weiß zwar, daß Viele die Griechischen unzüchtigen Fabeln dadurch entschuldigen, daß sie allegorisch sind; aber wiewohl ich dies so gut als irgend Jemand weiß, bin ich den noch sehr vorsichtig gegen sie, und halte es lieber mit der Römischen Götterlehre, indem ich erwäge, daß das Gute aus den Griechischen Mythen nur gering ist, und auch nicht Vielen etwas helfen kann, sondern blos denen, die erforscht haben, weswegen sie erfunden worden sind; Wenige sind es aber, die dieser Philosophie theilhaftig geworden. Dagegen pflegt der große, unphilosophische Hanfe jene Erzählungen eher im schlechtern Sinne zu nehmen und eins von beiden zu erfahren, entweder die Götter zu verachten, als welche sich in der größten Schlechtigkeit herumwälzen, oder sich auch des Abscheulichsten und Verworfensten nicht zu enthalten, wann sie sehen, daß dasselbe auch die Götter thun." — So bewies es sich denn auch durch die That, daß die Bemühungen jener Platoniker keinesweges bis zu dem armen, sich selbst überlassenen Volke durchdrangen; dies blieb nach wie vor seinen dumpfen, verkehrten Begriffen und elenden äußern Ceremonien überlassen.

---

64) Dion. Halic. Antiqq. Rom. l. II. c. 69.

Aber wichtig und groß müssen uns diese Bestrebungen nichts desto weniger theils an sich erscheinen, als aus heiligen und für das Göttliche entflammten Gemüthern hervorgehend, theils in Rücksicht aufs Christenthum, welches alle jene von den Platonikern und insbesondere von Plutarch gefühlten Bedürfnisse so überschwenglich befriedigte, indem es nicht nur durch die Lehre von einem heiligen Gotte und einem heiligen Gottesstaate, in welchem jeder Erlösete und von der Sünde Gereinigte aufgenommen werden soll, den sittlichen Anlagen des Menschen ein erhabenes Ziel vorsetzte, sondern auch durch den Versöhnungstod und die vom göttlichen Versöhner ausströmenden Lebenskräfte dem gefallenen Menschen das Vermögen verlieh, in jene himmlische Oeconomie eingehn und Theil haben zu können an dem seeligen Leben. Auch waren es hier nicht blos die πεπαιδευμενοι, die Gebildeten, die an der verheißenen Herrlichkeit Antheil hatten, sondern jedes Glied des Menschengeschlechtes bekam dasselbige Anrecht auf die königliche Priesterwürde der Erlöseten, dasselbige himmlische Erbtheil. Denn das Mehr oder Minder des Wissens und der Erkenntniß sollte ja nicht ferner mehr der Maaßstab der Würde für den Menschen seyn, wie dies der gewöhnliche Irrthum auch der besseren Heiden, auch eines Plato war, auch nicht Kasteiungen sollten diese Würde dem Menschen versichern, zu welchen nicht jeder Körper geeignet ist, sondern das kindliche Aufnehmen

im Glauben des Wortes vom Kreuze, die Nachfolge des verachteten Jesu unter Hohn, Schmach und Spott, in Selbstverläugnung, Demuth und Liebe.

III.

Charakter der Vielgötterei und Naturvergötterung im Allgemeinen, wie der Griechischen und Römischen Religion insbesondere.

Der Hauptmangel in einer vielgötterischen Religion, ist der Mangel an Einheit des innern Lebens. Der Mensch, blos gestellt den tausendfachen Angriffen der Feinde in seinem eigenen Herzen, wie in der Welt, umringt von Sünde, Irrthum und Jammer, bedarf ein vertrautes, mitfühlendes Herz, dem er allen seinen Schmerz ausschütten, alle seine Noth klagen könne. Er bedarf einer unsichtbaren Hand, stärker als alle sichtbaren, der er vertrauen könne, daß sie ihn halte und hebe in allen Stürmen, in allen Kämpfen des vielfach sich wendenden Lebens. Ein solches vertrautes Freundes-Herz jenseit der Wolken, eine solche unsichtbare, allmächtige Hand hatte der arme Heide nicht. Schleuderten ihn die Wogen des treulosen Schicksals auf eine einsame Sandbank, zerschmetterte der Sturm der Drangsale das Fahrzeug seiner Hoffnung: zu welchem der Hunderte unter den Göttern sollte er beten und seine Hände ausstrecken? War der,

zu welchem er schrie, stark genug, ihn zu vertheidigen? Hatte er nie in seinem Leben durch Unterlassung von Opfern ihn sich zum Feinde gemacht, während ein andrer ihm mehr wohl wollte? War das Elend, aus dem er Rettung wünschte, ein solches, das einen besondern Gott hatte, der besser daraus zu retten verstand? Solche und andere Fragen ängstigten noch mehr das verlassene, trostlose Gemüth. Doch nicht nur dies. War ein Heide, welcher ernst nach Heiligung und Vervollkommnung rang und strebte, und in Gebeten sich die Kraft dazu von den Göttern erbitten wollte: wohin sich wenden? Jede Tugend hatte ihren eignen Gott [65]); jetzt seufzte er zur Minerva um Weisheit, jetzt schrie er zum Apoll um Freudigkeit; ein stetiges inneres Leben, ein vertraulicher Umgang mit Gott war hiebei nicht möglich. Mit dieser Einheit mußte auch dem innern Leben die Kraft gebrechen. Da es sich nicht unverwandt auf einen Punkt hinrichtete, da die Kräfte des Geistes bei dieser mannichfachen Richtung zersplittert wurden, so konnte der Mensch, auch wenn er wollte, sich nicht aus einer gewissen geistigen Zerstreuung retten. Es ist dabei nicht unbemerkt zu lassen, daß auf eine ähnliche Weise auch der Heiligendienst wieder in der christlichen Kirche dem wahren innern Leben

---

65) Tertullian (Apologeticus c. 14.) berichtet aus Varro, daß die Römer 300, sage dreihundert Jupiter zählten.

nachtheilig geworden ist, indem er in seiner Mißgestalt fast dieselben Erscheinungen und Wirkungen veranlassen mußte, wie die Vielgötterei. Die schädlichen Einflüsse derselben waren aber um so größer, da diese vielen Götter nicht bloß untergeordnete, heilige Wesen waren, wie die Engel, welche alle, einem höchsten Gesetze unterthänig, den Willen des obersten Gottes zur höchsten Richtschnur ihres Handelns machten, so wie ungefähr in den späteren Zeiten die Neu-Platoniker die verschiedenen Gottheiten schildern, nach welcher Beschreibung Augustinus nicht mit Unrecht sie mit den heiligen Engeln der christlichen Lehre vergleicht [66]; sondern es waren Naturgötter, ungleich an Macht, obwohl mit gleichen Ansprüchen auf Herrschaft, die sich also nicht nur gegen den obersten Herrscher Zeus auflehnten, sondern sich auch unter einander selbst anfeindeten, befriegten, einander entgegenwirkten. Während das Gebet des Monotheisten mit unwandelbarer Gewißheit Erfüllung erwarten darf, wenn anders es heilig und gerecht ist, weil der Gott, zu dem es aufsteigt, ein Gott ist, dem Himmel und Erde gehorcht, mußte bei dem Heiden die Hoffnung, der Glaube, mit dem er sein Gebet zum Himmel schickte, ein schwankender, zweifelnder seyn, weil er nie wußte,

---

66) Augustinus De civit. Dei l. IX. c. 23. Epist. 21. 22. Nach dieser Darstellung sind sie, wie sie Lactanz Institut. l. I. c. 5. nennt, blos satellites Dei.

welche andere himmlische Gewalt hindernd oder hemmend entgegentreten möchte. Wer da aber zweifelt, ist gleich wie die Meereswoge, die vom Winde getrieben und gewebet wird. — Es waren ferner jene Götter entstanden aus Naturvergötterung. Von welcher Wichtigkeit für das religiöse Leben dieser Punkt sei, ist schon oben angedeutet worden. Die Hauptbestimmung einer Religion ist, daß sie den Menschen wieder anknüpfe an die höhere Region der Geisterwelt, wovon er sich durch seine, dem göttlichen Gesetze entgegenstehenden Willenstriebe losgerissen. Es soll dem Menschen nicht wohl werden an der Brust der ganzen sinnlichen Natur, er soll eine Sehnsucht fühlen, die ihn darüber hinauszieht. Dies aber vermag keine Religion zu bewirken, in welcher die sichtbare Welt selbst Gegenstand der Anbetung ist, vielmehr bannt sie das über die Gränzen der Zeit hinausstrebende Gemüth immer wieder in den engen dunkeln Kreis der Sinnenwelt. Findet nun der tiefer fühlende Mensch, dem als Ruheort seines Geistes diese ganze wandelbare Erscheinung nicht genügt, auch in der Religion keine Heimath für sein sehnendes Herz, so ist er der Verzweiflung Preis gegeben. Dagegen wird der ohnehin schon zum Irdischen gekehrte, und im Irdischen sich befriedigt fühlende Mensch, statt in ein höheres, geistiges Leben hineingezogen zu werden, recht fest sich anklammern an alle die irdischen Genüsse, an alle

die irdischen Gewerbe, welche seine Götter ganz besonders hegen, pflegen und beschützen. Jede wahre Religion strebt ein Leben an, wie es in der gegenwärtigen nicht erscheint, strebt einen himmlischen Staat auf Erden zu gründen, ein Reich Gottes, das ein Abbild sei jener Politeia der seligen, reinen, himmlischen Geister; eine naturvergötternde Religion dagegen spricht das Leben, wie es ist, als das höchste aus, zeigt demselben keine, seine sittliche Natur befriedigenden Ideale [67]). Aus diesem Grunde geschah

67) Dieser Gegensatz zwischen der Naturanbetung der Heiden, also dem physischen Charakter ihrer Religion und der sittlichen Tendenz des Juden- und Christenthums wird häufig von den christlichen Glaubensvertheidigern ins Licht gesetzt. Besonders schön geschieht dieses z. B. von Julius Firmicus Maternus (De Errore profanarum religionum. Magna Bibl. Patrum T. IV. P. I. c. 2.), indem er dem Trauern über die physischen Naturzustände in den heidnischen Mysterien und Festen die Trauer und Sorge um sittliche Dinge entgegensetzt; „Klaget nicht in den jährlichen Festen über fremden Tod (den des Adonis, das Verschwinden der Sonne), sondern bereitet euch an jedem Jahre den Trost, dessen ihr bei eurem Tode bedürfen werdet. O armer Mensch, du freust dich, ich weiß nicht was, gefunden zu haben (nämlich die Freude über die Wiederkehr der Sonne), während du in jedem Jahre bei jenen Festen deine eigene Seele verlierst. Du findest dort nichts als ein Bild, welches du selbst aufgestellt hast. Suche vielmehr die Hoffnung des Heils, suche den Anfang des Lichts, suche, was

es, daß der Morgenländer bei seiner Naturvergötterungslehre, weil seinem tieferen Gemüthe das gewöhnliche Leben mit allen seinen Gebilden doch gar zu flach und nichtswürdig erschien, er aber auch keine Ahndung hatte, wie ein höherer, heiliger Geist sich hineinbilden ließe, sich ganz aus demselben zurückzog und durch eine erzwungene Vernichtung desselben den Anforderungen seines tiefer fühlenden Gemüthes zu genügen suchte. Er wurde nämlich Quietist und Omphalopsychit.

Betrachten wir nun den Character der Griechischen und Römischen Religion insbesondere. Die Herrlichkeit und der unerschöpfliche Reichthum Gottes offenbaret sich in der Welt durch die große Mannichfaltigkeit der Grundtypen alles Daseyns, wie durch die eben so große Mannichfaltigkeit der Formen in ein und denselbigen Grundtypen. Der Mensch, wiewohl gleich sehr Mensch unter allen Himmelsstrichen, behauptet dennoch in den verschiedenen Gegenden der Erde sehr verschiedene Charactere, und je nachdem der Grund-Character der verschiedenen Völkerschaften verschieden, trägt auch alles, was von ihnen aus-

---

dem höchsten Gott dich empfiehlt, oder in seine Arme dich zurückführt. Und hast du den wahren Heilsweg gefunden, dann freue dich, dann rufe mit lauter Stimme: ἑυρήκαμεν, συγχαίρομεν (Wir haben gefunden! Wir freuen uns zusammen!), wenn du nach rechter Buße durch die Vergebung Gottes erlöset wirst." —

so sang ja auch schon Homer [78]: Ich möchte lieber beim ärmsten Manne dienen, als über alle Schatten König seyn! — Anders lauten freilich dagegen die Aeußerungen der den Martyrertod zuerst sterbenden Christen, welche den Heiden bei jener Gesinnung nicht anders denn als Schwärmer vorkommen konnten. Je größer aber bei den Griechen die Angst vor dem Tode war, desto fester klammerten sie sich an die Dinge dieses Lebens an, desto tiefer wollten sie die Schaale seiner Genüsse ausschöpfen und bis zur letzten Neige leeren. —

Einen andern Character als das Griechische Heidenthum zeigt uns das Römische. Das Römische nach seinen ursprünglichen Bestandtheilen hat noch mehr vom morgenländischen Geiste behalten als das Griechische. Es hat sich großentheils aus dem Hetruskischen herausgebildet; Dieses aber zeichnet sich aus durch eine wahre Deisidaimonia, eine Gottesfurcht, einen düstern Sinn [79]. Der oberste Gott der Hetrusker, Tina, ist das Fatum. Unter dessen dunkler Gewalt stehet das Menschengeschlecht. Sechstausend Jahre dauerte die Schöpfung der Welt, sechstausend Jahre bestehe sie, im sechsten Jahrtausend kommt ihr Ende herbei, und das ist das

78) Odyssea l. XI.

79) Arnobius adv. Gentes l. VII. c. 26. Genitrix et mater superstitionis Hetruria.

große Jahr [80]). So sind auch allen Völkern ihre Zeiten gesetzt und nach zehn Zeiten endet der Hetruskische Staat. Der Mensch, unter jenem Fatum stehend, wird von allen Seiten durch dasselbe bestimmt. Daher ist es wichtig die geheimen Gründe der Natur und ihrer außerordentlichen Erscheinungen zu erkennen, darum ist eine vollkommene Wissenschaft die Kunst, aus Vögelflug, aus Eingeweiden, aus Donnerschlägen den Willen der Götter oder die Zukunft zu erkennen [81]); denn die Zeichen am Himmel und auf Erden sind Beweise des Zornes der Gottheit, der unblutig und auch blutig, durch Menschenopfer, gesühnt werden muß. Den Menschen begleiten ferner auf seinem Lebenswege zwei Genien, ein schützender, schirmender und ein wüthender, düsterer, welcher ihm zu schaden sucht. Diese sind es, die zunächst sein Schicksal leiten. — Alles dieses spricht einen ernsteren Character der Hetruskischen Lehre aus, welcher mehr oder weniger zu den Römern überging und insbesondere in ihren vielen supplicationes, averruncationes,

---

80) Auch in der Indischen Lehre ist der Ablauf der irdischen Weltordnung nach 12,000 Götterjahren und bei den Persern desgleichen, selbst die Nordische Götterlehre spricht ja von einer Götterdämmerung.

81) Diodorus Siculus Biblioth. l. V. c. 40. erwähnt ausdrücklich, daß die alten Hetrusker sich ausgezeichnet hätten durch ein großes Studium der Naturkunde und Götterlehre, wie auch der Donnerkunde.

devotiones sich zeigt. — Vielen Einfluß hatte auch bei diesen auf die Bildung des religiös-politischen Lebens Numa Pompilius, welcher von den Pythagoräern seine besseren Erkenntnisse gehabt haben soll, wobei es aber immer noch unentschieden bleibt, welcher Antheil davon den alten, schon vorhandenen Italischen Lehren zuzuschreiben sei. Die Wirkungen seiner Institute und Einrichtungen zeigen sich noch in sehr späten Zeiten. Er leitete bekanntlich seine Einrichtungen aus unmittelbarer Eingebung ab, sei es nun, daß er hierbei nach jener rationellen Ansicht, welche mehre Heiden über dergleichen Aussagen der Gesetzgeber haben[82]), dieselbe nur vorgegeben, um politische Zwecke dadurch zu erreichen und die Leichtgläubigkeit des Volkes zu benutzen, oder daß er wirklich glaubte, höherer Einflüsse theilhaftig zu seyn, wie denn Plutarch in Bezug auf diesen Umgang des Numa mit göttlichen Wesen bemerkt, es sei doch gar nichts Ungereimtes, zu glauben, daß so wichtigen Männern, wie Begründern von Staaten, wenn sie dieselbe suchten, eine außerordentliche Berathung Gottes zu Theil werden könne. Schon durch diese Zurückführung seiner Einrich-

82) Strabo, Geographia l. XVI. c. 2. Diodorus Siculus, Bibl. l. I. c. 94. Varro ap. August. De civit. Dei l. III. c. 4.; auch der Jude Josephus contra Apion. l. II. c. 16. lassen den Minos, Zamolxis, Zaleukus und Moses göttliche Offenbarung aus politischen Zwecken vorgeben.

Schöne der Heiligkeit, die Harmonie des innern Lebens war es nicht, welche ihr Streben bezielte, sondern das physisch Schöne der Außenwelt. Sollte also dem Griechen aufgeholfen werden, so bedurfte er, wie alle anderen Menschen einer Religion, welche ihm lehrte, die höchste Schönheit sei in der Uebereinstimmung des menschlichen Willens mit dem göttlichen zu suchen, in der Harmonie des innern Lebens, in der Himmlischgesinntheit. Statt dessen nährte die griechische Kunst, welche für die Gebildeteren an die Stelle der Religion getreten war, nur den Sinn für die schönen Formen, bei deren Bewunderung das Wesen oft ganz unbeachtet blieb. Ja nicht nur dies, auch dieses Anschauen war keineswegs immer ein reines. Die gröbste sinnliche Wollust vereinigte sich oft damit. Die Heiden berichten uns selbst, daß es vorkam, daß Menschen mit den nackten Statuen der Göttinnen, von wilder Lust entbrannt, Unzucht trieben, so Einer mit dem Bilde der Venus von Gnidus [68]), andre mit andern Götterbildern [69]). Und wie wenig Reinheit des Herzens selbst bei dem Künstler Praxiteles statt fand, zeigt uns die Nachricht des Plinius, daß derselbe zu seiner Ergötzung kleinere wollüstige und unzüchtige Gemälde ent-

---

68) Plinii Hist. Nat. l. XXXVI. c. 5.

69) Athenaei Deipnos. l. XIII. c. 84. Luciani Amores c. 15.

mälde noch ein Kunstgebilde von Gott, sondern in den ersten hundert und siebenzig Jahren des Staates baute man zwar Tempel und heilige Kapellen, aber stets ohne Bild, weil es für unheilig gehalten wurde, das Höhere durch das Niedere darzustellen und man der Gottheit nicht anders, als durch den Gedanken sich nahen könne[86])." — Es verbot auch Numa, wie uns Plutarch a. d. a. St. sagt, die blutigen Opfer und befahl Mehl und Weinspende und die wohlfeilsten Dinge darzubringen. „Bei den feierlichen Aufzügen — erzählt weiter Plutarch[87]) — gingen Herolde vorauf durch die Stadt, zu feiern gebietend und zu ruhen von der Arbeit. Denn so wie man von den Pythagoräern erzählt, daß sie nicht gestatteten, nur so im Vorbeigehen anzubeten und die Götter zu verehren, sondern geboten, gerade zu diesem Endzweck sogleich von

86) Auf diese merkwürdige Nachricht legt mit Recht ein besonderes Gewicht Augustinus. (Augustinus de civit. Dei. l. IV. c. 31.) Er führt sie aus Varro an, und dieser Römer setzt die denkwürdigen Worte hinzu: Quod (nämlich der Gebrauch keine Bilder Gottes zu haben) si adhuc mansisset, castius Dei observarentur; qui enim primi simulacra Deorum populis posuerunt ii et civitatibus metum dempserunt et errorem addiderunt. Er beruft sich dabei auf das treffliche Beispiel der gens Judaea!! —

87) De vita Numae c. 14.

gefunden, wiederkommt und sieben andre unreine Geister mitbringt. Solche sich selbst über ihre wahren Bedürfnisse täuschenden Menschen sind aber weit unglückseeliger als diejenigen, denen der Zwiespalt ihres Innern noch nicht klar geworden. Der Stachel des peinigenden Gewissens erinnert sie immer wieder an ihre Nacktheit, und der innere Mund ihrer Seele verkündet laut, daß ihre Werke böse sind, aber sie wehren der schreienden Stimme Gottes, und sie lecken wider den Stachel, und bei dem entsetzlichen Kampfe versiegt das Mark ihrer Gebeine.

Doch bei den Griechen war auch nicht dies allein das Nachtheilige, daß der Sinn des Menschen überhaupt von dem höheren Schönen, dem Heiligen abgewendet wurde; auch das war das Verderbliche, daß, da auch ungöttlich gesinnte Künstler sich der Religion als Materiale für die Kunst bedienten, und eben diese Religion auch Gegenstände der Sünde darbot, die Sünde selbst durch die Kunst lieblich gemacht und heilig gesprochen wurde. Eben hierauf macht schon Plato aufmerksam [71]). Er sagt nämlich: „Indem das Volk in den öffentlichen Wettkämpfen das Recht hat, den Sieg zu ertheilen, giebt es denselben denjenigen Dichtern, welche nach der nichtswürdigen Gesinnung des großen Haufens dichten; die Gegenwärtigen sollten immer bessere als ihre

71) Plato De legib. l. II. p. 245 ed. Bekker.

eignen Sitten beschreiben hören, jetzt aber werden sie auf den Theatern in den schlechteren Sitten bestärkt." — Wenn nämlich bei den Gebildeteren durch die poetische Behandlung der Religion dieselbe den dem Leben gebietenden und dasselbe umgestaltenden Ernst, wie auch die Scheu abnöthigende Würde verlor, so war bei den Ungebildeten der Nachtheil noch größer durch die als Wahrheit aufgenommenen falschen und sündlichen Begriffe von göttlichen Dingen. Und nicht minder verderblich als die Poesie konnte hier die bildende Kunst wirken. Wenn Bildhauerei und Malerei bei den Gebildeteren jene oben angegebenen Nachtheile äußerten, die überhaupt von der Kunst ausgehn können, so waren sie nicht weniger als die Dichtkunst fähig, dem Volke tief sich einprägende schlechte Vorstellungen einzuflößen, wenn sie unanständige Gebilde erzeugten. Denn wenn auch hier der Elische Olympier die Ahndung einer weltgebietenden Majestät in den Herzen erregte, so erzeugte dort der Göttervater mit dem Schwanenhals am Busen der Leda bestialische Triebe und Gedanken. Daher sind die Betrachtungen sehr fein und geistvoll, welche Dio Chrysostomus, der heidnische Rhetor, den Pheidias machen heißt über die Wichtigkeit seines Werks den Olympier in einem Bilde darzustellen, was für ganz Griechenland Norm der Vorstellungen vom Göttervater werden würde. Dio redet den Pheidias so an[72]): „Du hast,

72) Dionis Orationes, ed. Reiske T. I. p. 401. 399.

o Pheidias! eine große Verantwortung auf dich geladen. Denn früher, da wir von Gott nichts wußten, haben wir uns auch kein bestimmtes Bild von ihm entworfen, indem ein Jeder nach seinem Gefallen sich eine Vorstellung ausmalte, und sahen wir Götterbilder, so schenkten wir denselben keinen besonderen Glauben. Du aber hast dieses Bild so herrlich gebildet, daß ganz Griechenland und jeder, der es sieht, sich keine andere Vorstellung mehr von Gott machen kann. Hast du nun auch die göttliche Natur würdig genug dargestellt?" —

Bei den Griechischen Götterbildern war indeß doch das zu loben, daß sie die Götter unter keiner anderen als der Menschengestalt darstellten, wenn sie auch freilich oft diese Menschengestalt so entwürdigt, oder mit solchen Attributen darstellten, daß sie als nicht viel Besseres denn als Bestie erschien. Weit abscheulicher waren dagegen die Götterbilder der Aegypter und sind noch diejenigen der Indier, welche den Göttern die Thiergestalt geben. Hierüber bemerkt schon der Heide Philostratus richtig[73]): es sei besser, statt solcher Bildnisse gar keine hinzustellen, denn der menschliche Geist bilde etwas Vortrefflicheres als jede Kunst; bei solchen Bildern aber verliere sich die Fä-

73) Philostratus Vita Apollonii l. IV. c. 19.

Fähigkeit, das Schöne anzuschauen und selbst etwas Besseres unter der äußeren Hülle zu ahnden. Denn wenn die Anbetung verpersönlichter Naturkräfte die Gottheit zu den Schranken der armseligen menschlichen Natur erniedrigt und in dieselben einschließt, so stellt der Thierdienst und die Thierbildnerei Gott noch unter den Menschen. Die Menschengestalt in ihrer aufgerichteten Stellung mit dem sinnvollen, den Geist aussprechenden Antlitz, offenbart wirklich etwas Höheres, was der Thiergestalt fehlt. Während bei der letztern die ganze Gattung einen einzigen Typus hat, in welchem die Idee derselben sich ausspricht, zeigt sich im Menschengeschlecht, selbst in den verschiedenen Abtheilungen desselben eine solche Mannigfaltigkeit des Lebens und der individuellen Lebensformen, daß diese auch in der äußern Hülle sich kenntlich machen. Darum kann auch, wenn eine Darstellung des Göttlichen statt finden soll, dasselbe nur durch die menschliche Gestalt ausgedrückt werden, welche durch die Erscheinung des Sohnes Gottes in derselben dazu auch geweihet worden ist. — Da nun der Grieche, wie wir gesehn haben, in diesem Leben nicht dasjenige lieb gewonnen hatte und erstrebte, was gerade über demselben steht und es beherrschen soll, sondern das Leben selber, so ist es kein Wunder, daß in demselbigen Grade, in welchem die Liebe zum irdischen Leben und die Anhänglichkeit and asselbe wuchs, auch die Erinnerung an die elysäischen Felder und die dunkeln

Wogen des Styx zurücktrat. Der gebildete Grieche glaubte an nichts Jenseitiges, wie wir dies z. B. bei Polybius sahen, eben so bei Pausanias [74]), nicht weniger bei Simonides [75]), welcher singt:

Schweigen ist bei den Todten, Dunkelheit umhüllt das Auge.
Alles kommt einst in den Einen furchtbaren Strudel.

Alle aber, der Gebildete wie der Ungebildete, wurden gequält von der größten Furcht des Todes, weil sie in diesem Leben ihr Ein und Alles hatten und drüber hinaus keinen Himmel, keinen Heiland und keine triumphirende Gemeinde der Vollendeten kannten. So singt Anakreon [76]): „Grau sind mir die Schläfe und weiß das Haupt. Hin ist die liebliche Jugend. Vom süßen Leben ist nicht viel mehr übrig, darum seufze ich häufig, fürchtend den Tartarus, denn er ist des Hades furchtbare Höle. Graunvoll ist der Hinabgang, und wer einmal hinabstieg, kehrt nimmer wieder.“ — Und Lykophron [77]) klagt: „Wenn der Tod noch weit entfernt, dann wünscht wohl der Mühseelige sein Leben zu enden; wälzt aber dessen letzte Welle sich heran, so begehren wir das Leben, denn nimmer können wir uns daran sättigen.“ — Eben

74) Pausanias, Graeciae Descriptio l. II. c. 5.

75) Stobaei Sermones. Sermo 117. ed. Aureliae Allobrog. 1609.

76) ap. Stobaeum l. l.

77) apud eund.

so sang ja auch schon Homer [78]): Ich möchte lieber beim ärmsten Manne dienen, als über alle Schatten König seyn! — Anders lauten freilich dagegen die Aeußerungen der den Martyrertod zuerst sterbenden Christen, welche den Heiden bei jener Gesinnung nicht anders denn als Schwärmer vorkommen konnten. Je größer aber bei den Griechen die Angst vor dem Tode war, desto fester klammerten sie sich an die Dinge dieses Lebens an, desto tiefer wollten sie die Schaale seiner Genüsse ausschöpfen und bis zur letzten Neige leeren. —

Einen andern Character als das Griechische Heidenthum zeigt uns das Römische. Das Römische nach seinen ursprünglichen Bestandtheilen hat noch mehr vom morgenländischen Geiste behalten als das Griechische. Es hat sich großentheils aus dem Hetruskischen herausgebildet, Dieses aber zeichnet sich aus durch eine wahre Deisidaimonia, eine Gottesfurcht, einen düstern Sinn [79]). Der oberste Gott der Hetrusker, Tina, ist das Fatum. Unter dessen dunkler Gewalt stehet das Menschengeschlecht. Sechstausend Jahre dauerte die Schöpfung der Welt, sechstausend Jahre bestehe sie, im sechsten Jahrtausend kommt ihr Ende herbei, und das ist das

78) Odyssea l. XI.

79) Arnobius adv. Gentes l. VII. c. 26. Genitrix et mater superstitionis Hetruria.

große Jahr [80]. So sind auch allen Völkern ihre Zeiten gesetzt und nach zehn Zeiten endet der Hetruskische Staat. Der Mensch, unter jenem Fatum stehend, wird von allen Seiten durch dasselbe bestimmt. Daher ist es wichtig die geheimen Gründe der Natur und ihrer außerordentlichen Erscheinungen zu erkennen, darum ist eine vollkommene Wissenschaft die Kunst, aus Vögelflug, aus Eingeweiden, aus Donnerschlägen den Willen der Götter oder die Zukunft zu erkennen [81]; denn die Zeichen am Himmel und auf Erden sind Beweise des Zornes der Gottheit, der unblutig und auch blutig, durch Menschenopfer, gesühnt werden muß. Den Menschen begleiten ferner auf seinem Lebenswege zwei Genien, ein schützender, schirmender und ein wüthender, düsterer, welcher ihm zu schaden sucht. Diese sind es, die zunächst sein Schicksal leiten. — Alles dieses spricht einen ernsteren Character der Hetruskischen Lehre aus, welcher mehr oder weniger zu den Römern überging und insbesondere in ihren vielen supplicationes, averruncationes,

80) Auch in der Indischen Lehre ist der Ablauf der irdischen Weltordnung nach 12,000 Götterjahren und bei den Persern desgleichen, selbst die Nordische Götterlehre spricht ja von einer Götterdämmerung.

81) Diodorus Siculus Biblioth. l. V. c. 40. erwähnt ausdrücklich, daß die alten Hetrusker sich ausgezeichnet hätten durch ein großes Studium der Naturkunde und Götterlehre, wie auch der Donnerkunde.

devotiones sich zeigt. — Vielen Einfluß hatte auch bei diesen auf die Bildung des religiös-politischen Lebens **Numa Pompilius**, welcher von den Pythagoräern seine besseren Erkenntnisse gehabt haben soll, wobei es aber immer noch unentschieden bleibt, welcher Antheil davon den alten, schon vorhandenen Italischen Lehren zuzuschreiben sei. Die Wirkungen seiner Institute und Einrichtungen zeigen sich noch in sehr späten Zeiten. Er leitete bekanntlich seine Einrichtungen aus unmittelbarer Eingebung ab, sei es nun, daß er hierbei nach jener rationellen Ansicht, welche mehre Heiden über dergleichen Aussagen der Gesetzgeber haben[82]), dieselbe nur vorgegeben, um politische Zwecke dadurch zu erreichen und die Leichtgläubigkeit des Volkes zu benutzen, oder daß er wirklich glaubte, höherer Einflüsse theilhaftig zu seyn, wie denn Plutarch in Bezug auf diesen Umgang des Numa mit göttlichen Wesen bemerkt, es sei doch gar nichts Ungereimtes, zu glauben, daß so wichtigen Männern, wie Begründern von Staaten, wenn sie dieselbe suchten, eine außerordentliche Berathung Gottes zu Theil werden könne. Schon durch diese Zurückführung seiner Einrich-

82) Strabo, Geographia l. XVI. c. 2. Diodorus Siculus, Bibl. l. I. c. 94. Varro ap. August. De civit. Dei l. III. c. 4.; auch der Jude Josephus contra Apion. l. II. c. 16. lassen den Minos, Zamolxis, Zaleukus und Moses göttliche Offenbarung aus politischen Zwecken vorgeben.

tungen auf unmittelbare göttliche Offenbarung sicherte er denselben das Bestehen und die Verehrung; wie Plutarch vom Lykurgus bemerkt[83]), was die Spartaner als νομυς (Gesetze) nicht so geehrt haben würden, das verehrten sie als ϱητρας (Aussprüche Gottes), indem Lykurg öfters nach Delphi reiste und seine Gesetze vom Delphischen Gotte ableitete. Jene gottesdienstlichen Einrichtungen Numas zeichnen sich nun ganz besonders durch einen asketisch-sittlichen Geist aus, sie nähern sich mehr den orientalischen. Er selbst lebte auch gewöhnlich in seiner Burg, mit gottesdienstlichen Gebräuchen beschäftigt, die Priester unterrichtend, oder für sie thätig in dem Ueberdenken irgend eines göttlichen Gegenstandes[84]). Besonders wichtig ist Numas Verbot, von Gott sich ein Bild zu machen. Die Stelle des Plutarch, die uns dieses berichtet, lautet also[85]): „Auch Numas Gesetze hinsichtlich der Götterbilder sind ganz gleich den Lehrsätzen des Pythagoras; denn dieser nahm an, daß das Urerste weder fühlbar, noch leidensfähig sei, sondern unsichtbar, ungemischt und geistig. So verbot auch Numa den Römern, Menschen- und Thier-ähnliche Bilder Gottes sich zu machen. Und früher war auch bei ihnen weder ein Ge-

83) Plutarchus, Vita Lycurgi.

84) Plutarchus, Numa c. 14.

85) Plutarchus, Vita Numae c. 8.

mälde noch ein Kunstgebilde von Gott, sondern in den ersten hundert und siebenzig Jahren des Staates baute man zwar Tempel und heilige Kapellen, aber stets ohne Bild, weil es für unheilig gehalten wurde, das Höhere durch das Niedere darzustellen und man der Gottheit nicht anders, als durch den Gedanken sich nahen könne[86])." — Es verbot auch Numa, wie uns Plutarch a. d. a. St. sagt, die blutigen Opfer und befahl Mehl und Weinspende und die wohlfeilsten Dinge darzubringen. „Bei den feierlichen Aufzügen — erzählt weiter Plutarch[87]) — gingen Herolde vorauf durch die Stadt, zu feiern gebietend und zu ruhen von der Arbeit. Denn so wie man von den Pythagoräern erzählt, daß sie nicht gestatteten, nur so im Vorbeigehen anzubeten und die Götter zu verehren, sondern geboten, gerade zu diesem Endzweck sogleich von

86) Auf diese merkwürdige Nachricht legt mit Recht ein besonderes Gewicht Augustinus. (Augustinus de civit. Dei. l. IV. c. 31.) Er führt sie aus Varro an, und dieser Römer setzt die denkwürdigen Worte hinzu: Quod (nämlich der Gebrauch keine Bilder Gottes zu haben) si adhuc mansisset, castius Dei observarentur; qui enim primi simulacra Deorum populis posuerunt ii et civitatibus metum dempserunt et errorem addiderunt. Er beruft sich dabei auf das treffliche Beispiel der gens Judaea!! —

87) De vita Numae o. 14.

Hause nach den Tempeln vorbereitet zu gehen, so glaubte auch Numa, daß seine Bürger nichts Göttliches nur so im Vorbeigehn weder hören noch sehen dürften, sondern vielmehr rastend von allen anderen Dingen, das Gemüth als auf den wichtigsten Gegenstand blos auf die Frömmigkeit richtend, indem vom Geräusch, Geklopf und Geächze, und was sonst mit Handwerkerarbeiten verbunden ist, die Straßen frei und rein gehalten wurden für die heiligen Handlungen[88]."

In allen diesen Verordnungen spricht sich unverkennbar der ernste Sinn des Numa und somit der alten Römer aus. Numa hatte verboten, daß die Bildhauerkunst die Götterwelt in ihr Gebiet ziehe; die alten Römer verboten auch den Dichtern ihre Licenz in der Komödie; die Schauspieler hatten keine bürgerliche Ehre, durften auch nicht in den tribus seyn[89]. Dazu kommt die einfache Lebensweise, welche die alten Bewohner Roms führten. Den Einfluß derselben setzt in Verbindung mit ihrer Frömmigkeit der Fortsetzer des Polybius, der gelehrte Posidonius, wenn er sagt[90]: „Herkömmlich war

88) Hier finden wir ganz eigentlich einen antiken heidnischen Sonntag!

89) Scipio in Cicero de Republ. l. 4. sagt: Nunquam comoedia, nisi consuetudo vitae pateretur, probare sua Theatris flagitia potuissent. August. De civit. Dei l. II. c. 9—13.

90) Athenaei Deipnosophistes l. VI. c. 107. pg. 248 ed. Schweigh.

bei den alten Römern Ausdauer und einfache Lebensweise und ein einfältiger, ungesuchter Genuß ihrer Güter, desgleichen eine bewundernswerthe Verehrung gegen die Gottheit, auch Gerechtigkeit, sehr viel Enthaltsamkeit in Beeinträchtigung anderer Menschen, verbunden mit der fleißigen Betreibung des Ackerbaues." — Eben so sagt Valerius Maximus[91]): „Je einfacher anfangs die Götter durch die Spenden von Lebensmitteln von den Römern geehrt wurden, desto wirksamer war es." — Daher denn auch die Zeugnisse von der großen Mäßigkeit und Sittlichkeit der alten Römer, z. B. bei Sallust[92]). „Im Frieden und Kriege befleißigte man sich guter Sitten; eine große Eintracht, kein Geiz war zu finden. Recht und Pflicht ward weniger um der Gesetze willen, als aus natürlichem Antriebe geachtet. Zwietracht und Verstellung fand nur gegen Feinde statt, Bürger wettstritten mit Bürgern nur in der Tugend. Bei den Opfern der Götter herrschte Pracht, im Hauswesen Sparsamkeit, gegen Freunde Treue." — Ammianus Marcellinus[93]) nennt sogar das alte Rom die Herberge aller Tugenden. Selbst die Juden priesen die Sittlichkeit und besonders die Treue

91) Valerii Max. Hist. l. II. c. 5.

92) Sallustius, Bellum Catilinarium c. IX.

93) Ammiani Marc. Histor. l. XIV. c. 6. Virtutum omnium domicilium.

der Römer vor dem Punischen Kriege[94]). — Alles dieses reicht hin, uns die oben angeführten Urtheile eines Dionysius von Halicarnassus und Polybius zu rechtfertigen, welche so entschieden der Römischen Götterlehre vor der Griechischen den Vorrang einräumen. Und so lange jener ernste Gottesglaube im Römischen Staate herrschte, genoß er auch jener größeren Festigkeit und Ruhe; der Verfall der Religion aber zog auch den Verfall der Sitten nach sich, wie dieses Dionysius von Halicarnaß öfters andeutet[95]). Selbst

---

94) 1. Macc. C. 8. V. 1. 12.

95) Dionysii Hal. Antiqq. Romm. l. II. c. 6. c. 11. c. 14. c. 24. c. 34. c. 74. l. III. c. 21. l. V. c. 60. l. VII. c. 35. l. VIII. c. 37. l. X. c. 17. vergl. Creuzers Symbolik B. II. p. 996. der neuern Ausgabe, wo diese Stellen des Dionysius nahmhaft gemacht sind. Keiner hat übrigens wohl so kräftig unter den Alten ausgesprochen, was Gottesfurcht dem Staate sei, als jener herrliche, an heiligem Sinn alle anderen Alten übertreffende Plutarch. In der Schrift Adversus Colotem. c. 31. spricht er sich darüber so aus: „Die wichtigsten aller Gesetze sind die über den Glauben an die Götter, welche daher Lykurgus, Numa, Jon, Deukalion ihren Völkern allen gelehrt, indem sie ihnen durch Gebete, Eidschwüre, Orakel, Götterstimmen ein lebendiges Gefühl der Hoffnung wie der Furcht in Bezug auf die Götter einflößten. Ja, wenn du die Erde durchwandelst, magst du Städte ohne Mauern, ohne König, ohne Häuser, ohne Münze, ohne

die Tapferkeit der Römer im Kriege hing mit ihrer Gottesfurcht zusammen, worüber die alte Geschichte voll von Beispielen ist. Wer denkt nicht hierbei an die sich den Göttern weihenden Decier. Von dem Einen derselben sagt Livius[96], er sei von beiden Heeren erblickt worden, wie ein Wesen übermenschlicher Art, das, wie vom Himmel geschickt, den Zorn aller Götter von den Seinen auf die Feinde wendete. Dergleichen Weihungen, sagt Cicero, wurden bei unseren Vorfahren nur durch die Macht der Religion erzeugt. Ein merkwürdiger Beitrag zur Deisidaimonie dieses Volkes ist auch folgende Erzählung bei Livius[97]: „Tertia vigilia noctis, jam relatis litteris a collega, Papirius silentio surgit, et pullarium in auspicium mittit. Nullum erat genus hominum in castris intactum cupiditate pugnae; summi infimique aeque intenti erant: dux militum, miles ducis ardorem spectabat. Is ardor omnium etiam ad eos,

Theater und Gymnasium finden, aber nie wirst du erblicken eine Stadt ohne Gott, ohne Gebet, ohne Orakel, ohne Opfer. Ehe mag eine Stadt ohne Boden stehen, als ein Staat ohne den Glauben an Götter sich erhalten. Dieser ist das Bindemittel aller Gemeinschaft und die Stütze aller Gesetzgebung."

96) Livii Hist. l. VIII. c. 9.

97) Livii Histor. l. X. c. 40.

qui auscipio intererant, pervenit; nam quum pulli non pascerentur, pullarius auspicium mentiri ausus, tripudium solistimum consuli nunciavit. Consul laetus, auspicium egregium esse, et Deis auctoribus rem gesturos, pronunciat, signumque pugnae proponit. Exeunti jam forte in aciem nunciat perfuga, viginti cohortes Samnitium Cominium profectas. — — Dum his intentus imperator erat, altercatio inter pullarios orta de auspicio ejus diei, exauditaque ab equitibus Romanis, qui rem haud spernendam rati, Sp. Papirio fratris filio consulis ambigi de auspicio renunciaverunt. Juvenis ante doctrinam Deos spernentem natus, rem inquisitam, ne quid incompertum deferret ad consulem, detulit, cui ille: Tu quidem macte virtute diligentiaque esto. Caeterum qui auspicio adest, si quid falsi nunciat, in semetipsum religionem recipit. Mihi quidem tripudium nunciatum, populo Romano exercituique egregium auspicium est. Centurionibus deinde imperavit, ut pullarios inter prima signa constituerent. — Priusquam clamor tolleretur concurreretturque, emisso temere pilo ictus pullarius ante signa cedidit.“ — Und noch zu Cäsars Zeiten war die religio von so mächtigem Einfluß auf das Römische Heer, daß, wie uns Plutarch [98]) erzählt, die Kriegsrathschläge

98) Plutarchus, Vita Caesaris.

des Pompejus kalt von den Soldaten angehört wurden; da aber Cato in seiner Rede die Deos patrios als Schirmer und Verfechter ihrer Sache anführte, wurde das Heer entflammt und diese Schlacht verlohr Cäsar[99]) — Ein ausgezeichnetes Denkmal des sittlichen und religiösen Ernstes der Römer ist auch die ganze Erzählung der Aufhebung der Bacchanalien in Rom durch den Consul Posthumius, die wir in einem kurzen Auszuge aus Livius ausheben wollen[100]): „Unter dem Consul Sp. Posthumius und Marcius Philippus lief die Klage ein über geheime Verbindungen. Diese hatte ein Grieche von geringem Herkommen, ein Wahrsager, zuerst in Hetrurien eingeführt. In geheimen Gesellschaften, die den Schein von rein gottesdienstlichen Verbindungen hatten, wurden hier alle Arten der Unzucht und anderer Laster ausgeübt. Männer und Weiber, Junge und Alte waren hier in der Nachtzeit beisammen und überließen sich der Ausschweifung, auch wurden falsche Zeugnisse, Giftmischereien und anderes hier bereitet. Anfangs waren diese Gesellschaften in Rom ganz verborgen, wegen der Ausdehnung und Größe der Stadt, dann aber wurden sie auf folgende Weise entdeckt. P. Aebutius hatte einen Sohn

99) Ueber den Einfluß der Religion auf das Volk s. Joh. v. Müllers Fragmente. Werke B. 15. S. 429.
100) Livius, Histor. l. XXXIX. c. 8—17.

hinterlassen, der von seiner Mutter Duronia und dem Stiefvater T. Sempronius erzogen wurde. Die Mutter war dem Stiefvater sehr zugethan, und da dieser nicht die gehörige Rechenschaft über die Gelder seines Mündels zu geben wußte, beschloß er den Jüngling entweder aus dem Wege zu schaffen, oder sich auf irgend eine Art ihm nahe zu verbinden. Dazu sollte ein Weg seyn die Verführung desselben in den Bacchanalien. Die Mutter sagte also dem jungen Menschen, sie habe in einer seiner Krankheiten gelobt, wenn er wieder genese, wolle sie ihn in die Bacchanalien einweihen. Zehn Tage müsse er enthaltsam seyn, am zehnten werde sie ihn ins Heiligthum führen. Nahe bei dem jungen Aebutius wohnte eine Buhlerin Fecenia, welche nur durch ihren früheren Stand als Sklavin zu diesem Gewerbe gekommen war und ein besseres verdient hatte. Diese hatte einen nahen Umgang mit dem Jüngling, ohne daß sein Ruf dabei gelitten hätte, denn sie liebte ihn ohne sein Zuthun und, da die Seinigen ihn sehr karg hielten, unterstützte sie ihn sehr mit Geld und machte ihn auch zu ihrem Erben. Dieser erzählte er, was seine Mutter mit ihm thun werde, in aller Unbefangenheit. Als aber das Frauenzimmer dieses hörte, rief sie aus: Das wolle Gott verhüthen! Lieber mögen wir beide des Todes seyn, als daß dies geschehe! Dabei verwünschte sie die, welche solches gerathen hätten. Als nun der Jüngling seine Mutter und seinen Stiefvater nannte, er-

wiederte sie: So will denn also dein Stiefvater — denn deine Mutter dessen zu beschuldigen wäre Sünde — deine Keuschheit, Hoffnung, deinen Ruf und dein ganzes Leben verderben? — und da der erstaunte Jüngling fragte, was sie damit sagen wolle, gab sie ihm eine Beschreibung von der gräulichen Unzucht und Verworfenheit, welche in diesen seyn sollenden Heiligthümern getrieben würde, und ließ ihn nicht fort, bis er ihr versprochen, nicht Theil daran nehmen zu wollen. Da er nun nach Hause kam und der Mutter und dem Stiefvater die Abneigung erklärte, sich einweihen zu lassen, wurden diese sehr erbittert und stießen ihn aus dem Hause. Er nahm seine Zuflucht zu einer Anverwandtin und diese rieth ihm die ganze Sache an den Consul zu berichten. Er that es, und nun versicherte sich derselbe zuerst der Buhlerin Fecenia als der Angeberin, welche als Sklavin selbst an jenen gräulichen Festen Theil genommen hatte, und machte sofort eine Anzeige an den Senat. Dieser gerieth in den größten Schrecken und nachdem die ernstesten Maaßregeln von seiner Seite getroffen worden, machten die Consuln die Anzeige an die Volksversammlung. Es wurde zuerst das gewöhnliche Gebeth an die Götter ausgesprochen, welches jeder Volksversammlung vorherging, und sodann begann der Consul: „Quiriten! bei keiner unserer Versammlungen ist dieses gewöhnliche Gebeth an die Götter nicht blos schicklicher angebracht gewe-

sen, sondern auch nothwendiger, damit es euch erinnere, das seien die wahren Götter, welche eure Vorfahren zu verehren und anzubeten geboten haben, nicht aber jene, die wie mit Stacheln der Wuth die Gemüther der von fremden Religionsgebräuchen Geblendeten zu allem denkbaren Frevel und aller Ruchlosigkeit antreiben u. s. w." —

Wenn also bei Entstehung des Römischen Staats und der Römischen Religion diese ganz eigentlich einen priesterlichen und mehr orientalischen Character hatte, so verwandelte sich indeß derselbe, beim Wachsthum des Reichs und Ueberhandnehmen der Verderbtheit, in einen politischen. Stärker noch als bei den Griechen und kräftiger waltete bei den Römern die Liebe zum Vaterlande schon deswegen, weil der Römische Staat eine weit größere Einheit hatte. Auch hiezu lag gerade in der Religion ein besonders wirksames Element in der Lehre von den Laren und Penaten. Die Heimathsliebe, ja die Liebe zum eignen Besitzthum war vergöttlicht worden und wurde unter dem Namen der Laren und Penaten angebetet. Indem nun bei der alterthümlich religiösen Ansicht der Fortschritt der Eroberungen, für den sie selbst zu den Göttern regelmäßig beteten, als das Werk der Rom besonders gnädigen Götter betrachtet wurde, wie denn auch die nachherigen Drangsale des Staates dem Ueberhandnehmen des Christenthums und der daraus entste-

hen

henden Feindschaft der Götter zugeschrieben wurde, so mußte dadurch die Religion sich immer enger an die Vaterlandsliebe anschließen und mit derselben verbinden, und man kann wohl sagen, wie bei den Griechen die Religion unterging im Kunstsinn, so bei den Römern in der Vaterlandsliebe.

IV.

Ueber den Einfluß des Heidenthums aufs Leben, insbesondere bei den Griechen und Römern.

1. Ueber Aberglauben und Unglauben, besonders um die Zeit der Erscheinung Christi.

Wir haben so eben zu erkennen gesucht, welches der allgemeine Charakter des Heidenthums und insbesondere der Griechischen und Römischen Religion gewesen sei, betrachten wir nun die Wirkungen desselben im Einzelnen.

Zuerst müssen wir hier betrachten jene beiden Auswüchse des religiösen Lebens, welche immer da eintreten, wo die innere Verbindung des religiösen Menschen mit Gott verschwindet, den Unglauben und den Aberglauben. Man liest, was man nicht erwarten sollte, bei Göthe[101]): „Das eigentlich einzige und tiefste Thema der Welt- und Menschengeschichte,

---

101) Göthes Westöstlicher Divan S. 424.

dem alle übrigen untergeordnet sind, bleibt der Conflict des Unglaubens und des Aberglaubens.“ Dies Wort ist eines der wahrsten, wahrer als vielleicht, der es aussprach, selbst fühlte. Der Mittelpunkt, um den das ganze geistige Leben des tieferen Menschen sich bewegt, ist der Glaube, um so gefährlicher also und um desto wichtiger, die beiden Abwege des Aberglaubens und des Unglaubens. Sie müssen aber nothwendig da entstehen, wo das Bedürfniß des menschlichen Herzens durch die vorhandenen Lehren nicht hinlänglich befriedigt wird, wo kein wahres Verbindungsmittel Gottes und seines himmlischen, heiligen Reiches mit der nach einen solchen Erhöhung und Beseeligung verlangenden Seele vorhanden ist. Jenes wahre Verbindungsmittel ist nun die Erkenntniß des menschlichen Elends und das daraus hervorgehende Bestreben, das Bild Gottes in uns wieder herzustellen. Ist diese Erkenntniß und dieses Bestreben noch nicht beim Menschen vorhanden, und weiß die Religionslehre auch nicht dasselbige zu erwecken, so wird der weniger von einem warmen Gefühl als von kaltem Verstande geleitete Mensch gleichgültig werden gegen das ganze Religionsgebäude und es als etwas unnützes bei Seite setzen, oder es wird der wärmer Fühlende, da eine dunkle Ahndung von der Scheidewand, welche den sündigen Menschen und den heiligen Gott von einander trennt, den meisten Seelen inwohnt, alles aufbieten, um

durch äußere Veranstaltungen die Scheidewand zu tilgen und mit der seligen Geisterwelt sich wieder in Verbindung zu setzen, und so sehen wir denn den Entstehungsgrund des Unglaubens und des Aberglaubens. Auf jene innerliche Vereinigung des gefallenen Menschen mit Gott wieß nun das Griechische und Römische Heidenthum, wenigstens in seinen öffentlichen Lehren, nicht hin; auch erregte es nicht im Menschen das Bewußtseyn seines sittlichen Elendes, so daß es also, da es kein Herzensbedürfniß anzuregen noch das angeregte zu befriedigen wußte, von dieser Seite den Unglauben beförderte. Von der andern Seite geht aber, wie wir sagten, durch das ganze Heidenthum eine dunkle Ahndung von einer Scheidewand, von einem Zwiespalt zwischen dem heiligen Gotte und dem zur Sünde geneigten Menschen, von einem Sündenfalle, nur daß derselbe nach der allmäligen Herabsinkung der Begriffe nicht immer rein sittlich aufgefaßt wurde, und Opfer, Sühnungen, Lustrationen, Kasteiungen sind davon überall Zeugnisse, wie auch die Namen: Zeus Aphesios (der Vergebende), Alexikakos (der Uebelabwendende), Meilichios (der Versöhnliche), Dii averrunci. Und diese Ahndung der Hauptlehre des Christenthums bei allen vorchristlichen Völkern darf uns auch nicht Wunder nehmen, da wir einerseits wissen, daß aus einer Uroffenbarung Gottes sich Nachrichten unter alle Menschen fortpflanzten, auf der anderen Seite aber jeder Mensch prädestinirt ist für gerade

so eine das ganze Menschengeschlecht angehende Lehre, da ein jeder Mensch als Mensch das Bedürfniß hat, Christ zu werden. Wenn nun der lebendig fühlende Heide nur gleichsam angeweht wurde von dieser Ahndung, wenn ihm dieses Gefühl der Feindschaft zwischen ihm und der heiligen Gottheit nur dunkel vorschwebte, wenn er aber übrigens durch seine Religion stets weniger ins Gebiet des Sittlichen als des Physischen gezogen wurde, so war es natürlich, daß er, statt die Sünde als die Scheidewand zwischen sich und seinem Gotte anzuerkennen (Jesaic 59, 2.) und durch Reinigung des Herzens seine Annäherung zu suchen, in der Angst seines Herzens und dem Irrthum seiner Erkenntniß nach äußeren Mitteln griff und auf äußerliche Weise eine Verbindung mit der Geisterwelt zu zu erzielen suchte. Es ist daher eine sehr richtige Bemerkung Plutarchs, daß weichere Seelen zum Aberglauben, kräftigere zum Unglauben mehr geneigt sind, oder wie er an einer andern Stelle sagt, Unbekanntschaft mit der wahren Erkenntniß erzeugt auf steinigem, hartem Geistesboden den Unglauben, auf zartem, feuchtem Boden den Aberglauben, wenn freilich auch dieser Satz seine Ausnahme hat. Ueberhaupt ist Plutarch, der tiefste Kenner des menschlichen Herzens nach allen seinen göttlichen und ungöttlichen Trieben, auch derjenige unter den Alten, welcher mit der tiefsten Weisheit und Menschenkenntniß über

Glaube, Aberglaube und Unglaube gesprochen hat. Unschätzbare und mit Begeisterung und glühendem Gefühl für die wahrhafte Erkenntniß der Gottheit geschriebene Bemerkungen über diese Gegenstände enthalten viele seiner sogenannten moralischen Schriften, insbesondere die Schrift: Ueber den Aberglauben (περι δεισιδαιμονιας) und: Beweis, daß man nach Epikur nicht glückselig leben könne. In der ersteren erläutert er folgende Ideen: „Der Aberglaube ist weit verderblicher und schmerzlicher für die Seele selbst, welche darin befangen ist (obwohl, da er doch überhaupt einen Antheil und eine Beziehung zur Gottheit voraussetzt, eher ein Zurückführen desselben zur wahren, nüchternen Gottesfurcht möglich ist, als beim Unglauben), als der Unglaube. Denn dieser ist ein Irrthum, eine Täuschung ohne Leidenschaft, der Aberglaube aber ein Irrthum mit Leidenschaft, also gleichsam ein flammender Irrthum. Während der Ungläubige sich in einem gleichgültigen Seelenzustande befindet, giebt es nichts im Himmel und auf Erden, wovor der Abergläubige sich nicht fürchtete. Nicht blos am Tage dauert diese Angst, selbst im Schlafe schrecken denselben furchtbare Bilder, und wacht er erschrocken auf, so freut es ihn nicht, daß es nur täuschende Schatten waren, die ihn blendeten, sondern er eilt zu den Gauklern und Geisterbannern. O! da die Götter uns den Schlaf verliehen haben als süße Lethe aller Leiden, was raubst du dir selbst dies

Geschenk, da es keinen anderen Schlaf giebt zur Vergessung dieser deiner Träume? Heraklitus sagt, die Wachenden haben ein und dieselbe Welt, der Schlafenden hat jeder seine eigene. Der Abergläubige aber hat keine gemeinsame Welt, denn wacht er, so bedient er sich nicht seines Verstandes, und schläft er, so ist er auch nicht von Schrecken frei, sondern seine Vernunft träumt, seine Furcht aber wacht beständig. Polykrates in Samos, Periander in Korinth waren furchtbare Tyrannen, aber Niemand fürchtete sie, wenn er in eine andere Stadt zog. Wer aber der Götter Herrschaft als eine tyrannische, furchtbare ansieht, wo wird ein Land, wo ein Meer ohne Götter seyn, dahin er fliehen könnte? Selbst bedrückte Sklaven können zufolge eines Gesetzes den Verkauf verlangen und einen billigeren Herrn, aber der Abergläubische kann seine Götter, die ihm schreckend sind, nicht vertauschen. Um so viel ist der Ungläubige glücklicher, als der Deisidämonische, als Tiresias, der weder seine Kinder noch Freunde sehen konnte, glücklicher ist, denn Athamas und Agave, welche sie als Löwen und Elephanten sahen. Wird der Ungläubige krank, so erinnert er sich seiner Unmäßigkeit als Ursach; geräth er in übeln Ruf, so frägt er sich, was er unterlassen; allein der Abergläubige wird Verlust der Güter, Tod der Kinder, Unglück in öffentlichen Geschäften, alles wird er für Schläge des erzürnten Gottes betrachten; auch wird er seinen Unfällen nicht begegnen, aus Furcht, den Göt-

tern zu widerstreben. Der Arzt wird vom Kranken, der tröstende Freund vom Betrübten fortgetrieben. Er ruft: Laß mich, o Mensch, den Verfluchten, den Göttern und Dämonen Verhaßten meine Strafe leiden! Der Mensch, der auch nicht an Gott glaubt, kann doch, wenn ihn das Unglück trifft, eine Thräne trocknen, das Haupt scheeren, das Kleid ablegen. Wie soll man aber mit dem Deisidaimonischen sprechen? wie ihm helfen? Da sitzt er vor der Thür in den Sack verhüllt, oder die Lenden mit schmutzigen Lumpen belegt, oft wälzt er nackend sich im Kothe, verkündet laut seine etwanigen Sünden und Fehltritte, er habe solches gegessen, sei den und den Weg gegangen, welches das Dämonion nicht haben wollte. Selbst in den erfreulichen Handlungen des Gottesdienstes fühlt sich der Deisidaimonische unglücklicher. Das Liebste sind den Menschen Feste, priesterliche Mahle, Einweihungen, Gebethe zu den Göttern. Dabei wirst du den Ungläubigen furchtbar und mit Sardonischer Ironie lachen sehen, auch sagt er wohl seinem Freunde ins Ohr: Wie blind sind doch jene Thoren! aber dies ist auch alles. Der Abergläubige dagegen will wohl, aber er kann sich nicht freuen, mit dem Päan ist bei ihm das Geseufz' verbunden. Gekränzt erblaßt er, er opfert und bebt, mit schwankender Stimme betet er, streut Weihrauch mit zitternden Händen. Dabei wird nicht wahr der schöne Ausspruch

des Pythagoras: Am wohlsten ist uns, wenn wir zu der Götter Wohnungen wallen. Der Abergläubige geht dahin, wie in Drachen-Höhlen. Es versündigt sich auch dieser mehr als der Ungläubige an den Göttern, denn es ist doch besser zu sagen, sie sind nicht, als alles Abscheuliche von ihnen für wahr zu halten. Es ist doch besser, wenn jene Skythen gar keinen Gott haben, als wenn die Karthager ihn haben, aber für blutdürstig halten und ihm Kinder schlachten. Endlich (c. 12.) giebt der Unglaube nie Veranlassung zum Aberglauben, aber wohl dieser zu jenem, denn wenn man verkehrte Begriffe über die göttlichen Dinge lehrt, giebt man Anlaß zum gänzlichen Zweifel. Indeß hüte man sich auch wohl, daß man nicht, um Räuber zu vermeiden, in einen unwegsamen Abgrund stürze, daß man nicht, um der Deisidaimonie zu entfliehen, dem Unglauben in die Hände falle, überspringend, was in der Mitte liegt, die wahre Frömmigkeit." — Trefflich schildert hier Plutarch das Elend derjenigen, welche den Frieden mit Gott durch äußerliche Mittel suchen, und manches der angeführten Worte trifft jenen äußerlichen, asketischen Gottesdienst der katholischen Kirche, wodurch der Mensch, als wenn kein Erlöser wäre, sich selbst die Freundschaft Gottes zu erringen sucht. — Eben so trefflich beschreibt in der anderen genannten Schrift: Non posse suaviter vivi secundum Epicurum, derselbe Plu-

tarch das Elend der Ungläubigen. Er hatte hier zuerst das traurige Gefühl des Ungläubigen dargestellt, der an die Götter und ihre Einwirkungen nicht glauben kann und an den gottesdienstlichen Handlungen heuchlerisch aus Angst vor dem Volke Theil nimmt, wie wir dies oben gelesen haben. Es scheint nun zwar dies dem eben von Plutarch Gesagten zu widerstreiten, wenn er darstellt, wie der Ungläubige blos mit Sardonischem Lächeln den heilig gehaltenen Gebräuchen beiwohne, allein es läßt sich beides wohl vereinen. Er kann auch dabei jene heuchlerische Besorgniß vor dem Volke empfinden und eine peinigende Unbehaglichkeit, die stets der Weltling an der Seite des dem Ewigen Zugekehrten empfindet. Ueberdies aber müssen wir auch berücksichtigen, daß ja der Glaubenlose elender ist, als er selbst weiß, indem er ja das von ihm entbehrte Glück des wahrhaft Frommen nicht kennt, und wie Plutarch an einem anderen Orte sagt, eben wegen dieses Nichtwissens um sein Elend ist er um so unglückseliger, wie auch der Wahnsinnige deswegen für am unglückseligsten gehalten wird, weil er über sich selbst lacht, während Andere über ihn weinen. Dagegen schildert Plutarch im 26sten Capitel mit einfachen aber herrlichen Farben die Seligkeit dessen, der in einem vernünftigen Glauben und in herzlicher Liebe zu der Gottheit lebt. Er beschließt diese Beschreibung mit den herrlichen Worten des Hermogenes: „So sehr

sind die allwissenden und allmächtigen Götter meine Freunde, daß sie so treu für mich sorgen, daß ich vor ihnen nicht verborgen bin nicht bei Nacht und nicht bei Tage, nicht wohin ich gehe, noch was ich zu thun gedenke. Da sie aber vorherwissen, was der Ausgang jedes Dinges seyn wird, deuten sie mir es an, zu mir sendend Boten, Stimmen, Träume und Vögel." Darauf bekämpft Plutarch mit Begeisterung die Läugner der Unsterblichkeit[101]). Er sagt: „Es giebt drei Klassen von Menschen. Die ganz Verdorbenen, die Gewöhnlichen und die höher Gebildeten. Für die ganz Verdorbenen ist es doch gewiß besser, wenn sie, ehe sie noch ganz verdorben werden, an den Hades glauben und dadurch von bösen Thaten sich abschrecken lassen, als wenn sie erst böse handeln und nachher, wie Epikur will, in der Furcht entdeckt zu werden ihre Bestrafung finden sollen. Für die gewöhnlichen Menschen hat der Hades, bei ihrer Hoffnung zur Fortdauer, nichts Furchtbares, die älteste und größeste aller Liebe ist die Liebe zum Leben, sie ist weit reicher an Wonne und Süßigkeit, um jene kindische Furcht zu überwältigen. Zufolge dieser Liebe zum Leben wünschen sie, wenn sie Kinder, Weiber und Freunde verlieren, lie-

101). Non posse suaviter vivi sec. Epic. c. 25—31.

der daß dieselben irgendwo in traurigem Zustande seien, als ganz und gar nicht existiren und nicht seien. Auch bedient man sich lieber der Ausdrücke μεθιστασθαι und μεταλλαττειν (wo anders hingehn, den Zustand verändern) vom Sterbenden, und die sonst noch eine bloße Veränderung der Seele anzeigen, nicht eine Vernichtung oder den Tod. Sie hassen aber Dichterworte, wie folgende;

Nun wird er verwesen in der baumbewachsenen Erde,
Getrennt von Mählern und von den Lauten
Und dem Alles lindernden Getön der Flöten —

und:

Daß des Menschen Seele wiederkehre ist nicht möglich.
Sie ist nicht zu rauben und zu greifen, wenn sie dem Zaune der Zähne entflohen.

Ja weil sie das Leben mit der Ewigkeit verglichen für so gut wie nichts halten, verachten sie es, werden stumpf für Tugend und Thatkraft. Und wenn Epikurus uns durch die Auflösung in Atome von den Schrecken des Hades heilen will, so muß er wissen, daß eben unsere Natur das am meisten fürchtet, aufgelößt zu werden. Ich glaube daher, daß alle Menschen, Männer und Weiber, lieber werden wollen in den Tartarus steigen und vom Kerberos sich beißen lassen, als gänzlich vernichtet werden; wiewohl, wie gesagt, es nicht viele Menschen giebt,

welche hieran noch glauben. Und die sich auch davor fürchten, suchen durch Reinigungen sich von der Furcht zu befreien. Wir sehen also, daß jene durch das Läugnen der Unsterblichkeit die süßesten und größten Hoffnungen der gewöhnlichen Menschen vernichten. Warum glauben wir nun aber noch, daß auf die gerechten und heiligen Menschen dort nichts Böses, sondern das Herrlichste warte? Zuerst ist zu bedenken, die Kämpfer erhalten den Kranz nicht, so lange sie kämpfen, sondern nachdem sie ausgekämpft und gesiegt haben[103]). Indem nun auf dieselbige Weise die Menschen glauben, daß nach diesem Leben erst das Siegeszeichen ertheilt wird, bemächtigt sich ihrer ein wunderbares Streben nach der Tugend im Hinblick auf jene Hoffnungen. Wer ferner die Wahrheit liebt und das wahrhafte Seyn, hat sich hier auf dieser Erde noch nicht genug mit dem Anschauen desselben erfüllen können, indem sein Geist trüb und feucht durch den Körper hindurch wie durch einen Nebel oder eine Wolke blicken mußte. Ein solcher Mensch kann seine Seele nur wohlgeordnet und den irdischen Dingen abgewendet machen,

---

103) Der Apostel Paulus: Keiner aber wird gekrönt, er kämpfe denn recht.

indem er der wahren Weisheit sich als Vorbereitung zum Tode bedient und dabei wie ein Vogel aufwärts blickt, um aus dem Körper heraus in die große und glänzende Unermeßlichkeit sich zu schwingen. Ja ich halte den Tod für ein sogroßes und wahrhaft vollkommenes Gut, daß ich glaube, dort erst wird die Seele wahrhaft leben und wach seyn, jetzt aber ist sie einer träumenden zu vergleichen. — Den Bösen, denen noch eine schwache Hoffnung der Besserung vorschwebt, rauben diese die Epikuräer, indem sie ihnen Vernichtung verkündigen, den gerechten Menschen nehmen sie ein bleibendes Gut, wodurch sie schon glücklich sind. Und wenn es so ein großes Gut seyn soll, von der Furcht vor unendlichen Peinen befreit zu werden, wie soll es denn nicht auch unerträglich seyn, ewiger Freuden und ihrer Hoffnung sich beraubt zu sehen?" — Hieher gehört auch die Stelle [104]): „Einige bedienen sich dunkler, Andere klarer, heiliger Symbole, indem sie nicht ohne Gefahr den Geist zu dem Göttlichen leiten, denn Einige, den Sinn ganz und gar verfehlend, verfielen in Aberglauben, Andere, diesen wie einen Sumpf fliehend, stürzten sich zuletzt in den Abgrund des Unglaubens, daher müssen wir aus der Philosophie die zum Heiligen

---

104) De Iside et Osiride c. 67.

führenden Lehren zur Hülfe nehmen, damit wir nicht die trefflichen Verordnungen der Gesetze über Opfer mißverstehn." — So wußte Plutarch die Klippen anzugeben, welche das mythische Heldenthum, das die tiefen Bedürfnisse der menschlichen Natur nicht befriedigte, darbot. Wie aber, kann Einer sagen, so wurde doch in Plutarch selbst das Bewußtseyn vom sittlichen Zwiespalt seiner Natur erweckt, so wurde er doch durch seine Religion, wie er selbst es ausspricht, zum rechten Vereinigungsmittel mit Gott, zur Heiligung und Reinigung des Herzens geführt?" — Es giebt Seelen, welche die Platoniker Apollonische nennen, Menschen der Sehnsucht [105]), denen von Kindheit an einwohnt ein unaussprechliches Verlangen nach einem bleibenden Gute, denen am Busen der ganzen geschaffenen Welt nicht wohl wird, an deren Herz unter allen Zerstreuungen des Lebens eine große Frage geschieht, die sie nicht beantworten können, die sich allein fühlen im Haufen derer, die Menschen heißen: solche Seelen würden eine Religion schaffen, wenn sie keine vorfänden, und in jede vorgefundene Gotteslehre werden sie die Religion ihres von himmli-

---

105) Viri desideriorum nennt sie der alte Amos Comenius, hommes de désir Saint Martin.

scher Sehnsucht entbrannten Herzens legen. Ein solcher Mensch war Plutarch. Es belebte ihn, wie es allen ähnlich gestimmten Menschen geht, bei jener himmlischen Offenbarung, die sich in der Sehnsucht seines Herzens kund that, das Verlangen auch außer sich was er in sich schaute bestättigt zu sehen, darum legte er sein ganzes volles Herz in die Religion seiner Väter und nahm es dann daraus wieder. Anklänge zu allem, was er fühlte und ersehnte, waren gewiß in seiner Religion, aber sein Gemüth allein wußte sie zu verstehen und seine Sehnsucht zu einer vollständigen Harmonie zu bilden. Wie würde er erst beseeligt worden seyn, wenn er mit deutlicher Stimme vernommen hätte: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben! Dazu kam auch noch bei ihm die Kenntniß der Platonischen Philosophie. Wiewohl er auch hier herausnahm und hineinlegte, was sein Gemüth ihm sagte, so fand er doch so viele verwandte Ideen, an denen er, was dunkel in seinem Herzen lebte, zur Klarheit entwickeln konnte. Von ihm dürfen wir daher nicht auf andere schließen, wie wir dies leider auch in der Geschichte sehen, wo wir keinen zweiten Plutarch finden. Wer weiß indeß, ob nicht ein zweiter Plutarch in der Seele manches Schneiders, Gerbers oder Schusters unter den Griechen lebte, welcher unbekannt vor seinen Mitmenschen, die Sehnsucht nach dem Lichte mit hinübernahm, dahin, wo er sie stillen konnte. —

Wie alle anderen verderblichen Wirkungen des Heidenthums, so sehen wir auch den Unglauben und Aberglauben nirgend so stark hervortreten, als in den späteren Zeiten der Religion. Denn Anfangs wohnte derselben noch jener heiligere alterthümliche Geist bei, sie war noch einfach und die Menschen, die sie hatten, waren einfach. Da sie aber blos auf Ueberlieferung beruhte, mußte sie, wie alle Religion, die nur auf Ueberlieferung und nicht auf einer stets erneuten Ausgießung des Geistes Gottes beruht, die nicht auf die Wiedergeburt und den darin lebendig erfahrenen Eintritt Gottes ins menschliche Herz gegründet ist, allmälig an Kraft und Wirksamkeit verliere. Zu Christi Zeit ging sie in schnellem Sinken ihrem Ende zu, und wie unmöglich es gewesen wäre, ihr durch äußere Mittel aufzuhelfen, zeigte der vergebliche Versuch der Neu-Platoniker und Julians. Die Zeit des Stückwerks war vorüber, das Vollkommene war in die Welt getreten. Daher müssen wir auch die Einflüsse des Heidenthums in dieser Zeit besonders kennen lernen. Auf die Zeiten des Verfalls des Christenthums kann aber eine ähnliche Verfahrungsweise nicht angewendet werden, weil einerseits das Christenthum nach seinem wahren Character nur aus der unsichtbaren Kirche der Wiedergeborenen erkannt seyn will, andrerseits auch gerade in solchen Zeiten des Verfalls eine lebendige Gegenwirkung entstand, und von innen her=

heraus eine Umgestaltung erfolgte, welche wieder zu der alten ursprünglichen Reinheit zurückleitete. Jede andere Religion dagegen, die nicht auf die stets fortdauernde Regierung des verherrlichten Erlösers und die stets fortdauernden Einwirkungen des heiligen Geistes gegründet ist, erfährt nie eine solche Wiedergeburt, sondern geht immer mehr alternd ihrem Untergange entgegen. — Da nun im Verlauf der Zeit einerseits das Heidenthum immer mehr Zusätze und Verunstaltungen empfing, so gab es immer mehr Nahrung dem Aberglauben, da auf der andern Seite die Verstandesbildung und Geschmacksbildung bei Vernachläßigung des Gemüthes und Herzens immer mehr stieg, so wurde auf diese Weise der Unglaube immer mehr befördert, in Griechenland sowohl als in Rom, nur daß Rom diese Perioden schneller durchlief, ungefähr wie gegenwärtig in Dänemark und Schweden in weit schnellerem Umschwung als in Deutschland das lebendige Christenthum dem Unglauben folgt, der ebenfalls von Deutschland aus dorthin gelangte.

Betrachten wir zuerst die Verirrungen jener Zeitalter bald nach Christi Geburt in Bezug auf Aberglauben und Unglauben, wie sie sich in der damaligen Gestalt der Philosophie aussprechen. In der Philosophie zeigt sich hier eine ganz neue Erscheinung. Die Systeme, welche der menschliche Geist über göttliche Dinge und den Grund der Wesenwelt aufzustellen pflegt,

hatten ihren Kreislauf vollendet. Wiewohl die Drangsale dieser Zeit, die Stürme des politischen Lebens, der Druck der tyrannischen Fürsten bei Vielen die Lust schwächen konnte über die höheren Angelegenheiten nachzudenken, und sie ins Treiben und die Unruhe des alltäglichen Lebens herabziehen mochte, so gab es doch auch Viele, welche gerade bei der Gefährdung und Zertrümmerung aller bürgerlichen Existenz, bei der Auflösung des allgemeinen Zustandes der Dinge, bei dem Verlust der Ihrigen sich getrieben fühlten, in die Einsamkeit sich zurückzuziehn und bei den Wissenschaften und Studien Trost und Beruhigung zu suchen. Viele Andere auch gab es unter den Heiden, welche durch das immer weiter um sich greifende Christenthum zum Forschen über göttliche Dinge sich aufgefordert fühlten, um darüber Klarheit zu erhalten. Bei weitem die Meisten von denjenigen, welche durch diese ersteren Beweggründe zur Philosophie getrieben wurden, fanden in keinem der bestehenden Systeme genügende Befriedigung. Sie sahen in jedem nur einzelne Wahrheiten zerstreut, sie griffen daher diese überallher zusammen, wo sie sie fanden, und auch damit noch nicht zufrieden, eigneten sie sich auch aus den bestehenden Religions-Ueberlieferungen nicht blos ihres Volkes, sondern aller Nationen, aus den Mysterien und Priesterlehren, alles zu, was irgend ihrer Erkenntniß oder ihrem Herzen ansprechend war. Das Lehrgebäude, was auf diese Weise entstand, ist unter

dem Namen des Eklekticismus bekannt. Dieser Eklekticismus nahm aber eine ganz eigenthümliche, abergläubische Richtung an. — Das Christenthum kündigte dem Menschen, welcher immer mehr geneigt ist durch Auctorität und Erfahrung als durch luftige Argumentationen sich überzeugen zu lassen, eine neue Lehre an, als deren Beglaubigung es sich auf die göttliche Auctorität dessen, der sie verkündete, nebst den diese Verkündigung begleitenden außerordentlichen Begebenheiten berief, und zugleich den Menschen auf sein eignes Herz verwies, wo er die Erfahrung ihrer Göttlichkeit machen könne. Das Christenthum verkündete ferner mit siegendem Nachdruck das Daseyn einer höheren in diese Welt eingreifenden Geisterwelt und eine Versöhnung und Vereinigung, die zwischen dem sündigen Menschengeschlechte und der heiligen Gottheit geschehen sei, woran auch ein Jeder, der das Bedürfniß fühle, Theil haben könne. Diese der Heidenwelt neuen Ideen brachten einen großen Eindruck hervor bei allen, welche sie verkündigen hörten. Es regten sich unter gebildeten und ungebildeten Menschen Bedürfnisse, die vorher geschwiegen hatten. Ein dunkel gefühltes Verlangen nach einer außerordentlichen, göttlichen Belehrung, und nach einer Vereinigung und nähern Verbindung mit der Gottheit und der selbständigen Geisterwelt bemächtigte sich vieler Gemüther. Diejenigen, welche über die Verderbniß ihrer sittlichen Natur und de-

ren allein wahre Heilung sich nicht täuschten, kamen zur Gemeinde der Christen, und empfingen dort mehr als sie erwartet hatten. Viele Andere gab es aber auch, die entweder aus träger Gewohnheit, oder aus versteckter Abneigung vor der wahren demüthigen Buße, jene dunkel gefühlten Bedürfnisse nicht recht sich zum Bewußtseyn brachten, sondern bald dieselben mit dem Heidenthum in Verbindung zu setzen suchten. Sie suchten nämlich im Heidenthum ein Nachbild von den himmlischen Gütern aufzustellen, welche das Christenthum den Menschen darbot, und es zeigt sich hier deutlich, wie entsetzliche Mißgeburten entstehen können, wenn der stärker, dem göttlichen Willen widerstrebende, hochmüthige und selbstsüchtige Willenstrieb des Menschen ein halbgefühltes Bedürfniß des göttlichen Willenstriebes durch dasjenige zu stillen sucht, was eine verblendete Erkenntniß dem Menschen eingiebt, und wie verderblich überhaupt alle Nachäffungen der Wahrheit sind. Die von jenem Streben geleiteten Männer stellten, da sie keine wahre alte Religionsurkunden in geistigerem Sinne besaßen, die falschen, untergeschobenen Schriften des Hermes Trismegistos, untergeschobene Schriften des Orpheus und anderer Männer des Alterthums als solche auf. So schufen auch sie sich eine Auctorität des Alterthums, auf welche sie sich berufen konnten. Es ist auch der Auctoritätsglaube keinesweges völlig zu verwerfen, da ja der Mensch das Bedürfniß fühlt, in Gemeinschaft

mit Andern eine himmlische Ueberzeugung zu haben, wenn nur dabei die Selbstthätigkeit nicht ausgeschlossen wird. Da ferner, wie wir gesehn haben, schon vorher eine geistigere und tiefere Auslegungsweise der Griechischen Sagen gewöhnlich worden war, so wandten die eklektischen Philosophen dieser Zeit dieselbe auch auf die ohne jenen tieferen Sinn schreibenden Dichter des Alterthums unter ihrer Nation an, sie legten den Worten des Homer, des Hesiodus eine speculative Bedeutung unter, welche, genau genommen, doch nur den von ihnen aufgenommenen und in ihre Werke verwobenen Mythen zukommt, und hatten so ebenfalls alte nationale Schriften voll hoher Weisheit, wie sich deren die Juden und durch die Juden die Christen rühmten. Endlich, da sie mißkannten, daß der Faden, der die Menschen an den Himmel ursprünglich knüpfte, nicht äußerlich, sondern im tiefsten Innern des Herzens abgerissen ist, suchten sie denselben wieder äußerlich anzuknüpfen[106]). Was vorher das Volk in dunklem Gefühl der das Menschengeschlecht belastenden Schuld zur Sühnung unternommen, Opfer, Reinigungen,

106) Lukian im Philopseudes c. 8. spottet über Einen, welcher die innere Krankheit durch ein äußeres Amulet heilen will. Eben so lächerlich ist der, welcher durch jene äußeren Verbindungen mit Gott das Band wieder anzuknüpfen sucht, was im Innersten der menschlichen Willenstriebe abgerissen ist.

asketische Bußübungen, das brachten die Eklektiker der spätern Zeit in Systeme und suchten es philosophisch zu begründen. Und da auch das Bedürfniß nach näherer Kenntniß und Anschauung des Göttlichen zu befriedigen war, ersannen sie entweder, wie die frühern Neu-Platoniker, eine mystische, intellectuelle Anschauung — ein Vogel Greif, dem Namen nach bekannt, der Sache nach unbekannt — wodurch der Mensch sich hinaufsteigern sollte bis zum Anschauen der Gottheit, oder, wie die spätern Neu-Platoniker, brachten sie die Magie und Theurgie in ein System, lehrten die Kunst, Götter und Dämonen herniedersteigen zu lassen zu den Menschen, oder die verschiedenen Geister zur Wiederkehr zu zwingen, um die Geheimnisse der Geisterwelt zu erkunden. Hören wir einige Züge aus dem Leben eines der besseren Repräsentanten jenes Strebens, des Neu-Platonikers Proklus, die uns das Gesagte bestättigen. Sein Lebensbeschreiber Marinus erzählt von ihm Folgendes [107]: „Er studirte besonders die Orphischen und Hermetischen Schriften. Nach der Sitte der asketischen Orientalen aß er nie Fleischspeisen, oder wenn er dazu durch seine Gesundheit genöthigt war, nur sehr wenig. Er verrichtete die Reinigungen an den monathlichen Festtagen der Phrygischen Götter-Mutter, er be-

107) Marinus Vita Procli, ed. Boissonade, Lips. 1814 c. 19. 22. 23. 24. 32.

obachtete die Aegyptischen geheiligten Tage strenger, als es selbst in Aegypten gewöhnlich war. Auch die Neumonde feierte er prächtig und mit Andacht. Er beobachtete die Feste und religiösen Handlungen fast aller Völker, nahm aber dabei nicht Gelegenheit zur Faulheit und Unmäßigkeit, sondern wie fleißig er im Beten und Verfassen von Hymnen gewesen sei, zeigen seine Lobgesänge nicht blos auf die Griechischen Götter, sondern auch auf ganz fremde Schutzgötter, den Marnos von Gaza, den Aeskulap von Askalon, den Thyandrites von Arabien. Denn er sagte, es gebühre einem Philosophen, nicht irgend einer Stadt und irgend einer Gegend Priester zu seyn, sondern Hierophant der ganzen Erde. — Schon am frühen Morgen pflegte er sich mit Verfertigung von Hymnen zu beschäftigen, selbst wenn er in der Nacht aufwachte, betete er zu den Göttern. Auch unterließ er nie, zur aufgehenden, auf dem Gipfelpunkt stehenden und untergehenden Sonne zu beten. Er hatte daher auch öfters Götter-Erscheinungen und bedeutsame Träume, es erschien ihm Pallas, Aeskulap und selbst ausländische Götter. Wenn er lehrte, leuchtete er ganz. Als einst Rufinus, ein angesehener Mann, zu ihm kam und ihn lehren hörte, erblickte er während seiner Auslegungen eine Flamme auf seinem Haupte. Als Proklus geendet, eilte er daher auf ihn zu und betete ihn göttlich an. Selbst Regen konnte er durch seine Gebete und Beschwörungen herbeiführen,

Erdbeben beschwichtigen u. s. w." Eben so viel Schönes, aber auch eben so viel abgeschmackte Erzählungen kann man in dem von Eunapius beschriebenen Leben des Jamblichus lesen. Jamblichus schwebte beim Gebeth 10 Fuß über der Erde; Maximus, der Lehrer des Kaisers Julian, citirte Geister; Heraiskus [108]) wurde von denjenigen Göttern umschwebt, mit denen seine Seele eben Umgang gehabt hatte — solche Verkehrtheiten konnten die Mehrzahl der Philosophen der damaligen Zeit für göttliche Wahrheit ausgeben.

Auf der anderen Seite finden wir bei den Meisten, welche unter den Philosophen jenem Aberglauben nicht anhingen, den allergrößten Unglauben. Schon gegen die Zeit von Christi Geburt hin hatten die Epikuräer besonders sich im Römischen Reiche auszubreiten angefangen. Cicero klagt, daß von allen Sekten der Weltweisen diese die allerauffallendsten Fortschritte mache, und sich die meisten Anhänger gewinne [109]). Cicero selbst aber schließt nicht nur sein Buch De natura Deorum so, daß vom Daseyn der Götter blos die Wahrscheinlichkeit prädicirt wird, sondern im Buche De Inventione [110]) sagt er gerade zu, die Philosophie könne die jenseitige

108) Suidas Lex art. Ἡϱαΐσκος.

109) Cicero de finibus bonor. et malor. l. I. c. 7. l. II. c. 14. Tuscul. l. V. c. 10.

110) Cicero, de Inventione l. I. c. 29.

Belohnung und Bestrafung nur unter die Probabilia rechnen. —

Neben den Epikuräern erhoben sich damals, was sehr natürlich aus der Beschaffenheit jener Zeit folgt, die Kyniker und verbreiteten sich überall hin. Der Kynismus, besonders in der Gestalt, wie er damals auftrat, mußte den Rest von Gottesfurcht und Sittlichkeit, der noch unter dem Volke war, vollends vernichten. Es ging derselbe nämlich hervor aus dem Uebermuthe und der Selbstsucht in ihrer niedrigsten Gestalt. Der Kyniker jener Zeit erkannte das Eitle aller menschlichen hochgepriesenen Lebensverhältnisse an, er bemerkte, daß der Jammer und das Elend überall hin folgt, und selbst das Familienleben vergällt; aber anstatt mit dem Leben ernstlich zu ringen, statt einen besseren Geist in die bestehenden Verhältnisse zu bringen, statt liebevoll die Mängel des Lebens zu mindern, dem Bedrückten hülfreich beizustehen, zog er sich vornehm aus allem Bestehenden zurück, gab alle menschlichen Beziehungen zu Menschen auf, verschmähte Vaterland, Freundschaft, Gattenfreuden, und suchte seinen Trost in einer selbstgefälligen Bestialität. Halb nackend sahe man diese thierischen Menschen mit einem großen Knüttel und einem Brotsack umherziehen, die thierischen Bedürfnisse der menschlichen Natur vor Aller Augen verrichten[xxx]), mit grober Ungezogenheit sich unter die

xxx) Gräuliche Beispiele von der Bestialität dieser Menschen giebt August. de Civ. Dei. l. XIV. c. 20.

Volkshaufen drängen, und hier als Weisheitslehrer auftreten, nicht aber in einer geordneten Rede, sondern in abgerissenen Worten gemeines Spottes und Spaßes, worüber der Pöbel laut auflachte und Keiner gebessert wurde. Durch die pöbelhaftesten Schmähreden, mit denen sie sich als eine Art Lustigmacher zu den Großen drängten, erpreßten sie auch oft von diesen Geschenke, und wenn sie sich auf solche Weise reich gemacht, verließen sie dann dieses ihr Leben gänzlich[112]. Zu dieser Klasse von Leuten schlugen sich daher auch Handwerker, Gerber, Salbenhändler u. a., um so auf eine leichte Art ihr Glück zu machen, wie Lukian namentlich bemerkt. Und wie überall Aberglaube und Unglaube nahe an einander streift, so kann man auch hier bemerken, wie der Kynismus, der alle Magie und alle tiefer gehen wollende Religionserkenntniß verwarf, und recht eigentlich ein Feind des Neu-Platonismus war, dennoch einen Berührungspunkt mit diesem fand. Die gänzliche Verachtung der bestehenden Lebensverhältnisse, die der Kyniker ausübte, schien den Platonischen Theosophen etwas so Großes, auch glaubten sie darin eine orientalische Askese zur

112) Lukian giebt am Besten die Züge zu diesem Gemälde der nichtswürdigen Kyniker. Lucian Fugit. ed. Reitz III. p. 371 — 383. Vit. Auct. I. p. 351. Desgleichen sprach gegen dieselben und stellte das Bild eines wahren Kynikers auf Julianus Orat. VI. et VII. adv. Pseudo-Cynism.

Vorbereitung für die Contemplation zu finden, wiewohl die Tendenz des Kynismus eine weit verschiedene war, daß auch diese Parthei der Philosophen den Kynismus sehr verehrten und den Diogenes als einen göttergleichen Mann darstellten[113]. — Neben diesen Kynikern und Epikuräern von der einen und neben den Neu-Platonikern von der andern Seite erhielt sich auch immer noch eine kleine Anzahl Stoiker. Viele waren es indeß nicht, theils war dazu das Zeitalter zu schlaff, theils wurde auch der Stoicismus wegen der Energie, die er mittheilte, von den weibischen Höflingen für staatsgefährlich gehalten. Daher galt der Stoicismus zugleich mit als Anklagepunkt[114]. Die Stoiker konnten allerdings noch eher einiges Interesse für die Religion verbreiten, denn vom Werthe ihrer Philo-

---

113) Julianus Opp. Or. 7. p. 212. ed. Spanh. Maximus Tyrus Dissertationes ed. Reiske. T. II. Diss. XXXVI. Einige Kyniker mögen auch wirklich nicht ohne einigen Antheil an einer morgenländischen Gemüthsrichtung gewesen seyn, da auch in der That das kynische Leben, wenn wir den Griechischen Character wegnehmen, sich nicht von dem der Indischen Dschoghis oder der Persischen Fakire unterscheidet. Zu jener Art Kyniker ist zu rechnen Demonax, dessen Leben Lukian beschrieben. So führt von ihm Lukian §. 32. an, daß er auf die Frage: ob seine Seele unsterblich sei, zur Antwort gegeben habe: Ja, wie Alles. —

114) Tacitus Annal. l. XIV. c. 57. l. XVI. c. 22.

sophie ist hier nicht die Rede, allein wenn sie auch eine größere Achtung für die Götter hegten (die ihnen freilich nur Maschinen des Fatums waren), so war doch die Trostlosigkeit ihrer Ueberzeugung vom Leben jenseit des Grabes desto abschreckender. Diese Trostlosigkeit gesteht Seneca selbst ein, wenn er[115]) sagt: „Einst schmeichelte auch ich mich mit der Erwartung des Jenseits, indem ich Anderen glaubte. Ich sehnte mich damals nach dem Tode, quum subito experrectus sum et tam bellum somnium perdidi!" —

Waren nun, wie wir gesehen haben, die Gebiete der Philosophie durch und durch vom Aberglauben und Unglauben durchdrungen, wie viel mehr mußten diese beiden Feinde der wahren Erkenntniß das Volk und überhaupt die Laien sich unterwerfen[116]). — Schon vor Christi Geburt scheint der Glaube an das jenseitige Leben

115) Seneca Ep. 102.

116) Auszuzeichnen ist hiebei eine sehr schöne Bemerkung Aelians. (Aelianus Histor. Variarr. l. II. c. 31): „Wer sollte nicht die Weisheit der Barbaren loben? Von diesen hat nie Einer am Daseyn Gottes oder an der Fürsorge für das menschliche Geschlecht gezweifelt, wie manche Philosophen der Griechen. Sie haben stets einfach die Götter geehrt, opfern ihnen, stellen die Reinigungen an, haben ihre Mysterien, so daß klar wird, daß sie gar nicht an ihnen zweifeln." —

sich unter den vornehmen Römern verloren zu haben. Cato und Cäsar bekennen im Senat, daß der Glaube an jenseitige Fortdauer fabelhaft sei, jenseit sei weder Freude noch Leid zu erwarten [117]). Cäsar sprach aus: ultra nec curae neque gaudio locum esse. Cato billigte höchlich diese Worte: „Schön und trefflich hat C. Cäsar kurz vorher in dieser Versammlung über Leben und Tod gesprochen, indem er, wie ich glaube, für falsch erklärte, was von der Unterwelt erzählt wird, daß nämlich die Bösen fern von den Guten schreckliche, unbebaute, graunhafte und scheußliche Orte bewohnten." — Eine vortreffliche und sehr merkwürdige Aeußerung des Livius, welche den Unglauben seiner Zeit treffend bezeichnet, und noch auf so manche andere Zeiten passen möchte, ist die, welche er bei der Erzählung der durch die Religion beigelegten Streitigkeiten wegen der lex Terentilli thut [118]): „Damals war aber noch nicht jene Geringschätzung gegen die Götter eingebrochen, welche im jetzigen Zeitalter herrscht. Damals legte sich noch nicht nach willkührlicher Interpretation ein Jeder Eid und Gesetze nach seinem Gutdünken aus, sondern seine eigne Sitten

117) Sallust. Bell. Catilin. c. 51. 52.

118) Livii Histor. l. III. c. 20.

richtete er vielmehr nach den Gesetzen.“ Auch gehört hieher das Zeugniß des Juden Philo (im Jahre 40 nach Christo) welcher über die Menge Atheisten und Pantheisten seiner Zeit klagt und sie bestreitet[119]). — Wie traurig ist das Geständniß eines so großen Mannes wie Plinius d. A., welches er in seiner Naturgeschichte über seinen Unglauben ablegt[120]): „Irridendum vero agere curam illud, quidquid est summa. Anne tam tristi et multiplici ministerio pollui credamus dubitemusne? Vix prope est judicare, utrum magis conducat generi humano, quando aliis nullus est Deorum respectus, aliis pudendus. Invenit tamen inter has utrasque sententias medium sibi ipsa mortalitas numen, quo minus etiam plena de Deo conjectatio esset. Tota quippe mundo et locis omnibus omnibusque horis omnium vocibus fortuna invocatur .... Adeoque ut Sors ipsa pro deo sit, quo Deus probatur incertus .... Quae singula inprovidam mortalitatem involvunt, solum ut inter ista certum sit, nihil esse certi, nec miserius quicquam homine nec superbius. Caeteris quippe animantium sola victus cura est, in qua sponte naturae benignitas sufficit, uno quidem vel praeferendo cunctis bonis, quod

119) Philo ed. Pfeiffer T. I. l. 3. Allegoriar. p. 263.
120) Plinii Hist. Natur. l. II. c. 7.

de gloria, de pecunia, ambitione, superque de morte non cogitent. Verum in his Deum agere curam rerum humanarum credi, ex usu vitae est: poenasque maleficiis aliquando seras occupato Deo in tanta mole, numquam autem irritas esse, nec ideo proximum illi genitum hominem, ut vilitate juxta belluas esset. Imperfectae vero in homine naturae praecipua solatia, ne Deum quidem omnia posse. Namque nec sibi potest mortem consciscere si velit, quod homini dedit optimum in tantis vitae poenis, nec mortales aeternitate donare ect. per quae declaratur haud dubie naturae potentia, idque esse quod Deum vocamus." — Diese so zu sagen grollende Wehmuth des ein edles Sehnen des Herzens nach einem besseren Glauben besitzenden, dasselbe aber durch Stolz unterdrückenden Mannes hätte einen niedriger Gestimmten gerade zum Kynismus geführt, um wenigstens, so weit es dem Menschen gestattet ist, in das Geschlecht der Thiere zurückzutreten.

Den Unglauben solcher Männer, wie Strabo, Polybius, haben wir schon oben Gelegenheit gehabt kennen zu lernen. Auch Pausanias bezeugt an mehren Stellen von sich, obwohl er die Sagen seiner Religion anführe, habe er doch keinen Glauben daran, gewöhnlich schenke man ihnen nur deswegen einigen Glauben, weil man sie schon von Jugend auf habe beständig

erzählen hören[121]). Viele Römer in der Kaiserzeit mögen auch durch die ästhetisch-rhetorische Bildung zum Unglauben verleitet worden seyn, da der nur ästhetisch und rhetorisch Gebildete gewöhnlich einen ernsteren Forschungsgeist verliert, und über höhere Dinge auf eine flache Art abspricht. So schildert uns die ungläubigen Römer seiner Zeit Arnobius[122]): „Weil ihr die Worte gehörig zu beugen wißt, weil ihr Barbarismen und Solöcismen vermeidet, weil ihr eine wohlgeordnete Rede aufsetzen oder beurtheilen könnt, glaubt ihr auch zu wissen, was falsch und was wahr sei, was geschehen könne, was nicht, was das Wesen himmlischer und irdischer Dinge sei.“ — Auch Theodoret[123]) beklagt sich, daß so viele Halbgelehrte von den Heiden sich nicht um die barbarische Weisheit des Christenthums bekümmern wollen, während die wahren Weisen vor Alters in allen Ländern umhergestrichen wären, um noch weiser zu werden.“ — Diesen Charakter der ungläubigen, flachen, ästhetischen Halbgelehrsamkeit lernen wir theils aus Lukians Spottgemälden kennen[124]), theils auch ha-

121) Pausaniae Descriptio Graeciae l. I. c. 3. l. II. c. 57.

122) Arnobius adv. Gentes, Paris 1605. ed. Heraldi l. II p. 57.

123) Theodoreti Opp. ed. Hal. T. IV. p. 696.

124) Z. B. Lukians Lexiphanes, und Quomodo conscribenda sit historia.

haben wir ein lebhaftes Bild davon im Kaiser Hadrian. Dieser Mann, welcher einerseits eine große Deisidaimonie besaß, wie unter andern Pausanias belegt[125]), andrerseits die lächerlichste Halbgelehrsamkeit, giebt von seiner ästhetischen Richtung und seinem damit verknüpften Unglauben einen lächerlichen und zugleich traurigen Beweis durch jene letzten Verse, die er bei seinem Tode aussprach[126]).

Es war unmöglich, daß nicht auch das niedrige Volk von dieser Seite des Unglaubens angesteckt werden sollte. Servius in einem Scholion zu Virgils Aeneis[127]) bemerkt ausdrücklich, der Unglaube sei unter Hohen und Niederen auf gleiche Weise verbreitet. Bekannt sind die Verse des Juvenal[128]):

Esse aliquos manes, et subterranea regna,
Et catum, et Stygio ranas in gurgite nigras,
Nec pueri credunt, nisi qui nondum aere lavantur.

Eben so sagt Seneca[129]): Keiner sei mehr so sehr Kind, daß er noch zu beweisen habe, daß

125) Pausaniae Graeciae descript. l. I. c. 3.

126) Scriptores Historiae Augustae, Parisiis 1620. Vita Hadr. c. 23. — Animula vagula, blandula, Hospes comesque corporis. Quae nunc abibis in loca, Pallidula, rigida, nudula, Nec ut soles dabis jocos. —

127) Servius ad Aeneid. XI. v. 755.

128) Juvenal Satyr. II. v. 149.

129) Seneca Ep. 24.

es keinen Cerberus oder Tartarus gebe. Bei Lukian[130]) disputirt vor dem Pöbel ein Epikuräer und ein Stoiker über die Vorsehung. Der Volkshaufe hörte dies gern an und neigte sich auf die Seite des Epikuräers. Es darf uns auch gar nicht wundern, wenn mit den Mythen über die Unterwelt das Volk auch zugleich allen Glauben an Fortdauer aufgab, denn in dieser Hülle allein vermochte es jenen Glauben festzuhalten. Sehen wir doch auch, daß die heidnischen Philosophen, sobald sie von dem religiösen Glauben an die Unterwelt abließen, blos zu einer pantheistischen Fortdauerungs-Lehre kamen. Ueberdies waren zu jener Zeit auch die Wissenschaften schon zum Volke vorgedrungen. Quinctilian der Redner bemerkt in einer Stelle[131]): „Selbst unter unseren Landleuten sind nur Wenige, die nicht etwas von den natürlichen Ursachen der Dinge wüßten, oder zu erfahren suchten." — Wie wäre es also möglich gewesen, auch die Ergebnisse des Unglaubens, welche die Philosophien darboten, dem Volke vorzuenthalten? — Ein anderes Beispiel, daß damals gerade wie in der sogenannten Aufklärungsperiode Deutschlands von den Zweifelnden mit der Menge des Aberglaubens auch

130) Lucianus Jupiter Tragoedus c. 17. T. II. ed. Reitz p. 149.

131) Quinctiliani Institut. l. II. c. 2.

aller Glaube weggeworfen wurde, giebt uns eine Aeußerung des Firmicus Maternus, welcher in der Vorrede zu seinen astronomischen Werken[132]) sagt: „Es giebt Einige, welche in unserer Zeit selbst die Mathematik in Zweifel ziehen und ihre Unzuverlässigkeit aus den Geständnissen der Mathematiker zu beweisen suchen. Je heftiger diese kämpfen mögen, desto mehr bestättigen sie die Wahrheit der Astrologie. Denn sie wäre eben nicht wahr, wenn man nicht mit so heftigen Gründen sie bestritte. Doch darf dies bei diesen Leuten nicht Wunder nehmen, da wir wissen, wie allgemein auch unter ihnen die Zweifel über die Götter sind." —

Während nun von dieser Seite auch die gebildeten und ungebildeten Laien von dem Unglauben ihrer Zeit sich bethören ließen, warf sich ein anderer Theil der Nation, und wahrscheinlich der größere, dem gränzenlosesten Aberglauben in die Arme, wie dies schon von den Philosophen geschehen war. Die erste Wirkung dieses Aberglaubens war, daß man sich nicht mehr mit den einheimischen und Griechischen Göttern begnügte, sondern die Götter aller Länder nach Rom brachte und verehrte, gleich als wenn, wie Augustinus sich ausdrückt, die immer mehr angewachsene Masse des Staates um so viel mehr

132) Julius Firmicus Maternus, Astronomicon libri VIII. Basileae 1533. p. 2.

Hüther bedürfte, um sie zusammen zu halten [133]). Die Menschen fühlten dunkel das Unbefriedigende ihrer eignen Götter, sie glaubten dieses durch die Menge derselben ersetzen zu können, je fremder dabei die Gottheit war, desto mehr versprachen sich die gereitzten Gemüther davon. In dieser Sucht nach fremden Gottheiten gaben die Größen und Kaiser selbst das verderblichste Beispiel. Germanicus und Agrippina hielten sich besonders an Aegyptische Götter [134]). Eben so Vespasian [135]). Nero verachtete alle andern Götter mit Ausnahme der Dea Syra. Aber auch über diese erzürnte er sich hernach, so daß er sie selbst mit seinem Urin befleckte [136]). Marcus Aurelius ließ die Priester aller fremden Völker und Götter zusammenbringen, um beim Einfall der Marcomannen

133) Daher nennt Arnobius adv. Gentes l. VI. Rom numinum cunctorum cultrix und da Athenaeus Rom einen Inbegriff des ganzen Erdballs (ἐπιτομη της οἰκουμενης) genannt hatte, gab Theodoret ihm witzig den Namen eines Inbegriffs alles Aberglaubens (ἐπιτομη πασης δεισιδαιμονιας). Früher war auch schon eine solche Vermischung der verschiedenen Gottheiten eingerissen, allein durch Senats Verbot unterdrückt worden. (Livius Histor. l. XXV. c. 1.)

134) Tacit. Annal. l. II. c. 54. 59.

135) Tacit. Hist. l. II. c. 78. l. IV. c. 82.

136) Sueton. Vita Neronis c. 56.

dem Römischen Reich Hülfe zu erflehen[137]). Commodus ließ sich in die Mysterien der Aegyptischen Isis und des Persischen Mithras einweihen [138]). Severus verehrte besonders den Aegyptischen Serapis [139]). Caracalla am meisten die Aegyptische Isis; Heliogabalus die Syrischen Gottheiten, wollte aber auch Priester der Jüdischen, Samaritanischen und Christlichen Religion werden [140]). Eben hieraus hat man sich auch zu erklären das Ueberhandnehmen des Judenthums in dieser Zeit, so daß Seneca [141]) sagt, das Judenthum habe so zugenommen, „daß die Besiegten fast den Siegern Gesetze gäben.“ An die unglücklichen Heiden, welche in der Unruhe ihres Herzens bald in die Heidentempel, bald in die Synagogen liefen, hält eine rührende Anrede ein einfacher, ungebildeter Christ, der am Ende des dritten Jahrhunderts eine Art Apologie schrieb, der Afrikaner Commodianus [142]): Sie möchten doch nicht in der Unruhe ihres Herzens dort

---

137) Capitolinus Vita M. Aurelii c. 13.

138) Lamprid. Vita Commodi c. 9.

139) Spartianus Vita Severi c. 17.

140) Lamprid. Vita Heliogab. c. 3. 7.

141) Seneca in einem Bruchstücke seines Buchs De superstitione bei Aug. de civit. Dei l. VI. c. 11.

142) Commodiani Instructiones adv. Gentium Deos Tulli 1630. No. 24.

Ruhe suchen, der wahre Frieden der Seele könne ihnen nur bei Christo zu Theil werden. — Da auf diese Weise die Zahl der Götter immer mehr stieg, so war es natürlich, daß auch die abergläubische Verehrung derselbigen und die Menge der Priester, der Tempel, der Ritus über alles Maaß über Hand nahm. In allen Gegenden Italiens zogen Priester der Dea Syra, der Isis, des Mithras, des Osiris, des Serapis umher, welche besonders die Künste der Wahrsagung übten, und überall mit Orakeln auftraten. So sagt beim Lukian [143]) Momus zum Jupiter „Du weissagender Apoll wirst nicht mehr allein gefeiert, sondern jeder Stein und jeder Altar spricht Orakel, jeder mit Oehl begossene Stein der bekränzt ist und einen Taschenspieler (γοητ… bei sich hat, wie es jetzt so viele giebt. Des Atheleten Polydamas Statue heilt zu Olympia die Fieberkranken, des Theagenes Bildsäule in Thasus; dem Hektor opfert man in Ilium, dem Protesilaus gegenüber vom Chersones. Seit dem wir nun an Anzahl so zugenommen haben, ist destomehr der Meineid eingerissen und der Tempelraub, uns aber (die alten Götter) verachtet man gänzlich." — Je größer auf der einen Seite die abscheuliche Lasterhaftigkeit war, desto mehr überließ man s…

143) Lucianus ed. Reitz Vol. III. p. 534. in Deorum Consilio.

auf der andern Seite dem abgeschmacktesten Aberglauben, um das Gewissen zu beruhigen und die Götter zu sühnen. Die ausgelassensten Wüstlinge unterwarfen sich schmerzhaften Kasteiungen, Verunstaltungen ihres Körpers, strengen Fasten, bedeutenden Opfern [144]). Malerisch beschreibt die verschiedenen Arten der Gaukler und abergläubischen Anstalten bei den vornehmen Römischen Frauen Juvenal [145]): „Jetzt tritt zu ihr herein eine Schaar entmannter Priester der phrygischen Göttermutter, ihr Vortreter warnt mit lauter Stimme vor der Krankheitbringenden Ankunft des rauhen Septembers; wofern nicht mit hundert Eiern sie sich sühne, und aus ihrer Kleiderkammer ihm gleich so viel gebe, daß die Uebel des ganzen Jahres abgewendet würden. Dreimal des Morgens wird sie ihr Haupt in dem Strome der Tiber baden, und mit wund geriebenen Knien den Campus Martius umkriechen. Wenn ihr die Aegyptische Isis im Traume gebietet, wird sie nach Aegypten eilen, vom Nile Wasser holen und dies in den

---

144) Seneca Fragm. ap. August. de Civit Dei l. VI. c. 10.: „Ille viriles sibi partes amputat, ille lacertos secat. — Tantus est perturbatae mentis et sedibus suis pulsae furor, ut sic Dii placentur, quemadmodum ne homines quidem saeviunt. Se ipsi in templis contrucidant, vulneribus suis ac sanguine supplicant.“

145) Juvenal Satyr. VI.

Isis-Tempel gießen. Dort schreitet der Isis-Priester daher in weißem Gewande, welcher um Vergebung zur Göttin fleht, wenn das Weib in den heiligen Tagen der Göttin vom Ehebett sich nicht enthielt, eine große Gans und ein dünner Kuchen wird in den Tempel geliefert. Geht Jener hinweg, so nahet der Jude und lispelt schüchtern seine Bettelei ins Ohr, indem er die Jüdischen Lehren verkündigt. Drauf tritt der Comagenische Haruspex herein, welcher aus der Lunge einer noch warmen Taube eine reichs Erbschaft oder einen zarten Liebhaber weissagt. Doch den Chaldäern wird noch mehr Glaube geschenkt, und den Weissagern des Jupiter Ammon. Am meisten aber den Astrologen, diese fragt sie über den Tod des Gatten und warum so langsam ihre gelbsüchtige Mutter sterbe. Will sie ein paar Schritte ausfahren, so wird das Buch befragt (durch Aufschlagen zufällig sich darbietender Stellen aus Virgil o. a.), juckt der etwas geriebne Winkel des Auges, so wird der Horoskop gestellt und danach wird Augensalbe gefordert. Liegt sie krank, so ist keine Stunde zum Speise-Nehmen bequemer, als welche der größte Astrolog Aegyptens Petosiris gerathen. Ist sie unbemittelt, so wird sie auf den Circus eilen, das Loos ziehen und aus Stirn und Hand sich ihr Schicksal verkünden lassen. Den Reicheren giebt der Phrygische Augur und der Hetruskische Blitzkundige Aufschluß über

die Zukunft. Die Künste der Giftmischerinnen wissen dem Weibe Kinder abzutreiben, sie wissen unfruchtbar zu machen, die Männer in Wahnsinn oder Blödsinn zu versetzen, oder auch den langsamen Tod ihnen zu bereiten." — Aus dem Leben gegriffen ist auch die Schilderung der abenteuerlichen Isis-Processionen, des dabei statt findenden Volksjubels und der Einweihung in die Mysterien mit allen dabei vorkommenden Ritus und Gaukeleien, bei Apulejus [146]). — Auch giebt uns Theophrast ein treffendes Gemälde von den abergläubischen Gebräuchen seiner, wiewohl früheren, Zeit [147]). Doch wie sollte man sich über die Masse des Aberglaubens beim gemeinen Volke und in den späteren Zeitaltern wundern, wenn ein Mann wie Augustus, der Kaiser Roms, sich fürchten konnte, in der Nacht allein zu seyn, wenn er, wie ein Kind, vor Blitz und Donner sich fürchtete, und zauberische Mittel zu deren Abwendung bei sich trug, wenn er erschrack, sobald er am Morgen statt des rechten den linken Schuh zuerst angezogen hatte [148]). — Ganz besonders schädlich wirkten die ungeheure Menge Wahrsager, Zeichendeuter, Blitzkundige, Sterndeuter, Handwahrsager, Todtenbeschwörer ein,

146) Apuleji Metamorphoses l. XI.

147) Theophrasti Characteres c. 16.

148) Suetonius Vita Augusti c. 78. 90. 91. 92.

welche alle der unbändigen Lust des Volkes dienten, das, von tausend Aengsten und Besorgnissen über die Folgen ihrer eigenen Lasterhaftigkeit oder der Verworfenheit Anderer gequält, die Dunkel der Zukunft zu durchschauen verlangte[149]). Durch diese Art des Aberglaubens zeichnet sich überhaupt das Heidenthum aus. Die Indier, Perser, Aegypter, Gallier, Deutsche hatten ihre Weissager, und bei den Griechen und Römern war diese Kunst so ausgebildet worden, daß Fabricius[150]) gegen hundert verschiedene Divinationsarten aufzählt. Unter diesen Leuten gab es schon früh arge, gewinnsüchtige Menschen. Schon Aristophanes spottet über sie[151]), und Thukydides erzählt, wie am Anfange des Peloponnesischen Krieges alles voll Verkündiger der Zukunft war, welche die Gemüther des Volks mit Unruhe und Bangigkeit erfüllten. Besonders verderblich wurden sie aber in jenem Zeitalter, indem sie die Gewinnsucht, den Hochmuth, die Wollust der Menschen bis zu einem ungewöhnlichen Grade anflammten. Wir sehen aus Petronius, welchen bestialischen Begierden sie dien-

---

149) Tacitus sagt von ihnen (Taciti Hist. l. I. c. 22.): Genus hominum potentibus infidum, sperantibus fallax, quod in civitate nostra et vetabitur semper et retinebitur.

150) Fabricii Biblioth. antiquaria p. 593.

151) Z. B. in Aristoph. Aves.

ten, wie sie die Unterhändler in den allergemeinsten Verhandlungen waren und durch ihre Verheißungen die bösen Lüste erst recht entzündeten. Wollte Einer seinen Vater vergiften, sein Weib umbringen lassen, einen Ehebruch begehen, unnatürliche Unzucht treiben, so fragte er diese Leute um Rath, und natürlich spornten sie zu jedem Frevel an, weil es ihr Gewinn war. Die Großen hielten sich selbst für beständig Sterndeuter und Wahrsager in ihren Pallästen. Nero ließ mit einem unermeßlichen Aufwande den Magier Tiridates nach Italien kommen, um ihn über die Zukunft zu befragen, und da der Schatten seiner von ihm ermordeten Mutter, wie er sagte, ihn beständig quälte, ließ er durch Magier auch diesen sich beschwören [152]). Man sollte nun meinen, daß, bei einer so großen Menge von Göttern, von religiösen Handlungen, von feierlichen Gelübden u. s. w. doch wenigstens einige tiefergehende Gefühle des Herzens hätten erregt werden müssen, daß doch wenigstens einige wahrhaft gottesfürchtige Gesinnungen hätten erzeugt werden sollen. Wenn wir aber den Character des Aberglaubens und das Zeugniß gleichzeitiger Männer erwägen, so scheint dem nicht so zu seyn. Das ist eben das Verderbliche des Aberglaubens, daß er in sich nichts hat als das dunkle Gefühl,

---

152) Plin. Hist. Nat. l. XXX. c. 2. Sueton. Vita Neronis c. 34.

du bist ein Sünder, du bist mit Gott nicht versöhnt, du bedarfst höheres Beistandes im Innern wie im Aeußern, allein das Gefühl an sich hat gar keinen Werth, wenn nicht Erkenntniß und Willen mit demselben im Einklange sind. Denn wo die Religion im bloßen Gefühle besteht, kann der gottloseste Wille und die gottloseste Erkenntniß neben dem besseren Gefühle statt finden. So sehen wir es denn auch bei den Menschen dieser Jahrhunderte. Jenes dunkle Gefühl verkündete ihnen etwas Wahres, statt daß sie aber sich dadurch hätten sollen leiten lassen zu einer Erkenntniß ihres Bedürfnisses und durch dieselbe zu einer Umwandlung ihrer Willenstriebe, blieb ihr Trieb, ihr Hang zu den verworfensten Dingen gerichtet, ihre verblendete Erkenntniß entschuldigte den Willenstrieb und jenes Gefühl bewirkte jetzt nichts anders, als daß das Göttliche selbst herabgewürdigt wurde zur Erreichung jener niedrigen entehrenden Begierden des Willenstriebes. Die Tempel wurden besucht, reichliche Opfer wurden gebracht, Altäre wurden bekränzt, Gebethe zu den Göttern gesendet, damit die Götter — Nächte unnatürlicher Wollust angenehm machen möchten, damit sie Vergiftungen begünstigten, damit sie Beraubungen von Wittwen und Waisen glücklich geschehen lassen [153]). In gerechtem Unwillen hier-

153) Die Data gewähren die Geschichtschreiber jener Zeit,

über sagt daher Seneca [154]): „Denn wie groß ist jetzt der Wahnsinn der Menschen; sie lispeln die abscheulichsten Gebethe in die Ohren der Götter. Und horcht ein Mensch mit zu, so schweigen sie. Was ein Mensch nicht wissen soll, das entblöden sie sich nicht, Gott zu erzählen.“— Und über das gesammte abergläubige Götzenthum seiner Zeit äußert sich Seneca [155]): „Wenn Jemand mit ansieht, was sie thun, und welchen Dingen sie sich unterwerfen, so wird er für Ehrbare so Unziemliches, für Freie so Unwürdiges, für Vernünftige so Wahnsinniges finden, daß niemand zweifeln dürfte, sie raseten, jetzt sichert ihnen den Ruf der Verständigkeit die große Menge der Wahnwitzigen.“ — Wenn so der Heide selbst über seine abergläubischen Religionsgenossen urtheilen konnte [156]), wie viel bedauernswerther mußten dieselben sogar dem Geringsten unter den Christen vorkommen, wenigstens so lange, als diese auch in der äußern Kirche noch lebendiger die innere Kirche darstellten. So hören wir z. B. jenen ungebildeten, sonst

---

besonders Petronius, aus jenen Barbeyrac zu Pufendorf de Jure Naturae et Gentium §. VI. p. 22.

134) Seneca Epist. 10.

155) Fragm. Senecae ap. Aug. de. Civit. Dei l. VI. c. 10.

156) Tertullian Apologet. c. 12. sagt daher zu den Heiden, er der Christ spreche nicht geringer von den Göttern, als schon Seneca gethan habe.

sehr schwachen Mann, den wir oben nannten, den Afrikaner Commodianus, die hebetudo saeculi[157]) bemitleiden, und in seiner Einfalt ihre Täuschung vortrefflich aufdecken. — Wo der wahre lebendig machende Glaube an den Heiland in jener Zeit in den Herzen der Christen herrschte, da war für immer jedem Eindringen des Aberglaubens und Unglaubens gewehrt. Und so wird auch jetzt noch derjenige Christ, der die Wiedergeburt an seinem Herzen erfahren hat, und den schmalen und ernsten Weg der Heiligung hat kennen lernen, eben durch diesen innerlichen Glauben am besten bewahrt bleiben, sowohl vor dem Rückfall in den Geist des Zweifels, als vor einer schwärmerischen, die Form statt das Wesen festhaltenden Gemüthsrichtung. Freilich hat man manchmal zu zeigen gesucht, das Christenthum sei damals mit eben so starkem Aberglauben befleckt gewesen, als das Heidenthum, und Meiners[158]) stellt in dieser Rücksicht das Leben

---

157) Commodiani Instructiones adv. Gentium Deos, No. 17. und No. 22.:

Deludunt vos pauci scelerati vates inanes,
Extricàre suam dum quaerunt vitam,
Subornant aliis esse sub mysteria falsum. —
Heu doleo cives sic vos hebetari de mundo
Excurrit alius ad sortes, aves adspicit alter
Balantum cruore fuso, manus inspicit alter
Et cupit audire responsa vana credulus ect.

158) Ueber die Denkart der ersten Jahrhunderte nach Christo, Leipz. 1782.

des h. Martin von Turon neben die Beschreibung der neu-platonischen Schwärmereien, allein man muß gar wohl den Grundzug jenes heidnischen Aberglaubens vom christlichen unterschieden. Jeder heidnische hatte keine innere Wurzel im Herzen der Menschen, knüpfte sich nicht an ein inneres Leben des Gemüthes mit Gott an, er war daher Wirkung einer Erschlaffung der Gemüther; der christliche dagegen hatte seinen Grund in einer größeren Aufregung der geistigen Lebenskräfte, Außerordentliches hatte mau durch den Geist Gottes wirken gesehn, leicht konnte daher die Erwartung noch größerer Enthüllungen des Geisterreiches die Menschen in phantastische Täuschungen stürzen, gerade so wie wir bei neu Erweckten, die noch ganz erfüllt sind von dem Außerordentlichen, was sie bei dem ersten Gnaden-Gefühle des Heilandts in ihrem Herzen empfunden, ebenfalls nicht selten Verzückungen, Erscheinungen u. dgl. bemerken. Der eigentliche Aberglaube ist nur da, wo, ohne Theilnahme der Gesinnung des Menschen, eine unmittelbare Einwirkung der höheren Welt gesucht wird. —

2. Sinnlichkeit [160]).

Da die Religionen des Heidenthums ihren wesentlichen Bestandtheilen nach nichts anders

160) Eine, gründliche Nachweisungen enthaltende, und hier benutzte Abhandlung über diesen Punkt des Heidenthums s. in Scheibels Beiträgen zur Kenntniß der alten Welt. Bresl. 1806. Th. II.

sind, als eine religiöse Auffassung des Naturlebens, der Hauptact aber des Naturlebens, der beständige Untergang und die beständige Erzeugung ist, so wurde auf diese Weise der Tod und die Erzeugung ein Haupt-Gegenstand der alten Religionen. Nirgend sieht man dies deutlicher, als bei den Indiern. Ein und dasselbe göttliche Urwesen Brahm (dasselbe, das den Erscheinungen der Welt zu Grunde liegt) erscheint als Gott, der von neuem Hervorbringende, Brahma; als Gott der Erhaltende, Wischnu; als Gott der aus dem Untergange neu Gebährende, Schiwa. Je weiter indeß diese pantheistischen Culte nach dem Abendlande vordrangen, desto mehr verlor sich das Verehren des Unterganges im Naturleben, weil dieses für den leichten Griechen und den kühleren Occidentalen zu schwermüthig und zu niederdrückend war, wiewohl es auch in Vorder-Asien, in Syrien und Phrygien noch bis spät blühete. Dagegen finden wir in allen abendländischen Religionen besonders die Zeugungskräfte der Natur verehrt, und zwar verehren fast alle Völker des Alterthums Gott als Mannweib; oder aber, wenn sie beide Zeugungs-Principe trennen, nehmen sie einen höchsten Gott und eine höchste Göttinn als Vermittler alles Entstehenden an. So bei den Aegyptern Osiris und Isis, bei den alten Persern der Androgyn Mitra-Mithras, bei den Vorder-Asiaten Deus Lunus und Venus, Attis und Kybele, bei den Griechen Zeus und Here,

bei den alten Deutschen, Freir und Freia u. s. w. — Schon an und für sich mußte durch das Vorhandenseyn solcher Gottheiten das Gemüth des Menschen aus dem Leben im Sittlichen viel zu sehr in das physische Leben gezogen werden, und zwar in denjenigen Theil desselben, durch welchen die Seele am meisten befleckt wurde. Allein noch mehr geschah dies, da sich die Völker nicht blos mit der Annahme solcher Götter begnügten, sondern auch Symbole derselben erfanden, welche nur dazu dienen konnten, in den Gemüthern der sie Betrachtenden die viehischsten Lüste zu erregen. Man bildete nämlich Anfangs die Göttergestalten mit absichtlich hervorstechenden Schaamtheilen ab, und dann machte man die Bilder der Schaamtheile selbst zum Gegenstande göttlicher Verehrung. Der Phallus und die Kteis finden sich in allen Culten als Gegenstände der Anbetung [161]. In Indien finden wir Götterbilder, die auf eine höchst anstößige Weise über und über damit bedeckt sind, einzeln wurden sie zu Hunderten in Riesengröße aufgerichtet [162]. Von den Phallusbildern der Aegypter erzählt uns Herodot Dinge, welche von

161) S. hierüber das Ausführlichere in dem Buche: Les divinités génitrices ou sur le culte des Phalles par J. A. D. Paris 1805.

162) Siehe die Büchertitel in Hamilton Catalogue des Manuscripts Sanskrdams, Paris 1807.

Isis-Tempel gießen. Dort schreitet der Isis-Priester daher in weißem Gewande, welcher um Vergebung zur Göttin fleht, wenn das Weib in den heiligen Tagen der Göttin vom Ehebett sich nicht enthielt, eine große Gans und ein dünner Kuchen wird in den Tempel geliefert. Geht Jener hinweg, so nahet der Jude und lispelt schüchtern seine Bettelei ins Ohr, indem er die Jüdischen Lehren verkündigt. Drauf tritt der Comagenische Haruspex herein, welcher aus der Lunge einer noch warmen Taube eine reichs Erbschaft oder einen zarten Liebhaber weissagt. Doch den Chaldäern wird noch mehr Glaube geschenkt, und den Weissagern des Jupiter Ammon. Am meisten aber den Astrologen, diese fragt sie über den Tod des Gatten und warum so langsam ihre gelbsüchtige Mutter sterbe. Will sie ein paar Schritte ausfahren, so wird das Buch befragt (durch Aufschlagen zufällig sich darbietender Stellen aus Virgil o. a.), juckt der etwas geriebne Winkel des Auges, so wird der Horoskop gestellt und danach wird Augensalbe gefordert. Liegt sie krank, so ist keine Stunde zum Speise-Nehmen bequemer, als welche der größte Astrolog Aegyptens Petosiris gerathen. Ist sie unbemittelt, so wird sie auf den Circus eilen, das Loos ziehen und aus Stirn und Hand sich ihr Schicksal verkünden lassen. Den Reicheren giebt der Phrygische Augur und der Hetruskische Blitzkundige Aufschluß über

die Zukunft. Die Künste der Giftmischerinnen wissen dem Weibe Kinder abzutreiben, sie wissen unfruchtbar zu machen, die Männer in Wahnsinn oder Blödsinn zu versetzen, oder auch den langsamen Tod ihnen zu bereiten." — Aus dem Leben gegriffen ist auch die Schilderung der abenteuerlichen Isis-Processionen, des dabei statt findenden Volksjubels und der Einweihung in die Mysterien mit allen dabei vorkommenden Ritus und Gaukeleien, bei Apulejus [146]). — Auch giebt uns Theophrast ein treffendes Gemälde von den abergläubischen Gebräuchen seiner, wiewohl früheren, Zeit [147]). Doch wie sollte man sich über die Masse des Aberglaubens beim gemeinen Volke und in den späteren Zeitaltern wundern, wenn ein Mann wie Augustus, der Kaiser Roms, sich fürchten konnte, in der Nacht allein zu seyn, wenn er, wie ein Kind, vor Blitz und Donner sich fürchtete, und zauberische Mittel zu deren Abwendung bei sich trug, wenn er erschrack, sobald er am Morgen statt des rechten den linken Schuh zuerst angezogen hatte [148]). — Ganz besonders schädlich wirkten die ungeheure Menge Wahrsager, Zeichendeuter, Blitzkundige, Sterndeuter, Handwahrsager, Todtenbeschwörer ein,

146) Apuleji Metamorphoses l. XI.

147) Theophrasti Characteres c. 16.

148) Suetonius Vita Augusti c. 78. 90. 91. 92.

sie. Voran gingen die Phallaphoren, welche an hohen Stangen die Bilder der Geschlechtstheile trugen, hinterher liefen die, welche die Phallischen Lieder sangen, diese waren meist als Weiber angezogen, und es gehörte dazu, daß sie trunken waren, daher Plato[168]) sagt: Wir sahen in den Dionysien die ganze Stadt trunken. Aehnlich ist die Beschreibung der Feste der Göttermutter, wo die wüthenden Priester in dem Wahn einer viehischen Begeisterung nackt in der Menge des Volkes umherliefen, sich selbst entmannten und die zerrissenen Geschlechtstheile jubelnd dem Volke zeigten[169]). — So finden wir denn auch in fast allen Mysterien, in den Dionysischen, den Samothrakischen, den Eleusinischen: den Phallus, die Ithyphallischen Lieder und unzüchtige symbolisch-dramatische Handlungen. Hören wir die Worte eines gegen das Heidenthum gewiß nicht unbilligen christlichen Apologeten, welcher früher selbst in die Mysterien eingeweihet worden war, des Clemens Alexandrinus[170]): „Wie nun, wenn ich dir die Mysterien beschreibe? Ich will sie nicht spottend ausplaudern, wie Alkibiades,

168) De legg. l. I.

169) Man sehe die Beschreibung dieser Feste in dem Buche: Les divinités génitrices und in Gronovii Thesauro T. VII., wo noch weit viehischere Züge erwähnt werden. Ueber die Mysterien siehe eben dieselben und Saintecroix Recherches sur les mystères des Grecs, ed. de Sacy.

170) Clem. Alex. Protreptikos c. 2.

allein ich werde nach dem Worte der Wahrheit die verborgene Gaukelei enthüllen, und zugleich jene eure sogenannten Götter, denen ihr die Mysterien feiert, im Leben wie auf einer Schaubühne den Zuschauern der Wahrheit vor Augen stellen. Zuerst siehe, wie der rasende Dionysos von den Bacchen gefeiert wird, indem sie in heiliggehaltenem Wahnsinn rohes Fleisch verschlingen, und mit Schlangen das Haupt umwunden und Eve rufend die frischgeschlachteten Böcke zertheilen .... Ihr, die ihr eingeweiht seid, werdet mit desto größerem Gelächter diese eure verehrten Fabeln hier empfangen. Ich will aber das Verborgene offenbar sagen, nicht mich scheuend, in Worten auszusprechen, was ihr euch nicht scheuet anzubeten. So erwähne ich denn zuerst die aus dem Schaum und Kypros Gezeugte, die Geliebte des Kinyras, die Aphrodite, sie, welche ausdrücklich heißt: Die sich des männlichen Schaamtheils Freuende, weil sie aus diesem entstanden ist, nämlich aus jenen abgeschnittenen Geschlechtstheilen des Uranos, den unzüchtigen, welche selbst abgeschnitten mit den Wellen buhlten. Diese Aphrodite stellt ihr wohl mit Recht in den Mysterien als ein Erzeugniß der unkeuschen Theile des Leibes vor. Als ein Zeichen des Ursprungs dieser Meereswollust wird denen, die in die Buhlkunst eingeweiht werden, ein Salzkorn gegeben und ein Phallus. Auch bringen ihr die Eingeweihten ein Geldstück mit hinein, wie die Liebhaber der Buhlerin. Was ferner die Mysterien der Ceres

betrifft, so sind sie nichts anders, als die Buhlschaft des Zeus mit seiner Mutter Demeter, und der Zorn dieser seiner, ich weiß nicht, soll ich sagen Mutter oder Frau?, weswegen sie auch Brimo oder die zürnende genannt wird. Man berichtet auch, daß Zeus die Zeugungstheile eines Widders der Ceres in den Schooß geworfen habe, da diese von ihm verlangte, daß er selbst als freiwillige Strafe für den verbotnen Umgang mit ihr sich entmannnen sollte, indem er sie so täuschen wollte. Wenn ich nun zum Ueberfluß noch die Symbole dieser Einweihung hinzusetze, so weiß ich, daß es bei euch Gelächter erregen wird, wie wohl ihr eigentlich nicht lachen solltet, da ihr dadurch so beschämt werdet. Wenn ihr sagt: Aus der Trommel habe ich gegessen! Aus der Cymbel habe ich getrunken! Die Opferschüssel habe ich gekostet! Ins Weiberzimmer habe ich mich geschlichen! Sind dies nicht Symbole der Geilheit? Sind diese Mysterien nicht des Hohnes würdig? Wie, wenn ich nun auch das Uebrige hinzusetze? Demeter gebiert, Proserpina wird auferzogen, und nun beschläft Zeus wieder dieselbe Proserpina, die er gezeuget hat, indem er die mit der Mutter begangene Unzucht vergißt. So ist Zeus Vater und Schänder der Proserpina, und zwar unter der Gestalt eines Drachen, doch so, daß er nachher entdeckt wird. Und dieser Gott im Weibesbusen ist es, der in den Sabazischen Mysterien durch Symbole gefeiert wird, indem die Einge-

weihten sich eine Schlange durch den Busen ziehen u. s. w.[171])." — Doch nicht allein das leichtfertige Griechenland kannte Feste wie diese, auch in Rom finden wir ähnliche Feste, und in der späteren Zeit auch ähnliche Mysterien. In den Frühlingsfesten der Göttin, Anna Perenna kamen dieselben orgiastischen Festgesänge vor, mit denen bei den anderen alten Völkern die neue Geburt der Natur gefeiert wurde[172]). Eben so unzüchtig wie bei den andern alten Völkern ward auch hier der Dienst des Priapus ausgeübt. Varro erzählt[173]), daß der Gott Mutinus (so hieß bei den alten Latiern Priapus) auf einem Wagen durch die Stadt gefahren wurde, bei den Häusern der vornehmsten Matronen still hielt, und diese ihn mit Blumen und Kränzen zu schmücken sich nicht scheuten.

Nach dem eben Angegebenen darf es uns auch nicht wundern, daß jenen schmutzigen Göttern auch die verworfensten Thaten in Bezug auf sinnliche Ausschweifungen beigelegt wurden. Theils um symbolisch irgend eine physische Erscheinung darzustellen, theils wohl auch aus wollüstigem Muthwillen Histörchen erfindend, legte man den Göttern die allerschmutzigsten Sünden

---

171) Vergl. Theodoretus Graecor. Affect. Curatio, Disp. I. Opp. T. I. p. 722.

172) Creuzers Symbolik B. 2. S. 973. N. X.

173) Bei Aug. de civit. Dei, l. VII. c. 24. etc. Tertulliani ad Nationes l. II. c. 11.

bei, welche der Christ zu erzählen sich scheut, und die zuweilen sogar der Heide aus Schamhaftigkeit nicht nahmhaft machen wollte. So sagt z. B. Diodorus Siculus, er schäme sich die Geburt des Jakchus zu erzählen, welche den Haupt-Gegenstand der Sabazischen Feste ausmacht. Blutschande, Knabenschande, alle Arten von Geilheit sind noch etwas Geringes gegen Erzählungen wie die von Dionysius, der mit Steinen Unzucht treibt [174]), und von der Ceres und ihrer Entblößung [175]). — So konnte es also auch dem Griechen nicht auffallen, wenn Huren [176]) oder geschändete Knaben [177]) zu Göttern erhoben und von dem Volke wirklich angebetet wurden, welches nicht sehr selten geschah. So konnte es geschehen, daß sie eine Venus hatten mit dem Namen καλλιπυγος, und eine mit dem Namen πορνη. — Was man von den Göttern zu erzählen sich nicht scheute, wie sollte man sich scheuen, dasselbe auch in Bildern nachzuahmen? Daher schildert mit ge[illegible]chtem Unwillen die unzüchtigen Statuen der G[illegible]en ein Zeitgenosse; indem er sagt [178]): „Maler und Bildhauer bilden die

---

174) Arnobius adv. Gentes l. V. p. 177. ed. Paris. 1651.

175) Clem. Alex. Protreptikos c. 2.

176) Eusebii Praep. Evang. l. II. c. 3. Lactantii Inst. l. I. c. 20.

177) Euseb. Praep. Evang. l. II. c. 6.

178) Theodoretus Graec. aff. cur. Opp. T. IV. p. 783. Disp. III.

Europa auf dem Rücken des wollüstigen Zeus ab; weibisch und mit lüsternen Gliedern wird Dionysos dargestellt; Pan und die Satyre werden abgebildet wie Thiere und Esel nach Befriedigung ihrer Brunst strebend; Jupiter als Adler des Ganymedes begehrend, der Leda in Schwangestalt sich vermählend, oder als Goldregen der Danae auf den Schooß fallend." — Und Aristoteles in seiner Politik [179]) räth, daß von Seiten der Obrigkeit dafür gesorgt werde, daß die Bildsäulen und Gemälde keine schmutzigen Scenen vorstellten, ausgenommen in den Tempeln solcher Gottheiten, die nach der gewöhnlichen Meinung der Sinnlichkeit vorstehen; doch sollten an Festen dieser Gottheiten nur Erwachsene Theil haben." — Doch nicht blos Bildsäulen und Gemälde dienten dazu, die schändlichen Erzählungen von den Göttern tiefer in die Gemüther zu prägen, auch Tanz und Schauspiel stellten sie lebendig genug dar. So erzählt Augustinus, daß noch täglich auf den Theatern gesungen und getanzt würde der Raub, den Mercurius begangen, und die Wollüste der Venus [180]), und Arnobius spricht [181]) von der Darstellung von Jupiters Raube der Europa durch Tanzkunst. —

179) Aristot. Politica l. VII. c. 18. ed. Schneider.

180) Aug. de Civit. Dei. l. VII. c. 26. cf. Meursii Orchestra p. 23.

181) Arnobii adv. Gentes l. VII.

Ja, auch abgesehen von den anstößigen Abbildungen der Götter, war das öffentliche Schauausstellen männlicher und weiblicher Körper etwas, das mit einer ernsteren sittlichen Gesinnung durchaus nicht bestehen kann; auch wurden in der ältern Zeit bei den Griechen [182]), wie bei allen Morgenländern [183]) die Götterbilder stets bekleidet dargestellt. In dieser Hinsicht ist daher das schon früh entwickelte sittliche Gefühl des Sokrates merkwürdig, dessen Haupt-Bildhauerwerk die bekleideten Grazien waren. Nach demselben sittlichen Gefühl ward auch die jungfräuliche Pallas stets bekleidet abgebildet.

Solche Sündhaftigkeit der Götter Griechenlands und zum Theil auch Roms mußte nun in verstärktem Maaße dieselben Laster bei den Verehrern derselben erzeugen. Denn, wie Cicero sagt, statt das Göttliche auf die Menschen überzutragen, trugen sie die menschlichen Sünden auf die Götter über, und erfuhren davon die Rückwirkung.

Wenn wir zuerst das heilige Band der Ehe betrachten, so war freilich, zufolge des abendländischen Charakters, schon früh von den Gründern der Griechischen Staaten, von Kekrops, Solon, Lykurg die Monogamie eingeführt worden, indeß unstreitig aus keinem andern als aus einem po-

---

182) Plato de Rep. p. 221. ed. Bekker.

183) Herod. Hist. l. II. c. 8.

litischen Gesichtspunkt. Dies sehen wir besonders bei den Lakedämoniern. Nach der Lykurgischen Gesetzgebung konnte die Eheverbindung wieder gelöst werden, sobald nicht mehr zu hoffen stand, daß daraus für den Staat kraftvolle, rüstige Bürger gezeugt werden würden. Eben so erlaubten die Lykurgischen Gesetze, daß die Ehemänner sich wechselseitig ihre Weiber auf eine Zeit überlassen könnten, weil Lykurg nach Plutarchs Berichten glaubte, die Kinder gehörten nicht den Einzelnen, sondern dem Staate. Und Solon, weil er kein anderes Mittel kannte, dem Ehebruche und der Knabenliebe zu wehren, ließ einen Tempel der Aphrodite zum Hause der Unzucht für die jungen Athener weihen, wo ihnen Sklavinnen feil geboten wurden. So war auch die Sitte, Beischläferinnen zu halten, bei den Griechen ganz allgemein. Fern war von den Griechen, wie von allen heidnischen Völkern, der Begriff einer Eheverbindung in Bezug auf das Leben in Gott, einer Verbindung, wie sie der Apostel Paulus schildert, wo das Weib auf ihre eigenthümliche Weise und der Mann nach seinem eigenthümlichen Charakter, beide zusammen aber zu ihrer wechselseitigen Förderung, der Liebe zum Heilande sich hingeben, und von Seinem Geiste in ihrem Leben sich durchdringen lassen. — Wären aber auch die Griechischen Gesetze gegen die Unzucht noch so streng gewesen, so können doch Gesetze allein nie den Menschen bestimmen. Der Mensch muß eine göttliche Liebe in sein Herz

bekommen, um die ungöttliche Liebe zu überwinden, und diese göttliche Liebe kann ihm nur die Religion mittheilen. Daher sehen wir auch, daß nicht nur das Volk der Athener der schaamlosesten Unzucht hingegeben war, sondern auch die Ausgezeichneten. Unter den Alten wird Aegeus, Theseus, Minos, Agamemnon, Phönix als unzüchtig beschrieben[184]), unter den Späteren Themistokles, Aristides, Pausanias, Kimon[185]) und vor allen Perikles und Alkibiades. Die Lebensbeschreibung des Letzteren bei Plutarch giebt uns ein lebendiges Bild von seiner Zeit, einer Zeit, in welcher Griechenland auf der höchsten Stufe seiner Ausbildung stand. Gerade hier sehen wir am deutlichsten, wie wenig die bloße Ausbildung der Erkenntniß und des Gefühls, wenn nicht auch die Heiligung der Willenstriebe hinzutritt, dem Menschen zu nützen vermag. Reich begabt mit außerordentlichen Geistesfähigkeiten, die durch Bildung und allseitigen Unterricht noch erhöhet worden, kräftig und entschieden in seiner Willensrichtung war Alkibiades, so daß er Herrliches hätte leisten können, wenn sein Herz wäre himmlisch gesinnt gewesen, und er Selbstverläugnung zum Zwecke seines Le-

184) Athenaei Deipnosoph. l. XIII. c. 3. 4. 77. Plut. Vita Thesei. Il. l. II. v. 226.

185) Plut. Vita Themist. c. 2. 3. 18. 32. Vita Arist. c. 2. Corn. Nep. Vita Pausaniae c. 5. Plut. Vita Cimonis c. 4.

bens gemacht hätte. Dahin gedachte ihn Sokrates zu leiten, und merkwürdig ist auch hier der Kampf der Griechischen Lebensrichtung in dem Jünglinge mit den ernsteren Anforderungen des Weisen. Gleich anfangs ward er betroffen von dem Göttlichen in Sokrates Erscheinung, er vermochte sich nicht von ihm loszusagen, wiewohl die geheime Sehnsucht der verderbten Neigungen ihn immer wo anders hin ziehen wollte. „Er erkannte, wie Plutarch [186]) sagt, das Geschäft des Sokrates sei ein Dienst der Götter zur Bewahrung und Rettung der Jünglinge." Und bei Plato [187]) gesteht Alkibiades von sich selbst: „Denn weit heftiger, als den vom Korybantentanz Ergriffenen, pocht mir, wenn ich ihn höre, das Herz, und Thränen werden mir ausgepreßt von seinen Reden. Wenn ich dagegen den Perikles hörte, oder andre gute Redner, dachte ich wohl, daß sie gut sprächen, dergleichen begegnete mir aber nichts, noch gerieth meine Seele in Unruhe darüber und in Unwillen, daß ich mich in einem knechtischen Zustande befände. Von diesem Marsyas aber bin ich oft so bewegt worden, daß ich glaubte, es lohnte nicht zu leben, wenn ich so bliebe wie ich wäre. — Sokrates nöthigt mich, einzugestehn, daß mir noch gar vieles fehlt, und ich doch mich

---

186) Plut. Vita Alcibiadis c. 4.

187) Plato, Symposion p. 453. ed. Bekker.

vernachläßigend, der Athener Angelegenheiten besorge. Mit Gewalt also, wie vor den Sirenen, die Ohren verstopfend, fliehe ich aufs eiligste, um nur nicht immer bei diesem sitzend zu veralten. Und mit diesem allein unter allen Menschen ist mir begegnet, was einer nicht in mir suchen sollte, daß ich mich vor irgend jemand schämen könnte; indeß vor diesem allein schäme ich mich doch. Denn ich bin mir sehr gut bewußt, daß ich nicht im Stande bin, ihm zu widersprechen, als ob man das nicht thun müßte, was er anräth, sondern daß ich nur, wenn ich von ihm gegangen bin, durch die Ehrenbezeugungen des Volks wieder überwunden werde. Also laufe ich ihm davon und fliehe, und wenn ich ihn wieder sehe, schäme ich mich wegen des Eingestandenen, und wollte oft lieber sehen, er lebte gar nicht; geschähe es aber etwa, so weiß ich gewiß, daß mir das noch bei weitem schmerzlicher seyn würde, so daß ich gar nicht weiß, wie ich es halten soll mit dem Menschen." — Alkibiades war ein Jüngling, in welchem alle Leidenschaften gleich heftig loderten, wie es aber immer bei dem natürlichen Menschen der Fall ist, welcher noch nicht das Element einer göttlichen Liebe in sich aufgenommen hat, durch welche allein alle ungöttlichen Neigungen wahrhaft besiegt werden können, so hielt auch bei ihm Eine überwiegende Leidenschaft die anderen im Zaum. Und diese war der Ehrgeiz, wie ihn, gerade von dieser Seite zu etwas Höherem einlenkend,

schon richtig Sokrates beurtheilte [188]). Insofern nun der Erreichung seiner hochmüthigen Pläne alle anderen Leidenschaften seines Herzens nicht entgegenstanden, gab er sich denselben ungescheut hin, und so wurde er in seiner Jugend, wie die Griechischen Komiker ihn nennen, das Weib aller Athenischen Männer und erwachsen, der Mann aller Weiber, so wurde er Wollüstling, Weichling, Trunkenbold [189]). Wo dagegen sein Ehrgeiz unbefriedigt bleiben mußte, wofern er nicht seinen Lüsten Schranken setzte, wie in dem rauhen Sparta, da wußte er alle seine geringeren Leidenschaften jener höchsten, dem Ehrgeitze, unterzuordnen [190]). In Athen aber, wo seine Sinnlichkeit bei der Ausgezeichnetheit seines Geistes von der Menge des Volkes und besonders von den Jünglingen angestaunt und zum Vorbilde genommen wurde, überließ er sich derselben auf eine ganz ungebundene Weise. Er unterhielt mehr Renn-Pferde, als die reichsten Städte und Könige jemals gehalten; seine Kleidung war von Purpur; einen berühmten Maler schloß er in sein Haus ein und zwang ihn, dasselbe mit Gemälden zu schmücken, was vorher noch nicht in Athen geschehen war; wenn er ins

188) Plato Alcib. I.

189) Plut. Alcib. c. 4. 8. 16. 23. Athen. Deipn. l. XIII. c. 34.

190) Plut. Alcib. c. 23.

Feld zog, gaben die Epheser ihm ein Zelt, die Chier seinen Pferden Futter, die Lesbier besorgten Tafel und Schenktisch, die Kyzikener das Opfervieh; selbst bei den Kriegszügen folgten ihm die berühmten Buhlerinnen Damasandra und Theodota; auf seinem Schilde hatte er zum Zeichen einen Blitze schleudernden Amor, und auf einem Gemälde ließ er sich im Schooße der Buhlerin Nemea darstellen. Daher ward auch Alkibiades ernstlich von Komikern und Rednern gezüchtigt, daß er Wollust, Ueppigkeit und Prachtliebe unter dem Volke und besonders unter der Jugend verbreite [191]). — Betrachten wir nun neben diesen Staatsmännern die Dichter, Künstler, Redner und Weltweisen der Griechen in der angegebenen Hinsicht. Betrachten wir zuerst die Einwirkung der Dichter auf Griechenland im Allgemeinen, so müssen wir zu unserm Erstaunen bemer-

191) Siehe die Komiker bei Athenäus a. u. O. und die eine Rede des Andokydes, wie die zwei Reden des Lysias gegen den Alkibiades. — Nach allem diesem über den Alkibiades Gesagten sieht man ein, wie verderblich es ist, wenn er, wie dies von Plutarch geschieht, mit halbem oder gar, wie bei Meißner, mit ganzem Lobe als genialer Wüstling dargestellt wird. Nichts kann gefährlicher seyn, als ein Ueberschätzen von Talenten bei Niedrigkeit der Gesinnung, denn desto gefährlicher ist der Mensch, dem zur Ausführung verderblicher Absichten ein Reichthum von geistigem Vermögen zu Theil geworden ist.

bemerken, daß sie es eigentlich waren, welche das Leben des Volkes bestimmten und beherrschten. Die Wissenschaft, die Kunst, das bürgerliche Leben der Griechen, alles entwickelte sich an ihrem Homer. Homer war der Rathgeber für alle Fälle des Lebens [192]). Homer war der Lehrer der Jugend, der Erquicker des Alters. Welche Einflüsse mußten aber aus dieser Vergötterung Homers für die Sittlichkeit hervorgehn! Keiner hat alle Laster und insbesondere die Wollust reizender zu schildern gewußt, als er; keiner die Bedeutung des Lebens niedriger aufgefaßt. Wohl hat daher Plato tief das Verderbliche einer bloß dichterischen Bildung gefühlt, wenn er alle Dichter aus seinem idealischen Staate verbannte. Doch wenden wir uns zu den andern Dichtern. — Unverholen ist die Lust zum männlichen und zum weiblichen Geschlecht zum Gegenstande der Poesie gemacht bei Anakreon, Alkman, Bakchylides, Simonides, Alkäus, Sappho, Ibykus, deren Lieder zum Theil so üppig und schmutzig sind, daß selbst die äußerliche Zucht eines christlichen Staates die Bekanntmachung solcher Ergüsse der Wollust nicht gestatten würde [193]). Nicht weniger anstößig und allein den

192) Man höre den Nikeratus in Xenophon, Convivium, c. 4. §. 6. ed. Schneider.

193) Besonders gilt dies von den Bruchstücken des Ibykus bei Athenäus. Athen. Deipn. l. XIII. c. 8.

Wein und die Liebe feiernd, sind die Gesänge eines Solon, Mimnermus, Theognis [194]). Archilochus Gesänge sind so unzüchtig, daß sie selbst aus Sparta entfernt wurden [195]). Und was soll man von einem Aristophanes sagen! Wie manche Genossen mag er unter den verlorenen Lustspieldichtern gehabt haben! Was soll man von einem Volke, was von Weibern erwarten, welche dergleichen Schmutzreden anhören, ja beklatschen konnten! — Allein nicht nur von den Lyrikern und den Komikern haben wir Beweise der größten Unreinheit, auch von Dichtern wie Pindar, Sophokles, Euripides besitzen wir Bruchstücke oder Nachrichten, welche mehr oder weniger die Reinheit ihrer Sitten verdächtig machen [196]). Wenden wir uns zu den

---

welchen daher auch Cicero wegen seiner Wollust tadelt. Cic. Quaest. Tusc. l. IV. c. 33.

194) Athen. Deipn. l. XII. c. 1. l. XIII. c. 7. 8.

195) Athen. Deipn. l. VI. c. 3.

196) Athen. Deipn. l. XIII. c. 76. von Pindar; von Sophokles Athen. l. XIII. 45. 61. 81. 82. Solgers Uebersetzung des Sophokles, Einl. S. CXVII.; von Euripides Athen. l. XIII. c. 5. §. 1. Jacobs Anthol. Graeca T. I. p. 95. und Solger a. a. O. S. CXII. Freilich können wir nicht überall den Zeugnissen des Athenäus Glauben schenken, da er theils selbst vorgefaßte Meinungen hat, theils unzuverläßige Schriftsteller als Gewährsmänner anzieht,

Künstlern Griechenlands, so beleidigt an ihnen schon dieses, daß sie zu Schiedsrichtern der Anmuth der Griechischen Jungfrauen angenommen wurden, die vor ihnen sich entblößen mußten. Fünf Jungfrauen führten die Krotoniaten dem Zeuxis zu, um aus ihren enthüllten Reizen das Ideal der weiblichen Schönheit zusammensetzen und in Gestalt einer Helena darzustellen. Da Zeuxis ihnen den Preis der Schönheit zuerkannte, wurden sie von vielen Dichtern besungen, und ihre Namen dauerten länger als das Bild des Zeuxis [197]; daß Parrhasius zu seiner Ergötzung unzüchtige Bilder zu malen pflegte, haben wir oben gesehn. Apelles buhlte mit der Pankaste, der Hetäre Alexanders, die ihm ebenfalls entblößt für seine Kunst hatte dienen müssen [198]. Auch die Redner Lysias, Isokrates und Demosthenes werden von

---

wie insbesondere den Hieronymus Rhodius. — S. hierüber die gelehrte Abhandlung: Ueber die Zuverläßigkeit der philosophischen Schriftsteller der spätern Zeit, in Luzac Lectiones Atticae, ed. Sluiter, Leiden 1809; allein er ist auch nicht überall ein verwerflicher Zeuge, wie denn z. B., was er aus Jon, dem Kretischen Geschichtschreiber, von Sophokles Unkeuschheit anführt, das Gepräge der Wahrheit trägt.

197) Cicero de Inventione l. II. c. 1.

198) Aeliani V. H. l. XII. c. 34, s. das. die Noten von Perizonius.

diesen Flecken nicht frei gesprochen, doch sind di[e]
Zeugnisse des Alterthums über ihre Vergehung[en]
in der sinnlichen Liebe nicht völlig zuverläßig[199]).
Eben so wenig sind es die über die Vergehung[en]
der Philosophen, indeß sind Einige von die[sen]
schon zufolge ihrer Systeme des Lasters der Sin[n-]
lichkeit verdächtig, und werden es noch m[ehr]
durch unverdächtige Zeugnisse, so Epikur[us,]
Diogenes und besonders Aristippus. D[ie]
Vergessenheit auch der heiligsten Pflichten w[ar]
bei diesem so groß, daß, als man es ihm, w[el-]
cher unzählige Buhldirnen unterhielt, zum Vo[r-]
wurf machte, er setze seine Kinder aus, die [er]
selbst gezeugt, er die Unverschämtheit hatte [zu]
antworten: Werfe man doch auch Speichel [und]
Ungeziefer aus, das man selbst gezeugt habe[200]).
Ungewiß ist der Ruf von Speusippus, [Po-]
lemo, Arkesilaus, Aristoteles[201]). D[esto]
mehr sind dagegen diejenigen Beschuldigung[en zu]
verwerfen, welche manche Stimme des Alterth[ums]
auch gegen den Sokrates und Plato erh[oben]
haben. Sie rühren theils aus Verläumd[ung]
her, die überall von dem Bösartigen gegen [den]
durch Reinheit höher Stehenden ausgestreut w[ird,]
theils aus Mißverständniß Sokratisch-Platoni[scher]

199) Athen. Deipn. l. XIII. c. 62. 63.
200) Diog. Laert. Vitae Phill. l. II. c. 81.
201) Diog. Laert. l. IV. c. 16. 30. 40. Athen. D[eipn.]
l. XIII. c. 56. Diog. Laert. l. V. c. 12.

Ausdrücke. Wäre Sokrates des Lasters der Knabenliebe schuldig gewesen, so würden gewiß seine Ankläger nicht ermangelt haben, auch dieses zu einem Klagepunkte gegen ihn zu erheben, und Aristophanes, der Spötter, würde nicht diesen Punkt in seinen Spöttereien übergangen seyn. Was dagegen nicht nur seine Gesinnung, sondern auch sein Verhalten in Bezug auf Knabenliebe war, zeigt Platos und Xenophons Gastmal deutlich genug. Das letztere giebt unstreitig — wie dies überhaupt das Verhältniß der Xenophontischen und Platonischen Schriften über Sokrates ist — ganz eigentlich Sokrates Ansicht von der Knabenliebe, das andere Platos Philosopheme darüber, wie sie aus der Sokratischen Denkweise hervorgingen. Nach beiden Gesprächen wird hier die himmlische Liebe von der irdischen unterschieden, die himmlische Aphrodite und die gemeine[202]). Bei Xenophon wird geradezu die Körperliebe von Sokrates verworfen, bei Plato dieselbe als eine heranbildende Stufe der eigentlichen wahren Liebe betrachtet. Zuletzt aber tritt im Platonischen Gastmahl Alkibiades auf und bezeugt, was gewiß geschichtlich ist, wie er selbst die Erfahrung gemacht, daß Sokrates für alle niedere Art der Liebe unempfänglich sei, allein der Seelenliebe hingegeben[203]). — Schwie-

202) Xenophontis Convivium, c. 8, §. 9. Plato, Symposion, p. 385. ed. Bekker.

203) Auf diese Stelle im Symposion, p. 360. ed. Bek-

riger ist es freilich auch, Plato von allem Verdachte zu reinigen. Ihn hat das Alterthum nicht nur mit größerer Bestimmtheit der sinnlichen Liebe angeklagt, sondern auch eine Menge ihm beigelegter Epigramme und Gedichte erhalten, welche Knaben- und Mädchenliebe aussprechen, so daß selbst Cicero, sein großer Verehrer, nicht umhin kann, zu sagen: Dikäarch habe wohl nicht mit Unrecht den Plato beschuldigt [204]. Allein was die ihm zugeschriebenen Epigramme betrifft, so haben sie großentheils in sich selbst die Zeichen ihrer Unächtheit, davon abgesehn, daß sie erst von sehr späten Schriftstellern [205] aufgeführt werden, theils ist neben den Verläumdungen großer Männer von kleinen Männern, an denen das Zeitalter nach Christi Geburt reich ist, auch noch die Terminologie Platos zu berücksichtigen, welche leicht zu Mißdeutungen Anlaß geben konnte, indem er das Gute nur für das höchste Schöne hielt, und die Harmonie der äußeren Form für eine Hinweisung auf die Harmonie des Gemüthes. So viel ist wenigstens

ker, beruft sich auch Quinctilian, Institut. l. VIII. c. 4. zur Rechtfertigung des Sokrates, und auf sie ist besonderes Gewicht gelegt in der apologetischen Abhandlung von Geßner über diesen Gegenstand: De paederastia Socratis in Vet. Comment. Gotting. T. II. p. 25.

204) Cicero Tuscul. Q. l. IV. c. 34.

205) Athenäus, Diogenes L.

gewiß, daß er in seinen Schriften die sinnliche Knabenliebe für den Verderb aller Tugend hielt, „für etwas widernatürliches, was selbst die Thiere nicht thun" [206].

Als besonders charakteristisch für den Griechischen Charakter muß auch das Verhältniß der Hetären erscheinen. Denn wir finden wohl kein Volk der Erde, bei dem unzüchtige Frechheit sich so mit geistiger Verfeinerung vereint hätte, und dadurch so zu Ehren gelangt wäre, wie dies bei den Griechen in den Hetären geschah. Während das weibliche Geschlecht unter diesem Volke gänzlich in seiner geistigen Bildung vernachlässigt wurde, beflissen sich die Buhlerinnen aller Arten der Wissenschaft und Kunst. Sie besuchten die Hörsäle der Philosophen; sie waren Schriftstellerinnen; sie entwarfen Gesetzbücher für das Betragen ihrer Geliebten; sie hielten Schulen, in denen junge Mädchen eben so in der Buhlkunst unterrichtet wurden, wie Jünglinge in der Beredtsamkeit; berühmte Männer, Aristophanes der Grammatiker, Ammonius, Apollodorus, Gorgias sammelten ihre witzigen Gedanken und beschrieben ihre Geschichte; sie hatten ihre besonderen Maler (πορνογραφοι) wie Aristides, Pausanias, Nikephoras; die Weltmänner trugen geschriebene Nachrichten über sie in den Taschen [207]). Die

206) Plato de legib. l. VIII. p. 90. 91. ed. Bekker.

207) Siehe die geschichtliche Bestättigung aller dieser Data bei Athenaei Deipnos. l. XIII. c. 2. 3. 4. 5. 6. 21.

Lustspieldichter sagten es öffentlich und die Komiker wiederholten es in den folgenden Jahrhunderten, daß die feineren Hetären und insbesondere Aspasia die Ursache der wichtigsten Unternehmungen und Begebenheiten ihres Zeitalters wurde, wie denn Aspasia die Unterjochung von Samos und den Anfang des Peloponesischen Krieges veranlaßte[208]). Sie unterhielt, wie Plutarch ausdrücklich meldet, fortwährend ein Bordell, und dennoch, fährt derselbe fort, führten selbst Gatten ihre Weiber zu ihr, um sie zu hören; Perikles der Oberste des Athenischen Staats, entließ um ihretwillen sein Weib, und lebte mit ihr in vertraulichem Umgange, selbst Sokrates ging zu ihr, um sie zu hören. — Eine noch gemeinere Bühlerin als Aspasia war Phryne. Da es nun zu jener Zeit Sitte geworden war, die Göttinnen abzubilden nach den Umrissen von entblößten Edlen Mädchen oder Hetären, so bot sich Pankaste, Buhlerin des Alexanders, dem Apelles dar zur Abbildung einer Venus Anadyomene, Phryne aber dem Praxiteles zur Venus Gnidia[209]); zu öffentlichen Buhlerinnen hoben also die Griechen ihre Hände, indem sie zu Gott beteten. Phryne hatte sich einen unermeßlichen Reichthum durch ihre Künste erworben, so daß sie der Venus zu Del-

208) Plutarch Vita Periclis, c. 24. 25.

209) Aeliani H. V. l. IX. c. 32. c. notis Periz.

bemerken, daß sie es eigentlich waren, welche das Leben des Volkes bestimmten und beherrschten. Die Wissenschaft, die Kunst, das bürgerliche Leben der Griechen, alles entwickelte sich an ihrem Homer. Homer war der Rathgeber für alle Fälle des Lebens [192]). Homer war der Lehrer der Jugend, der Erquicker des Alters. Welche Einflüsse mußten aber aus dieser Vergötterung Homers für die Sittlichkeit hervorgehn! Keiner hat alle Laster und insbesondere die Wollust reizender zu schildern gewußt, als er; keiner die Bedeutung des Lebens niedriger aufgefaßt. Wohl hat daher Plato tief das Verderbliche einer bloß dichterischen Bildung gefühlt, wenn er alle Dichter aus seinem idealischen Staate verbannte. Doch wenden wir uns zu den andern Dichtern. — Unverholen ist die Lust zum männlichen und zum weiblichen Geschlecht zum Gegenstande der Poesie gemacht bei Anakreon, Alkman, Bakchylides, Simonides, Alkäus, Sappho, Ibykus, deren Lieder zum Theil so üppig und schmutzig sind, daß selbst die äußerliche Zucht eines christlichen Staates die Bekanntmachung solcher Ergüsse der Wollust nicht gestatten würde [193]). Nicht weniger anstößig und allein den

---

192) Man höre den Nikeratus in Xenophon, Convivium, c. 4. §. 6. ed. Schneider.

193) Besonders gilt dies von den Bruchstücken des Ibykus bei Athenäus. Athen. Deipn. l. XIII. c. 8.

Tode der Buhlerin Pythonike begleitete eine große Anzahl der größten Künstler mit Trauermusik die Bahre, und Harpalus, Alexanders Statthalter in Babylon, errichtete ihr ein herrliches Kenotaph auf dem Wege von Athen nach Eleusis. —

Nächst den Hetären müssen wir noch mit einem Worte die Knabenliebe der Alten und ihre Ausschweifungen darin erwähnen. Die Veranlassung zu dieser Unsittlichkeit wurde den Griechen durch die Entblößung der Jünglinge und in Sparta auch der Mädchen gegeben, welche alles zartere Schaamgefühl unterdrücken mußte. Bei den körperlichen Uebungen, bei den festlichen Wettspielen zu Olympia, Nemea, Delphi kämpften in den späteren Zeiten Griechenlands alle Jünglinge und Knaben völlig nackend. In den ältesten Zeiten hatten sie, nach Thukydides[214]), einen Schurz gehabt. In Sparta hielten die Jungfrauen ihre Wettkämpfe zwar nicht völlig nackend, aber doch in unzüchtiger Kleidung[215]). In Chios rangen Knaben mit Mädchen[216]). Unmannbaren Mädchen wollte auch Plato erlauben, nackend zu kämpfen[217]). Daß hierin die Veranlassung zur Knabenliebe gelegen habe, sagt Plu-

214) Thucyd. Hist. l. I. c. 6.

215) Mansos Sparta B. I. Th. 2. S. 162.

216) Athen. Deip. l. XIII. c. 20.

217) Plato, De legibus l. VIII. p. 85. ed. Bekker.

tarch, welcher die Wollüstlinge schildert, die sich auf die Wettkampf-Plätze der Jugend drängten [218]), und Cicero [219]). Daß aber diese Liebe auch nur oft reine Seelenliebe gewesen sei, erscheint durchaus unglaublich, wenn man die Zeugnisse des Alterthums hierüber prüft. Vielmehr scheint Sokrates auch hier der einzige Weise gewesen zu seyn, welcher der schon vorhandenen bösen Neigung eine höhere Beziehung gab, indem er auf die unerklärliche Einwirkung des Höheren im Menschen selbst auf die äußere Hülle hinwies, welche mit verklärt wird, sobald die Seele des Menschen zur göttlichen Freiheit zu gelangen anfängt. Diese tiefere Bedeutung der Knabenliebe, zufolge welcher die äußere Hülle blos geliebt werden soll, je nachdem der Geist darin sich offenbart, wurde nach Sokrates von seinen Schülern Plato, Xenophon, Aeschines und Kebes angenommen, allein in der wirklichen Welt finden wir bei den Griechen überall jene sinnliche Liebe zum männlichen Geschlecht, welche wir auch aus keinem anderen Grunde erklären können, als aus der übergroßen Empfänglichkeit derselben für physische Schönheit.

Doch empörender noch, als alles Genannte, ist jener frevelhafte Gebrauch, den das Heidenthum einführte, daß Wollust als ein Götter-

---

218) Plut. Amatorius c. 4.

219) Tuscul. Q. l. IV. c. 83.

Tode der Buhlerin Pythonike begl... .npel
große Anzahl der größten Künstler ... .nnen i
musik die Bahre, und Harpalu... auch jetzt
Statthalter in Babylon, errich... pten[220]),
liches Kenotaph auf dem Weg... in Phönikie
Eleusis. — ... .n hatte ja bekann

Nächst den Hetären m... Weibern des Land
nem Worte die Knabe... leben am Tempel
ihre Ausschweifungen ... ...den Unzucht zu tr
anlassung zu dieser Ur... ...ußliche Gebrauch gi
chen durch die Entbl... ...über, so gaben schon
Sparta auch der ... ...rischen Jungfrauen,
zartere Schaamg... ..., ihre Unschuld an Frem
den körperliche... ... fand Statt auf dem Be
Wettspielen zu ...[223]); am allergräulichsten al
ten in den ...uld entweiht in den Tempeln
Jünglinge ... Korinth[224]). Wie Strabo
ältesten ... der ganze Reichthum der Stadt v
einen ... ...hn her, welchen die tempeldienend
Jungf... ...den zahlreichen Schiffahrern abnahme
nack... ...als tausend Dirnen waren Dienerinn
In ... Göttin und ihrer Tempel. Bei den öffe
m... Festen, wenn die Göttin um Fortsetzu
n...
f...

220) Herod. Hist. l. I. c. 182.

221) Herod, Hist. l. I. c. 199.

222) Justini Hist. l. XVIII. c. 5.

223) Strabo l. VI. c. 2.

224) Siehe die Beschreibung dieser merkwürdigen Sta... in Strabo Geographia l. VIII. c. 6.

...ngefleht wurde, waren es die Hetä-
...el, welche man besonders zum Ge-
... als deren Bitten wirksamer
...rxes aus Hellas vertrieben
... die Korinther die Erhaltung
... des Landes besonders den Ge-
...sterlichen Buhlerinnen zu, und, wie
... die Helden von Marathon öffentlich
...eßen, so die Korinther ihre Tempel-
... deren Abbildung Simonides ein rüh-
...s Epigramm beifügte. Es war in Grie-
...and, und besonders in Korinth, nichts un-
...wöhnliches, daß man gelobte, wenn Aphrodite in dem einen oder dem anderen Unternehmen gnädig wäre, wolle man ihr eine Anzahl Jungfrauen zu Buhlerinnen weihen [226]). Das Christenthum zerstörte diese Sitze der Wollust, nachdem es dieselben, die oft im Verborgenen gehalten wurden, erst aufgedeckt hatte [227]). Und sollten auch wirklich, was man hiebei oft anführt, in den größeren Städten des christlich genannten Europas ähnliche Ausschweifungen in der sinnlichen Liebe vorkommen, wie wir sie in Griechenland gesehn haben, so müssen wir dabei erwägen, daß diese, weit davon entfernt in das Gebiet der innern Kirche zu gehören, auch nicht einmal der

225) Athen. Deipnos. l. XIII. c. 4.
226) Athen. Deipnos. l. XIII. c. 4
227) Eusebii Vita Constantini. l. 3.

dieſt geachtet, und Weiber in die Tempel geführt wurden, um zur Ehre der Göttinnen ihre Tugend Preis zu geben. So iſt es auch jetzt in Oſtindien, ſo war es in Aegypten[220]), in Babylon, in Lykien (ibid.), in Phönikien, ja nicht allein dies, in Babylon hatte ja bekanntlich ſelbſt das Geſetz allen Weibern des Landes geboten, einmal in ihrem Leben am Tempel der Aphrodite mit einem Fremden Unzucht zu treiben[221]). Derſelbe ſcheußliche Gebrauch ging auch nach Griechenland über, ſo gaben ſchon in alten Zeiten die Cypriſchen Jungfrauen, der Aphrodite zu Ehren, ihre Unſchuld an Fremde Preis[222]), daſſelbe fand Statt auf dem Berge Eryx in Sicilien[223]); am allergräulichſten aber wurde die Unſchuld entweiht in den Tempeln der Aphrodite zu Korinth[224]). Wie Strabo erzählt, rührte der ganze Reichthum der Stadt von dem Buhllohn her, welchen die tempeldienenden Hetären den zahlreichen Schiffsfahrern abnahmen. Mehr als tauſend Dirnen waren Dienerinnen dieſer Göttin und ihrer Tempel. Bei den öffentlichen Feſten, wenn die Göttin um Fortſetzung

220) Herod. Hist. l. I. c. 182.

221) Herod. Hist. l. I. c. 199.

222) Justini Hist. l. XVIII. c. 5.

223) Strabo l. VI. c. 2.

224) Siehe die Beſchreibung dieſer merkwürdigen Stadt in Strabo Geographia l. VIII. c. 6.

ihrer Huld angefleht wurde, waren es die Hetären jener Tempel, welche man besonders zum Gebeth aufforderte, als deren Bitten wirksamer seien [225]). Da Xerxes aus Hellas vertrieben worden, schrieben die Korinther die Erhaltung ihrer Stadt und des Landes besonders den Gebethen der priesterlichen Buhlerinnen zu, und, wie die Athener die Helden von Marathon öffentlich abbilden ließen, so die Korinther ihre Tempel-Dirnen, deren Abbildung Simonides ein rühmendes Epigramm beifügte. Es war in Griechenland, und besonders in Korinth, nichts ungewöhnliches, daß man gelobte, wenn Aphrodite in dem einen oder dem anderen Unternehmen gnädig wäre, wolle man ihr eine Anzahl Jungfrauen zu Buhlerinnen weihen [226]). Das Christenthum zerstörte diese Sitze der Wollust, nachdem es dieselben, die oft im Verborgenen gehalten wurden, erst aufgedeckt hatte [227]). Und sollten auch wirklich, was man hiebei oft anführt, in den größeren Städten des christlich genannten Europas ähnliche Ausschweifungen in der sinnlichen Liebe vorkommen, wie wir sie in Griechenland gesehn haben, so müssen wir dabei erwägen, daß diese, weit davon entfernt in das Gebiet der innern Kirche zu gehören, auch nicht einmal der

---

225) Athen. Deipnos. l. XIII. c. 4.
226) Athen. Deipnos. l. XIII. c. 4
227) Eusebii Vita Constantini. l. 3.

äußern Kirche Christi zugehören, da auch diese denjenigen nicht für ihr Mitglied anerkennt, der in so groben Sünden sich herum wälzt. Dagegen bei den Heiden, wie wir gesehn, jene Unzucht nicht nur gestattet wurde durch die Religion, sondern selbst gebilligt. — Die ärgste Sünde der Sinnlichkeit ist noch zu erwähnen übrig. Wir haben oben Beispiele angeführt, wie Götterstatuen den Zunder der Wollust entzündeten, sogar Wollust mit Thieren konnte das gebildete Griechenland treiben [228]), und in Aegypten wurde die Unzucht mit den göttlich verehrten Böcken sogar vor den Augen des Volks getrieben, wovon Herodot selbst im Nomos der Mendesier Zeuge war.

Werfen wir nun, nachdem wir besonders Griechenlands Ausschweifungen in der sinnlichen Liebe betrachtet, einen Blick auf Rom. Wie durch andre Tugenden, so zeichnete sich das alte Rom auch durch Keuschheit aus. Eine Reihe trefflicher Beispiele derselben giebt uns Valerius Maximus [229]). Nach Plutarch [230]) dauerte es zweihundert und dreißig, nach Valerius Maximus [231]) fünfhundert zwanzig, nach Aulus Gellius [232]) fünf-

228) Athen. Deipnos. l. XIII. c. 20.

229) Valerii Maximi Hist. V. l. VI. c. 1.

230) Plut. vita Romuli. Comp. Thesei cum Rom. c. 7.

231) Val. Max. Hist. V. l. II. c. 1. n. 4.

232) Auli Gellii Noctes Att. l. XVII. c. 21.

hundert ein und zwanzig Jahre, ehe eine Ehescheidung in Rom vorfiel. Die Matronen genossen besondere Hochachtung und heiratheten blos einmal. Einen Senator strafte der Censor, da er sein Weib vor seinem Töchterchen küßte, dessen zartes Alter dies noch nicht gestattete [233]). Entblößungen und Nacktheit ward nirgend geduldet. Der alte Ennius sang: Flagitiis principium est, nudare inter cives corpora [234]). In den Bädern durften weder zusammen seyn der Vater mit dem mannbaren Knaben, noch der Schwiegervater mit dem Schwiegersohn [235]). — Doch mag wohl diese Reinheit der Sitten auch nicht in alten Zeiten ohne Ausnahme gewesen seyn. Wenigstens sagt Cicero [236]): „Will Jemand, daß der Jugend auch die Liebe von Buhlerinnen verboten sei, so kann ich nicht läugnen, daß er es ernst nehme, allein er weicht darin nicht nur von der Sitte unsers Zeitalters ab, sondern auch von der Gewohnheit und dem Gebrauche unserer Vorfahren. Denn wenn ist dies nicht geschehen? Wann ists gerügt worden? Wann nicht gestattet?“ Zu Catos Zeiten war die Verderbniß schon allgemein, ja er

233) Ammianus Marc. Hist. l. XXVIII. c. 4.

234) Cicero Tuscul. Q. l. IV. c. 33.

235) Plut. Vita Catonis c. 20. Valerius Max. Hist. V. l. II. c. 1. no. 7.

236) Cicero pro M. Coelio c. 20.

riger ist es freilich auch, Plato von allem Verdachte zu reinigen. Ihn hat das Alterthum nicht nur mit größerer Bestimmtheit der sinnlichen Liebe angeklagt, sondern auch eine Menge ihm beigelegter Epigramme und Gedichte erhalten, welche Knaben- und Mädchenliebe aussprechen, so daß selbst Cicero, sein großer Verehrer, nicht umhin kann, zu sagen: Dikäarch habe wohl nicht mit Unrecht den Plato beschuldigt [204]. Allein was die ihm zugeschriebenen Epigramme betrifft, so haben sie großentheils in sich selbst die Zeichen ihrer Unächtheit, davon abgesehn, daß sie erst von sehr späten Schriftstellern [205]) aufgeführt werden; theils ist neben den Verläumdungen großer Männer von kleinen Männern, an denen das Zeitalter nach Christi Geburt reich ist, auch noch die Terminologie Platos zu berücksichtigen, welche leicht zu Mißdeutungen Anlaß geben konnte, indem er das Gute nur für das höchste Schöne hielt, und die Harmonie der äußeren Form für eine Hinweisung auf die Harmonie des Gemüthes. So viel ist wenigstens

---

ker, beruft sich auch Quinctilian, Institut. l. VIII. c. 4. zur Rechtfertigung des Sokrates, und auf sie ist besonderes Gewicht gelegt in der apologetischen Abhandlung von Geßner über diesen Gegenstand: De paederastia Socratis in Vet. Comment. Gotting. T. II. p. 25.

204) Cicero Tuscul. Q. l. IV. c. 34.

205) Athenäus, Diogenes L.

haten Liebesromane[241]). Zur Zeit des Catilinarischen Krieges waren schon unter allen Ständen die unnatürlichsten Laster verbreitet. Schon jene Zeit schildert Sallust[242]) mit diesen Farben: „Die Lust zur Unzucht und Hurerei aller Art ist eingerissen. Männer werden als Weiber gebraucht, Weiber stellen der Entehrung sich bloß, um der Speise willen wird Land und Meer durchforscht; man schläft eher als die Begierde dazu da ist; weder Hunger noch Durst, weder Kälte noch Müdigkeit wird erwartet, allem kommt man durch Schwelgerei zuvor. Dies zündet die Jugend, wo das Geld fehlt, zu Schandthaten an[243])." — Sulla, Lucullus, Catilina, Clodius, Crassus, Antonius, Pompejus, Cäsar, Augustus unter den Staatsmännern; Horaz, Plautus, Terenz, Ovid unter den Schriftstellern lehrten, jene durchs Leben, diese durch Schriften die Unzucht. Schon von der Zeit des Augustus sagt Livius[244]): „Durch Tugenden ist Rom gewachsen, bis jetzt, wo wir weder unsre Laster, noch deren Gegenmittel ertragen können." — Doch gern läßt man noch alles dieses hingehn, wenn man auf die Geschichte der Folgezeit blickt. Nicht als ob

---

241) Plut. Vita Crassi c. 32.

242) Sallustii Bell. Catil. c. 13.

243) Vergl. Cicero Oratio Catil. II. c. 4.

244) Livii Praef. ad Histor.

man das Leben von Kaisern und Königen, nein, als ob man die Rasereien von Wesen läse, in denen die Bestialität mit der Satanität einen Bund geschlossen, liest man das Leben und Treiben der Herrscher Roms und ihrer Untergebenen. Doch fern sei es, diese Gräuel allein auf Rechnung der heidnischen Religion zu setzen, jene Ungeheuer waren auch ihrer eigenen Religion nicht treu, und darum gehört es auch nicht in unsern Plan, ihre Geschichte zu geben. Allein nichts desto weniger darf man von einer Religion, die irgend sittliche Kraft in sich hat, doch so viel erwarten, daß sie unter dem Volke, dem sie angehört, die Sittenlosigkeit nicht bis zu dem Grade einreißen lasse, wie dies in Rom geschah. Lassen wir uns, um nicht ins Einzelne einzugehen, das Bild dieses Zeitalters im Ganzen vor die Augen führen von einem Zeitgenossen. Seneca spricht so über seine Zeit[245]): „Alles ist voll von Verbrechen und Lastern, es wird mehr begangen, als was durch Gewalt geheilt werden könnte. Ein ungeheurer Streit der Verworfenheit wird gestritten. Tagtäglich wächst die Lust zur Sünde, tagtäglich sinkt die Schaam. Verwerfend die Achtung vor allem Besseren und Heiligen stürzt sich die Lust, wohin es sei. Das Laster verbirgt sich nicht mehr. Es

245) Seneca de Ira l. II. c. 8.

tritt vor Aller Augen. So öffentlich ist die Verworfenheit geworden, und in Aller Gemüther ist sie so sehr aufgelodert, daß die Unschuld nicht mehr selten sondern keine ist.“ — In der Französischen Staats-Umwälzung, wo das Volk sich öffentlich losfagte von dem Gotte, der es geschaffen und erlöset hatte, zeigten sich alle Laster, deren die von dem heiligen Christen-Gotte losgerissene Menschheit fähig ist; allein so weit ging doch nimmer die Verworfenheit selbst in dem wildesten Taumel, als sie in der ganzen Reihenfolge der Kaiser sich zeigt. Ein Kaiser, der nackend vor dem Volke Gladiatorenspiele ficht, wie mehre der Römischen; ein Kaiser, der in seinem Palast ein Hurenhaus anlegt, und sich den Zoll entrichten läßt, wie Caligula; ein Kaiser, der mit seiner nackenden Buhlerin durch die Straßen seiner Hauptstadt fährt, wie Nero; eine Kaiserin, die sich öffentlich den rohesten Liebhabern anpreist und feil bietet, wie Messalina; ein Kaiser, der seine Schwestern entehrt und dann mordet, wie Commodus; ein Kaiser, der die höchsten Aemter nach dem mehreren oder minderen Vermögen zur Unzucht vertheilt, wie Heliogabulus — Kaiser, welche zum Scherz Leute morden ließen, um zu sehen, wie sie sterben würden, welche Brücken einstürzen ließen, um die Freude zu haben, eine Menschenmenge in den Wogen untergehn zu sehen — solche Herrscher hatte auch das entartete Byzanz nicht, denn nur wenn Jahrhunderte jede Spur des Christen-

thums in den Ländern und in den Herzen verwischt hätten, könnte eine solche Verworfenheit möglich werden. —

Daß nun die Heiden bei ihren Sünden und Vergehungen wirklich sich mit dem Beispiele der Götter entschuldigten, könnte uns eigentlich nur eine genaue Kenntniß des Volkslebens recht zeigen, allein wir haben auch außerdem Beispiele davon in den Schriften der Alten. Häufig beruft sich Meleager zur Entschuldigung seiner Knabenliebe auf die Götter, wie ja Zeus den Ganymed, Apollo den Kyparissus und Kinyras, Poseidon den Pelops entführte [246]. Eben so heißt es bei Athenäus [247]: „Warum sollte man nicht der Schönheit in Knaben und Mädchen nachstreben, da dies auch die Götter thaten? Hat doch unter den Göttinnen Aurora den Kephalos und Kleitos, Demeter den Jasion, Aphrodite den Anchises und Aeneas wegen ihrer Schönheit entführt?" — So tadelt Martial seine Frau [248] darüber, daß sie schilt, da sie ihn bei einem schönen Knaben findet. Wie oft hat nicht, meint er, Juno dem Donnerer Jupiter dasselbe sagen müssen? — So sagt recht aus dem Leben gegriffen ein Jüngling, welcher erzählt, wie er im

---

246) Meleagri Epigrammata ed Graeff, Lips. 1811. Epigr. 10. 14. 40.

247) Athen. Deipnos. l. XIII. c. 20.

248) Martialis Epigrammata l. XI. Epigr. 44.

Begriff war, Unzucht zu treiben, bei Terenz [249]): „Während das Mädchen im Gemache saß, blickte sie an die Decke und sah dort den Jupiter abgebildet, wie er als ein Goldregen in den Schooß der Danae herabsinkt. Auch ich fing an dorthin zu blicken, und freute mich, zu sehen, daß ein Gott schon früher gethan, was ich thun wollte. Und welch' ein Gott! der die Himmelsgewölbe durchdonnert. Ego homuncio hoc non facerem? Ego vero illud feci ac lubens.“ — Bei Ovid [250]) beruft sich die von Liebe zu ihrem Bruder Caunus entbrannte Byblis auf das Beispiel, was die Götter in der Blutschande gegeben haben, und an einer andern Stelle ermahnt derselbe unkeusche Dichter ein Mädchen [251]) sie möge nicht in die Tempel gehn, denn dort habe schon oft Jupiter Mädchen zu Müttern gemacht. — Zornentbrannt über diesen schrecklichen Einfluß so nichtswürdiger Götter, sagte daher ganz frei von der Aphrodite, Anthistenes, der Freund des Sokrates [252]): „Könnte ich nur die Aphrodite fangen, mit dem Wurfspieß wollte ich sie durchboren, so viele ehrbare und treffliche Frauen hat sie uns verführt.“ —

---

249) Terentii Eunuchus Act. 3. Sc. 5. v. 34.
250) Metamorph. l. IX. v. 789.
251) Ovidii Trist. l. II. v. 287.
252) Theodoreti Opp. T. IV. De Graec. affect. Cur. Disp. III. p. 774.

Wir schließen hiemit diese Betrachtungen, von denen gern das Auge des Christen sich hinweg wendet. Doch ist es immer heilsam, sich ihrer nicht zu entschlagen, denn wenn der gläubige Christ, der die Gnade der Erlösung an seinem Herzen erfahren hat, von der Beobachtung aller der sündlichen Gräuel des Heidenthums wieder zu sich zurückkehrt, und nun findet, daß nicht bloß in seinem äußern Leben keine Spur ist von allen jenen heidnischen Befleckungen, sondern daß auch sein Inneres, wenn nicht ganz frei ist von Gedanken der Sünde, dennoch nie mit Wohlgefallen daran hangt, und daß die Liebe zur Heiligkeit ihm nicht mehr Gesetz ist, sondern daß ein aufrichtiger Abscheu vor allem, was nicht himmlisch ist, und eine flammende Liebe zu allem, was göttlich ist, seiner Seele inwohnt, so wird er tief gerührt werden über die unaussprechliche Barmherzigkeit seines Jesus, der durch die Kraft seines heiligenden Geistes das Alte neu gemacht hat, der die Sünde ausgetilgt hat, und da, wo nichts war, eine neue Welt der Herrlichkeit im Geiste erschaffen, und erleuchtet die Augen unsers Verständnisses, daß wir erkennen mögen, welches sei die Hoffnung unsers Berufes, und der herrliche Reichthum des Erbes, das uns unter den Heiligen bestimmt ist[253].

---

253) Epheser 1. 18.

3. Unvermögen der heidnischen Religionen eine tiefe und gründliche Ausbildung des ganzen Menschengeschlechts, der einzelnen Menschenklassen und der Geistesvermögen jedes Individuums zu bewirken, nebst daraus hervorgehenden Folgen für die Sittlichkeit.

Die Wurzel aller menschlichen Ausbildung ist die Religion. Die älteste Bildung der Völker schließt sich an Tempel, Priester und Gottesverehrung an. Darum müssen wir auch die Entwickelung der geistigen Thätigkeiten der Menschen von dem Grunde ihrer Religion aus zu begreifen suchen. Da werden wir denn sogleich bemerken, daß das Heidenthum keinesweges hinreicht, eine vollständige Entfaltung und Harmonie des menschlichen Geistes zu bewirken.

Kein Volk, wie die Geschichte uns nachweiset, gelanget unabhängig von andern zur Ausbildung; wie der einzelne Mensch nur in der Familie zum Menschen wird, so erlangen Völker nur durch Völker die dem Menschen erreichbare Ausbildung. Von Hochasien aus pflanzten Gottesverehrung, Staatseinrichtung und Künste und Wissenschaften von Nation zu Nation bis zum äußersten Ende Europas und Afrikas sich fort, von hier gingen sie nach Amerika über. In jener Urzeit, wo diese Mittheilung zuerst von Asien nach Europa an die Pelasgischen Stämme kam, war der Charakter der einzelnen Völkerschaften noch nicht entwickelt, sie hatten sich noch nicht in den ihnen bestimmten Ländern niedergelassen, es

konnte also die Natur dieser Länder auch noch nicht ihren Einfluß üben auf die Bildung der verschiedenen Volks-Charaktere. Wenn nun auch damals Religion, Kunst und Sitte von dem einen Volke zum andern überging, so konnte daraus keine Umwandelung in der ganzen Geistesgestaltung desselben erfolgen, denn fast überall herrschte ein gleicher Mangel an Bildung überhaupt. Als aber die verschiedenen asiatischen Völkermassen in Asien, Afrika und Europa sich jede in ihrem Bereiche niedergelassen, aus den wenigen und dürftigen mitgebrachten Kenntnissen und Ueberlieferungen bei einigen von ihnen sich eine vollständige Bildung und Sittigung entwikkelte, da nahm ein jedes von diesen sich bildenden Völkern sein eigenthümliches Geistesgepräge an, welches sich nachher in Religion, Staat, Kunst, Wissenschaft offenbarte. Die Mittelpunkte dieser eigenthümlichen Ausbildung im Abendlande waren Aegypten und Griechenland. Sollte nun von diesen beiden ausgebildeten Ländern die Religion sich weiter verbreiten, wie dieses Bedürfniß doch allerdings vorhanden war, indem so manche Nationen fast aller Gottesverehrung entbehrten, so zeigte sich sogleich die große Mangelhaftigkeit der heidnischen Religionen. Denn es waren dieselben so eng verschmolzen mit der ganzen Eigenthümlichkeit des Volkes und Landes, daß, statt in jenen fremden Ländern eine originale Geistes-Entwickelung zu veranlassen, mit der Uebertragung der Religion auch die ganze Volk-

thümlichkeit der Griechen und Aegypter an das fremde Volk überging und dasselbe zu Griechen und Aegyptern machten. So nahm Nubien und Habyssinien mit Aegyptischer Religion Aegyptische Sitte an, wie denn Aegypten selbst mit dem Kolchischen Religions-Cultus die Kolchische Ausbildung angenommen hatte. So erhielt Thrakien, Makedonien, Unter-Italien mit der Griechischen Religion Griechische Eigenthümlichkeit; so unterbrach Griechenland die Ausbildung Roms, da es mit seinen Göttern auch seine Wissenschaft auf Rom übertrug [254]); so machte danach wieder Rom Gallien, Spanien und viele andre Länder Römisch und unterdrückte alle eigenthümliche Bildung. Ja wir sehen dies auch bei den Israeliten. Nach Gottes Fügung sollten sie eine Religions-Verfassung haben, die mit allen Staats-Einrichtungen auf das innigste verschmolzen wäre, um zuerst vorbildend im Aeußern einen himmlischen Staat darzustellen. Wenn die Juden ein Volk in ihre Religions-Gemeinschaft aufnahmen, wie die Idumäer und später so viele Syrer und Griechen, so wurden auch diese dadurch in Politik, Kunst und Wissenschaft Juden. — Daß alle Völker einer einzigen Art der Verehrung

254) Hätte nicht die Griechische Mythologie die Römische verdrängt, so würde eine eigenthümliche Römische Tragödie, eine eigenthümliche Römische Kunst sich entwickelt haben, wie A. W. Schlegel in seiner Dramaturgie zeigt.

Gottes sich unterwerfen sollten, mußte daher einem Heiden eine schwärmerische Vorstellung scheinen, so spricht sich daher auch Kelsus aus beim Origines. — Das Christenthum allein machte eine allgemeine Religion möglich, und zwar wodurch bewirkte es dies? Das Christenthum trug den Völkern keine Förmlichkeiten, Lehrsätze, Gebräuche von außen entgegen. Es war ein himmlisches Samenkorn, in den Grund der Seele geworfen, welches zum Baume emporwuchs, und danach alles Bürgerliche, Wissenschaftliche nicht vernichtete, sondern umgestaltete. Die geistige Natur des Menschen hat Bedürfnisse, die nur das Christenthum befriedigen kann; ja das Leben in Christo genügt nicht nur zur Beseeligung dem Menschengeschlechte im allgemeinen, sondern Christus, unser Erlöser und Heiliger, weiß auch alle besonderen Bedürfnisse des Einzelnen zu befriedigen. Wie innig mußten sich also alle ungebildeten Völker mit allen ihren Geistesthätigkeiten an diese Religion anschließen! Auf diese Weise entstand in den Herzen der Einzelnen ein neues inneres Leben, welches freithätig und angemessen den besonderen Entwickelungs-Formen jedes Volkes, sich auch in dem äußern Leben wirksam bewies, und eine neue Staatsverfassung, Lebensweise, Kunst und Wissenschaft schuf, wie sie eben gerade jedem Volke am angemessensten war. — Was wäre aus jenen wilden Horden geworden, welche in der Völkerwanderung Europa überschwemmten, wenn sie, ohne durch die =

Einwirkung des Evangeliums umgestaltet zu werden, in die todten Formen des Römischen Heidenthums eingegangen wären? Während wir Rom in jener Zeit in jeder Rücksicht entnervt und geschwächt sehen, war China, zur Zeit als die Mantschu einfielen, mit Rom verglichen, in der Blüthe, und dennoch bemerken wir nicht, daß die Chinesen im Stande gewesen wären mit ihrer Religion und ihrer Lebensweise jenem kräftigen Wüsten-Volke einen neuen Geist mitzutheilen, der eine eigenthümliche Entwickelung bei ihm bewirkt hätte. Vielmehr ging das kräftige Volk der Mantschu in die todten Formen des Chinesischen Gottesdienstes und der Chinesischen Bildung zugleich ein, und ist nun in derselben Starrheit und Siechheit befangen, wie jenes unterdrückte Volk selbst. Bei den Nationen der Völkerwanderung hingegen sehen wir, wie bei einem jeden auf eigenthümliche Weise ein neues Leben alle Lebens-Verhältnisse durchdringt und alles neu gestaltet, nachdem einmal durch selbstverläugnende Glaubensboten das Evangelium in den Herzen Mehrer Wurzel gefaßt. Dasselbe zeigt sich jetzt auf Otaheite.

Doch nicht allein dadurch sind die heidnischen Religionen zu keiner vollkommenen Ausbildung des Menschengeschlechts geeignet, daß sie unvermögend sind, eine allseitige Entwickelung der Eigenthümlichkeiten der Völker zu bewirken; das Griechische und Römische Heidenthum ist eben so wenig im Stande, die gesammten Vermögen des menschlichen Geistes

zu entfalten und auszubilden. Da der Mensch nicht in sich selber seyn kann und darf, sondern, um wahrhaft zu seyn, in einem Höheren leben muß, als er selbst ist, dieses Höhere aber die Religion geben soll, so muß die Religion, d. h. die Verbindung des Menschen mit der höheren Welt sein ganzes geistiges Vermögen beschäftigen und veredeln. Das Heidenthum vermochte dies nicht. Und zwar erstens fand die Erkenntnißkraft durchaus nicht in der heidnischen Religion Genüge; denn es konnte das Heidenthum vor dieser sich nicht rechtfertigen, weswegen auch keine heidnische Religion sich über einen gewissen Zeitraum zu erhalten vermag. Die morgenländischen Religionen gerathen, nach dem Character des Morgenlandes, in einen Zustand der Erschlaffung, in welchem sie zwar Jahrhunderte lang als Gewebe von lebenlosen Formen bei dem Volke fortbestehen, bei den Priestern aber und Weisen pflanzt sich daneben eine esoterische Religion des Unglaubens fort, wie dies bei den Indiern nicht nur, sondern auch bei den Guebern oder Feueranbetern der Fall ist. Die abendländischen heidnischen Religionen dagegen geriethen bei fortnehmender Ausbildung der Erkenntnißkräfte in gänzlichen Verfall und verloren sich in abergläubischen Unglauben oder ungläubigen Aberglauben, wie wir dies oben gesehen haben. Das Christenthum aber, welches, richtig verstanden, auch die höchste und allein wahre Philosophie ist, befriedigte nicht nur die

Herzensbedürfnisse der niederen Volksklassen, indem es dabei auch ihren Verstand entwickelte, sondern es regte auch die tieferdenkenden Menschen im innersten Grunde ihrer geistigen Natur auf, und während es von außen eine Moria (Thorheit) däuchte, erschlossen sich demjenigen, der rechtschaffene Buße that, sein Sündenelend erkannte, die Kraft von Jesu Versöhnung und seinen heiligenden Geist in seinem Herzen erfuhr, Tiefen der göttlichen Weisheit, welche auch sein Streben nach höherer Erkenntniß, so weit dasselbe nicht aus Uebermuth hervorging, auf das vollkommenste befriedigten. Daher sagt der heilige Apostel[255]): „Für die vollkommenen Christen reden wir die höchste Weisheit, freilich eine solche, welche nicht mit der Weisheit dieser Welt übereinstimmt, sondern die seit Ewigkeit verborgen gewesen ist, und die Gott durch seinen eigenen Geist unserm Geiste offenbart hat." — Daher konnten scharfsinnige Gelehrte des Abendlandes und tiefsinnige Weise des Morgenlandes, daher konnte ein Augustinus, welcher den höchsten Scharfsinn mit dem höchsten Tiefsinn vereinte, auch die vollkommenste Befriedigung ihres Bedürfnisses nach Licht in dem Christenthum finden. Nur freilich unterscheidet sich diese Befriedigung des Strebens nach Erkenntniß, welche das Christenthum gewährt, von aller anderen dadurch,

255) 1. Cor. 2, 6, 7, 8.

daß es eine neue Geburt des Geistes voraussetzt, daß es voraussetzt eine gründliche Erkenntniß unseres Innern, eine daraus hervorgehende kindliche Demuth und dann nur nach Maaßgabe des Ernstes der Heiligung, nach Maaßgabe des Erlebens Gottes in uns eine tiefere Erkenntniß verheißt. Christus ist beides, das Licht unserer Erkenntniß und das Leben unsers Herzens, aber er muß erst unser Leben geworden seyn, damit er auch das Licht werde. — Vergeblich hat darum der Unglaube seit Jahrhunderten an den Pfeilern der heiligen Lehre gerüttelt. Es ist Porphyrius und Julianus hingeschieden, Toland und Bolingbroke, Voltaire und d'Alembert, der Fragmentist und Barth — Christus aber ist gestern und heut und derselbe in Ewigkeit. Nach jedem Kampfe mit dem Unglauben und Aberglauben geht siegreicher und herrlicher das Christenthum wieder hervor. Es hat die spottenden Heiden besiegt, es hat den Aberglauben vieler Jahrhunderte überwunden, es hat die Englischen und Französischen Spötter sinken sehen, es hat die Kämpfe mit der neuern Philosophie bestanden, und gerade da man es unterdrückt zu haben meinte, erhebt es nun abermal sein Haupt kräftiger und herrlicher als je. —

Eben so mangelhaft wirkte das Heidenthum ein auf das Willensvermögen. Einmal schon dadurch, daß jede heidnische Religion eine Ueberlieferung von Sagen und Ceremonien ist, nicht aber ein unmittelbarer Ausspruch Got-

des aus Menschengeschlecht. Es sehnt sich der Mensch, der die Dunkelheit seiner Erkenntniß und die Armuth seines Herzens fühlt, nach unmittelbaren Belehrungen Gottes. Diese hatten die heidnischen Religionen nicht. Bloße Sagen, die dazu noch selten in sittlicher Beziehung zum Herzen stehn, können die Willenstriebe des Menschen nicht anregen, und geheimnißvolle Gebräuche und Ceremonien können wohl einen zauberischen, dunkeln Eindruck aufs Gefühl machen, weil sich damit aber keine klare Erkenntniß verbinden kann, so führen sie nur zum Aberglauben. Sodann aber ermangelte das ganze heidnische Alterthum, während es in den religiösen Sagen doch wenigstens Einiges hatte, welches von der Sinnlichkeit und Habsucht zurückschreckte, durchaus der Lehre von der Demuth. Wir finden zwar in der Tragödie bei Aeschylus, Sophokles, Euripides, auch bei manchen Historikern, wie Herodot [256]), öfters die Lehre, daß Gott das Uebermüthige demüthige, und das Demüthige erhebe; allein dieser Gedanke geht nicht aus der sittlichen Anerkenntniß des Hochmuths hervor, sondern es zeigt sich in diesen Aussprüchen nur der Glaube an ein Fatum, welches die Dinge der Erde immer in einem gewissen Gleichgewicht zu halten weiß, und dieser Glaube erhebt nicht den Menschen über sich selbst, sondern

256) Herodoti Hist. l. VII. c. 10.

bannt ihn eben recht zurück in den Kreis der Endlichkeit. Alle wahrhafte Erregung der besseren Willenstriebe muß aber ausgehn von einer demüthigen Anerkennung unserer Schwäche und unseres Unvermögens. Indem also diese bei den Heiden nicht vorhanden war, konnten sie auch keine tiefgehende Sittenlehre haben, und jenen Wurm im menschlichen Busen nicht tödten, der alle Blüthen verdirbt und den Frieden und die Ruhe aus der Seele scheucht, den Stolz. — So blieb endlich auch die Gemüthswelt der Heiden, oder das Gefühlsvermögen im engern Sinne, unentwickelt. Die höchste Ausbildung erhält die Gemüthswelt des Menschen, wenn er in beständigem Umgange mit Gott lebt. Dieses innere Wellenschlagen des Herzens nach einer besseren Welt hin, die dorther in das sonst öde und kalte menschliche Herz ausströmenden Kräfte des Lebens und der Freude im heiligen Geiste, sie sind es, welche unserer Gemüthswelt die tiefste Anregung geben, welche die edelsten und himmlischsten Gefühle unserer Brust erwecken. Von dergleichen Gefühlen konnte aber der Heide nichts wissen, er kannte weder einen heiligen Gott, der sich mit der nach ihm verlangenden Seele vereinigen und sie beseeligen könne, noch auch eine himmlische Heimath der Seele, nach der sie unaufhörlich sich sehnet und strebet. Der Geist des Christenthums war es, der daher allein der romantischen und sentimentalen Poesie ihre Entstehung gab. Während die Dichtkunst der Alten

stets

stets nur das Verhältniß des Menschen zur Außenwelt darstellte, und unerschöpflich war im Schildern der Gegenstände der Schöpfung und des äußerlichen Menschenlebens, richtete sich die Dichtkunst des Christenthums auf das Innere der Brust und besang das Weh und die Freuden des menschlichen Herzens. Und wie ferner alle Kräfte, je lebendiger und tiefer sie sind, desto mannichfacher sich gestalten, so sehen wir auch, wie bei den bekehrten Christen immer neue geistige Welten in unendlicher Mannichfaltigkeit sich bilden. Indem das Verhältniß jeder einzelnen Seele zu Gott etwas Besonderes und gerade ihr Eigenthümliches hat, gehen hieraus besondere Gemüthszustände und Herzensbeschaffenheiten hervor, wogegen das innere Leben der Heiden weit einförmiger seyn mußte, weil dessen einziger allgemein ansprechender Gegenstand nur das irdische Vaterland war.

Gehen wir nun zu einer dritten Mangelhaftigkeit des Heidenthums über, die es bei Entwickelung der Seelenkräfte äußerte. Es entbehrte einer richtigen Schätzung der Menschenwürde überhaupt. Weil das Heidenthum keinen wahren Maaßstab für Seelenadel und Seelengröße hatte, weil es nicht Heiligkeit des Sinnes als über aller intellectuellen Bildung stehend zu schätzen wußte: so konnte es eine Geringschätzung der niedrigen Volksklassen, des weiblichen Geschlechts und der Sklaven erzeugen, welche insgesammt, als einer höhern intellectuellen Bildung

unfähig verachtet wurden, während diese alle doch ebenfalls dem Menschengeschlecht zugehören. Der niedrige Volkshaufe, den die Alten ὀχλος ἀφιλοσοφος und οἱ πολλοι nannten, war freilich wohl in der alten Welt noch roher und unsittlicher, als er in der neuen ist, denn Tugendstolz und ein feinerer sittlicher Ehrgeiz vermag beim gemeinen Mann nicht den Hervorbruch der Lüste des Herzens zu dämpfen, auch ist er unempfänglich für eine philosophische Sittenlehre, welche auf viele Gebildete einigen Einfluß äußert. Da nun bei den Heiden auch die Religion nicht eine eingreifende Wirkung auf ihn ausübte, so blieb er ohne alles veredelnde Bildungsmittel. Wenn indeß die Gebildeten klar erkannt hätten, daß die Veredelung des Herzens einen höheren Werth hat, als die intellectuelle Bildung, so würden sie doch das Gute, was durch die Religion oder durch einen innern Trieb des Herzens beim Volke erzeugt wurde, höher geschätzt und durch eine faßliche Sittenlehre oder Verbreitung besserer religiöser Bildung dasselbe allgemein zu machen und zu erhöhen versucht haben. Allein es hatte sich einmal der Gebildeteren der unselige Irrthum bemächtigt, nur durch eine intellectuelle Bildung könne dem Menschen aufgeholfen werden. Zum Theil gründete sich dieser Irrthum auch darauf, daß man nicht den Hochmuth als die Wurzel aller Sünde erkannt hatte, der durch intellectuelle Bildung, wofern nicht ein höheres Element hinzukommt, bei dem natürlichen Men-

schen eher zu wachsen und sich zu verfeinern pflegt; dagegen kann die Sinnlichkeit, die man für das gefährlichste Laster hielt, leichter durch rein geistige Beschäftigungen verdrängt, wenn auch nicht von der Wurzel aus, ausgerottet werden. Selbst die Platoniker wiesen der Reinigung der Sitten (καθαρσις) eine weit niedrigere Stufe an, als der Beschaulichkeit (νοησις), und ließen jene dem ungebildeten Volke, während sie sich besonders der νοησις weihten. In dieser Gesinnung sagt Marinus in seinem Leben des Neu-Platonikers Proklus, dieser sein Held habe freilich manchmal böse Gedanken gehabt, allein das wolle nicht viel sagen, diese haben alle Menschen. — Das Christenthum dagegen, wenn es tief im Herzen Wurzel schlägt, weiß auch beim gemeinsten Manne einen lebendigen Antheil an himmlischen und irdischen Dingen zu erwecken, indem es ihm eine Angelegenheit ist, das, was er innerlich erlebt hat, durch alle ihm dargebotene Hülfsmittel zu verdeutlichen, zu befestigen, zu begründen, und indem er auf diese Weise mit den Gebildeteren einen Berührungspunkt in geistigen Dingen findet, wird er sich näher an diese anschließen können und auch auf diese Weise an ihrer Bildung mehr Theil nehmen. Bei wahren Christen des niederen Standes wird man leicht diesen Einfluß der Bekehrung zu Gunsten der intellectuellen Bildung bemerken, auch bei den niederen Classen der Brüdergemeinde. — Der ernster gesinnte Mensch wird nie sich verhehlen können,

[illegible] Wahrheit ist, es wie für den ganzen [illegible] Menschen, so auch für alle Menschen seyn [illegible], so daß, was das Herz des Volks vollkommen befriedigt, auch den Ansprüchen der Erkenntnißkräfte der Gebildeteren genügen muß, und wiederum, was den wenigeren Gebildeten als die höchste Wahrheit einleuchtet, auch vollkommen für die Bedürfnisse des Volks hinreichen müsse. Diese Scheidewand nun hat das Christenthum vollkommen niedergerissen, es fragt nicht: Bist du gebildet oder nicht? sondern: Bist du ein Sünder? Und wie jeder Mensch diese Frage bejahen muß, so hat es für alle nur die Eine Antwort: So thue Buße und glaube an den Herrn Jesum Christum, so wirst du selig. — Eben dies ärgerte den gebildeten Heiden am Christenthum, daß die höheren Classen nichts mehr voraus haben sollten vor dem niedrigen Pöbel. Der gemeinste Christ sprach mit einer Zuversicht über göttliche Dinge, als habe er das Himmlische mit eigenen Augen geschaut — und diese Zuversicht gründete sich freilich auf ein Erlebthaben — über Dinge, die allezeit den Philosophen zweifelhaft gewesen, redete er mit unwandelbarer Gewißheit. Dies setzte den Heiden in Erstaunen, und so sagt der Heide Cäcilius[257]): „Wenn ihr weise seyn wollt, oder auch nur bescheiden, so hört auf,

257) Minucii Octavius c. 12. §. 7. c. 13. §. 1. 11. 12.

über die Zonen des Himmels und die Geheimnisse und Schicksale der Welt zu grübeln, es ist hinreichend, vor die Füße zu schauen, vorzüglich für so ungelehrte, ungebildete, rohe und bäurische Leute, die nicht einmal in bürgerlichen Dingen ein Urtheil haben, geschweige in göttlichen. Wollt ihr aber durchaus philosophiren, so ahmt dem Sokrates nach, der, so oft man ihn um himmlische Dinge befragte, antwortete: „Was über uns, geht uns nichts an." — Eben so spricht Kelsus bei Origenes[258]) seinen Spott aus, daß die Christen, so verachtete und armselige Leutlein, sich so glorreiche Verheißungen für die Zukunft zueigneten, als seien sie über alle andere weise, gute und gelehrte Menschen erhaben. — Es war auch allerdings eine unendliche Gnade Gottes, daß Christus den armen Fischern, Landleuten, Teppichmachern das Privilegium ertheilte, Bürger eines himmlischen Staates des Friedens und der Seeligkeit zu werden, Miterben und Brüder des Sohnes Gottes. Doch wohl dem Menschengeschlecht, daß unser Gott ein so gnadenreicher ist, daß seine Barmherzigkeit uns oft fast unglaublich vorkommt! — Eben so war es auch das Christenthum, welches durch seinen Geist die Sklaverei in der alten Welt aufhob. Daß es verschiedene Arten des bürgerlichen Lebens

---

258) Origenes c. Celsum l. III. c. 30.

gebe, daß es eine dienende und eine befehlende Classe gebe, ist für jede bürgerliche Verbindung unumgänglich nothwendig; allein es soll auch bei den Dienenden Freiheit herrschen. Der Diener soll aus Liebe und Treue nicht durch lebenslänglichen Zwang dem Herrn anhangen. Der Stand der Sklaven machte gewissermaßen die, welche in ihm standen, zu einer niedrigen Art Menschen, und verkennt so die Rechte der Menschenwürde. Wenn man allerdings auch sagen kann, daß der Stand in vielen einzelnen Fällen frei von aller unchristlichen Härte seyn kann, so muß man dennoch zugeben, daß er an sich mit den Rechten der Menschenwürde nicht bestehen kann, und im wirklichen Leben die entwürdigendsten Erscheinungen veranlaßt hat. Betrachten wir nur den armen Helotenstand bei den Spartanern. Eine dürftige, eckelhafte Kleidung, eine Mütze von Hundsfell unterschied sie von allen übrigen Einwohnern; diejenigen, welche zu rüstig wurden, mußten durch mannichfache Mißhandlungen geschwächt werden, und wenn ihre Herren es nicht thaten, wurden sie straffällig; jeder Sklave empfing jährlich eine gewisse Anzahl Schläge, um ihn — an seinen Sklavenstand zu erinnern; Lieder edlerer Art durften sie nicht singen, sondern wollüstige Gesänge; zuweilen mußten sie, zu ihrer völligen Erniedrigung, Spott- und Schmachlieder auf sich selbst singen, unzüchtige Tänze mußten sie zu demselben Zwecke tanzen; um den Söhnen der Spartaner das Laster der

Trunkenheit verhaßt zu machen, bei öffentlichen Versammlungen sich betrinken; wenn ihrer zu viel wurden, brachte man sie meuchlings um, alle Jahre wurde von den jungen bewaffneten Spartanern zu einer gewissen Zeit Jagd auf sie gemacht, und, um ihre Vermehrung zu verhindern, wurden sie mit Dolchstichen getödtet[259]). Wenn nun auch eine ähnliche unmenschliche Behandlung die Sklaven in den übrigen Staaten Griechenlands nicht erfuhren, so war doch auch in ihrer Lage viel Entwürdigendes, wie z. B. daß die Benutzung derselben zur Wollust als etwas sehr Erlaubtes galt und gar nicht selten war. Solon selbst hatte auf dem alten Markte einer Anzahl Sklavinnen als Buhlerinnen einen Tempel angewiesen, wo sie der öffentlichen Lust dienten; daß ferner ihr Zeugniß vor Gericht immer mit den schrecklichsten Foltern begleitet war u. a. m.[260]). Bei den Römern war ebenfalls der Zustand der Sklaverei nichts weniger als erträglich, und besonders kann man aus der Geschichte der Sklaven in der Kaiserzeit lernen, was aus einer so gänzlich vernachlässigten und entehrten Menschenklasse werden kann. Einige Skla-

---

259) Mansos Sparta B. I. Th. 1. S. 137. Potters Griechische Archäologie B. I. S. 147. ff.

260) Siehe über den Gebrauch der Sklaven und Sklavinnen zur Wollust: Reitemeier, Geschichte der Sklaverei in Griechenland, Berlin 1789. S. 31. 42.

ven der Römer, die Ostiarii, lagen beständig in Ketten, wie Hunde, an den Pallästen der Großen; andere wurden in unterirdischen Arbeitshäusern eingesperrt. Ein schreckliches Gesetz war dieses, daß, wenn ein Herr gemordet worden, und man den Mörder nicht entdecken konnte, sämmtliche Sklaven mit Weib und Kindern dem Tode übergeben wurden. Dieses furchtbare Gesetz war schon in der Republik entstanden, und Tacitus[261]) erzählt uns, wie einst bei dem Meuchelmorde des Pedanius Secundus 400 unschuldige Sklaven das Leben verloren. Die Sklaven wurden von den stolzen Römern auch nicht als personae betrachtet, sondern als Sachen (res)! So ächt Römisch verfuhr auch mit seinen Dienern der in manchen andern Rücksichten ausgezeichnete M. Cato. Die Aeußerungen, welche bei dieser Gelegenheit Plutarch in der Lebensbeschreibung des Cato thut, sind merkwürdig. Er sagt[262]): „Daß Cato aber, nachdem er sich seiner Sklaven bis ins Alter wie Viehes bedient hatte, dieselben forttrieb und verkaufte, das muß ich einer gar zu großen Härte zuschreiben, welche meint, daß ein Mensch zum andern in keinen andern Beziehungen stehe, als in denen des Nutzens, während wir doch sehen, daß der Liebe ein größeres Feld ein-

---

261) Taciti Annal. l. XIV. c. 42.

262) Plut. in Vita Catonis. c. 5.

zuräumen ist, als der Gerechtigkeit. Nach Recht und Gesetz können wir nur gegen Menschen verfahren; die Leutseligkeit erstreckt sich aber auch zuweilen wie eine reiche Quelle aus Wohlwollen und Liebe selbst bis auf die unvernünftigen Thiere. Denn aus Wohlwollen geschieht es, daß man Pferde ernährt, die zur Arbeit untüchtig geworden, und Hunde nicht nur auffüttert, sondern auch im Alter pflegt. .... Denn man darf nicht sich der Wesen, die Leben haben, wie Schuhe oder Geräthes bedienen, das man, wenn es zerbrochen und abgenutzt ist durch den Gebrauch, wegwirft, sondern, wenn aus keinem andern Grunde, muß man sich bei diesen schon im Voraus üben sanft und mild zu seyn, damit man so auch Menschenliebe lerne. Ich wenigstens würde nie einen alten Arbeitsochsen verkaufen, geschweige daß ich einen alten Sklaven, der auf demselben Boden mit mir aufgewachsen, und an dieselbe Lebensart gewöhnt ist, gleichsam wie aus seinem Vaterlande vertreiben und für wenige Geldstücken verkaufen sollte, als unnütz dem Verkäufer und den Käufern. Cato aber, der in diesem Stück fast übermüthig war, ließ selbst das Pferd, dessen er sich in Iberien bedient hatte, zurück, um dem Staate das Fahrlohn zu ersparen. Ob dies nun Großherzigkeit oder Kleinigkeitskrämerei war, überlasse ich eines Jeden Beurtheilung." — Und welche schreckliche Beispiele sehen wir in der Kaiserzeit, entweder von grausamen Gebietern, welche ihre

Sklaven weit härter wie das Vieh behandeln, oder von nichtswürdigen Sklaven, die sich durch teuflische Künste der Anschwärzung von Unschuldigen, oder der Aufreizung der Wollust sich in die höchsten Ehrenstellen zu drängen wissen! — Stumm und nüchtern stand dort der unglückselige Jüngling ganze Nächte hindurch am Kissen seines schwelgenden Gebieters, und sein einziges Geschäft war, den Speichel abzuwischen, den Auswurf des sich Uebergebenden schnell zu reinigen oder noch unsauberere Geschäfte zu verrichten. Husten, Niesen, ein leises Zuflüstern unter einander war den Armen ein Hauptverbrechen und störte die Gemüthsruhe des Schwelgers. Die härteste Geißel war der Lohn dafür[263]). Die geringsten Vergehungen zogen die unmenschlichsten Strafen zu. Ein Aufseher über die öffentlichen Schauspiele, der etwas leichtes begangen, ward auf Caligulas Befehl mehre Tage hinter einander mit Ketten gepeitscht, und nicht eher völlig hingerichtet, bis dem Wütherich das faulende Gehirn einen zu großen Gestank verursachte[264]). — Bekannt ist die Erzählung von dem Römischen Großen, dessen Sklave in Augustus Gegenwart ein Krystallgefäß zerbrach, und den er sogleich verurtheilte, den Fischen vorgeworfen zu werden. Der Unglückliche klammerte sich um

263) Seneca Epist. 47.

264) Dio Cassius Hist. l. LIX. c. 27.

die Füße des Kaisers und bat um Fürsprache, doch auch des Kaisers Fürsprache machte auf den Unmenschen keinen Eindruck. Jener aber, im Zorn über eine solche Härte, ließ ihm alle seine kostbaren Gefäße zertrümmern. —

Wir werfen nun noch einen Blick auf das Verhältniß des weiblichen Geschlechts unter den Heiden. Auch dieses wurde von ihnen auf einen niedrigeren Standpunkt gestellt. Erst das Christenthum hat auch dem Weibe eine gleiche Menschenwürde, wie dem Manne, zugeeignet, nur daß das Weib das Göttliche in einer Form darstellt, welche von der des Mannes verschieden ist. Der Heide, dem im roheren Zustande die Streitkraft das Höchste ist, im feineren Zustande das bürgerliche Leben, fand zu beiden das Weib ungeschickt, auch die Kinder-Erziehung ging bei ihm mehr den Körper und den Verstand als das Gemüth an, somit konnte ihm das Weib keinen andern Werth haben, als den einer treuen Sklavin. Hieraus müssen wir uns den vernachläßigten Zustand dieses Geschlechts im Alterthume erklären. Da man von den Weibern alles Böse erwartete, und ihnen in keiner Hinsicht traute[265]), so suchte man ihnen allen Umgang mit der Welt abzuschneiden. Sie hatten einen besonderen Theil des Hauses für sich, und zwar den hintersten,

265) Stobaei Sermones, Sermo LXX. De vituperatione mulierum.

wo sie die obersten Zimmer bewohnten. Jun frauen wohnten in Gemächern, die durch Schl und Riegel verwahrt wurden, sie durften nur n besonderer Erlaubniß aus einem Theil des Ha ses in den andern sich begeben. Wenn sie d Nachts ausfuhren, mußten Fackeln vor dem W gen hergehn. Alte Dienerinnen und Verschn tene bewachten sie, ließen sich aber nicht selt bestechen, ihnen Ausschweifungen zu erlauben[26(] Durch diese unfreie, eingeschränkte Behandlun durch diese Zurückgezogenheit von allem gesellig Leben, mußte den Weibern selbst alle Gelegenh zu geistiger Ausbildung, zur Erlangung von Za heit und Sitte genommen werden. Kein Wu der daher, daß es viele Weiberfeinde gab, welc gar nicht heirathen wollten, deren Aussprüc zum Theil Stobäus gesammelt hat[267]). Die hielten sich gewöhnlich an die Knabenliebe, we wegen die Ehe auch bei den Alten vornämli als politisches Institut betrachtet wurde, wie w dies schon oben von den Spartanern insbeso dere bemerkten. In einem Werke, welches de Pythagoräer Okellus Lukanus zugeschrieb wird, und welches wahrscheinlich Bruchstücke ur Gedanken desselben enthält, werden folgen

---

266) Potters Griechische Archäologie B. II. S. 564.

267) Stobaei Sermones, Sermo LXVI. Quod n expedit uxorem ducere.

Grundsätze über die Ehe ausgesprochen [268]). „Zur Leitung in der Veranstaltung der Eheverbindungen, muß das Gesetz auf der einen Seite, auf der andern Besonnenheit und Gottesfurcht dienen. Und zwar ist die erste Vorschrift, nicht der Lust wegen Kinder zu zeugen, sondern zur Erhaltung des Ganzen, davon der Mensch ein Theil ist. Eben so fehlen auch diejenigen, welche bei Wahl der Gattinnen an etwas anders als das allgemeine Beste denken. Eintracht muß bei Eheleuten vorausgesetzt werden, Einheit der Gesinnung, sonst entstehet in den einzelnen Familien Zwietracht, und da der Staat aus Familien besteht, auch im Staate." — So politisch waren die Rücksichten, welche die Besseren bei der Ehe genommen wissen wollten. Lykurgus wollte durchaus keinen Hagestolzen dulden. Als Strafe derselben setzte er fest, daß sie alle Winter auf Befehl der Ephoren nackend auf dem Marktplatz erscheinen und Spottlieder auf den Hagestolz singen mußten, daß sie bei den Kämpfen der halb nackenden Mädchen nicht zugegen seyn durften, und daß drittens sie bei einem Feste öffentlich von Weibern um einen Altar geschleppt und mit Fäusten geschlagen wurden [269]). — Eine Ehe aber, die auf diese entwürdigende Weise

268) Ocelli Lucani, De natura rerum, ed. Rudolphi, c. 4. p. 39.

269) Plut. in Vita Lycurgi. Athenaei Deipn. l. XIII.

erzwungen worden, was konnte sie Ehrwürdiges, was Zartes haben? — Wie wenig die Verbindung der Ehe in ihrer Würde und Bedeutsamkeit bei den Griechen aufgefaßt worden, zeigt uns besonders das Beispiel Platos, welcher für seinen idealischen Staat (im fünften Buch der Republik) die Gemeinschaft der Weiber vorschlagen konnte. Wie zweckwidrig für den Staat sowohl, als für den Einzelnen, dieser Vorschlag sei, zeigte schon Aristoteles treffend [270]). Aristoteles bemerkt richtig, das Bedürfniß der Einzelnen werde auf diese Weise doch nicht befriedigt, es würden dann wohl alle insgesammt sagen können: dies ist meine Frau, aber jeder Einzelne würde dies doch nicht sagen können; nie werde eine Sache schlechter besorgt, als wenn sie Mehren zugleich angehöre, wo Jeder den andern sorgen lasse, so würde auch alsdann die Kindererziehung in den größten Verfall gerathen; überhaupt würde in einem solchen Staate, bei so gar großer Gemeinschaft der Güter nur eine wässerige, nie eine kräftige Liebe statt finden können, weil kein Mensch irgend etwas eigen hätte, während der Mensch doch immer am meisten liebt, was ihm am eigensten ist." — Die Schüler des Sokrates und Plato erkannten noch am meisten die Würde des Wei-

---

270) Aristoteles, Politica, l. II. c. 2 — 18. ed. Schneider

des an. Sokrates selbst sagt sehr richtig[271]: „Durch Vieles, ihr Männer, wie auch durch das, was dieses Mädchen thut, wird es klar, daß die weibliche Natur in nichts der männlichen nachsteht, nur ermangelt sie der gehörigen Einsicht und Kraft. Wenn also einer von euch ein Weib hat, so lehre er sie nur mit guter Zuversicht, was irgend er wünscht, daß sie verstehe.“ — Und das schönste Ideal, was das Alterthum von einem edeln Weibe und von der Absicht der Eheverbindung kennt, giebt wohl Plutarch in seiner Schrift: Rathschläge an Ehegatten, welche er an zwei Neuvermählte schrieb. Er macht darin unter andern auf Folgendes dieselben aufmerksam: „Kein Weib wolle ihren Mann durch Künste der Buhlerei und Lust an sich zu fesseln suchen, es würde ihr so gehen, wie denen, welche durch künstliche Lockspeisen die Fische zu fangen suchen, sie fangen sie wohl leicht, aber die Lockspeise macht sie ungenießbar. So muß alsdann ein solches Weib Jahre lang mit einem schlaffen und unverständigen Manne leben. Diejenigen aber, welche lieber über unverständige Männer gebieten wollen, als verständige anhören, gleichen denen, welche lieber Blinde auf dem Wege leiten wollen, als Sehenden und den Weg Kennenden nachfolgen. Ueberhaupt muß das Weib am meisten die

271) Xenophontis Convivium c. 2. p. 161. edit. Schneider.

sittlichen und practischen Vollkommenheiten zu erlangen suchen. — In einem weisen Ehestande muß jede Handlung von beiden gleichgestimmten Gatten ausgehn, doch muß des Mannes Leitung durchschimmern, wie, wenn auch zwei Stimmen zusammentönen, doch die tiefere die Melodie leitet. Doch leite das Weib den Mann nicht mit Schelten und Zürnen, sondern durch liebevolle Sanftmuth. Also hat die Sonne den Nordwind besiegt. Da dieser den Reisenden zwingen wollte, seinen Mantel abzulegen und stürmte und tobte, hüllte jener sich desto fester ein. Als aber die milde Sonne mit ihrem erwärmenden Strahle aus den Wolken hervortrat, legte der Wandrer nicht nur den Mantel, sondern auch das Obergewand ab. — Harmonie und Gleichgesinntheit ist die Seele der Ehe. Ein Spiegel, mit prächtigen Steinen besetzt, kann nichts helfen, wenn nicht das Antlitz ähnlich sich abspiegelt. So nutzt dir auch keine Gattin mit allen möglichen Vollkommenheiten, wenn sie nicht ein Abbild deiner Gesinnung ist. Das Weib muß weinen können mit dem weinenden Manne, und lachen mit dem lachenden. Plato sagte, glücklich sei die Stadt zu nennen, wo kein Unterschied zwischen Mein und Dein wäre, also muß es noch viel mehr bei einer Ehe seyn. Ja, wie die Aerzte sagen, wenn die linke Seite geschlagen wird, fühlt es die rechte, so muß das Weib und der Mann im größten wechselseitigen Mitgefühl leben.

leben. — Und so wie die Frau alles mit dem Manne gemein haben muß, so endlich auch die Freunde und zwar vornämlich die größten aller Freunde, die Götter. Sie darf keine anderen Götter verehren, denn ihr Gatte. — Du nun, mein lieber Pollianus[272], der du schon im Alter bist, wo du philosophiren kannst, schmücke deine Gesinnung mit trefflichen Gedanken aus, indem du nur mit Nützlichem dich beschäftigest; deinem Weibe aber, wie die Bienen überallher das Gute zusammenführend, theile mit von dem, was du in dir trägst, sie bekannt machend mit den besten der Lehren.

Denn Vater bist du ihr worden und verehrungswürdige Mutter,
Ja auch Bruder.

Eben so geziemend ist es aber auch, daß du hörest, wenn das Weib spricht: Mann, du nun bist mir Lehrer, und Anweiser und Unterrichter der herrlichsten und göttlichsten Dinge. Denn wenn du deine Frau in solchen Dingen unterrichtest, wird sie von albernen Zeitvertreiben der Weiber abgebracht werden. Ein Weib, das die Meßkunst gelernt hat, wird sich schämen, zu tanzen, und die, welche Platos Worten und Xenophons sich freut, wird keine Zaubergesänge mit anhören. Ohne den Mann können Weiber keine Kinder zeugen, so muß der Mann auch in die

272) Plut. Conjug. Praec. c. 48.

Seele des Weibes den geistigen Samen streuen, um geistige Frucht zu Tage zu fördern. Du aber, Euridike! suche stets die weisen und guten Aussprüche im Sinne zu behalten, und jene Reden immer im Munde zu führen, die du gehört hast, als du noch bei uns warest, damit du deinen Mann erfreuest, von den andern Weibern aber bewundert werdest, daß du, von Niemandem geputzt, dennoch geschmückt erscheinest. Die Perlen jener Reichen, die Seide jener Ausländischen kannst du für vieles Geld nicht erkaufen. Der Schmuck aber einer Theano, Kleobuline, Timoklea, der alten Claudia und Cornelia, und was sonst noch für berühmte Frauen gewesen sind, diesen Schmuck kannst du umsonst dir verschaffen, und dabei zugleich ruhmvoll und glücklich leben. Denn wenn Sappho sich so viel einbildete, wegen ihrer Geschicklichkeit im Dichten, so daß sie an ein reiches Weib schrieb: „Bist du gestorben, so wirst du im Grabe liegen, deiner wird keiner mehr gedenken, denn du besitzest nicht die Pierischen Rosen.“ — wie solltest du nicht auf dich stolz seyn dürfen, wenn du nicht blos die Rosen, sondern auch die Früchte besitzest, welche die Musen bringen und spenden denen, die Bildung und Weisheit erstreben?“ — Ein schönes Bild einer heidnischen Ehe edlerer Art! wie wenige mag es aber deren gegeben haben, und wie weit steht es ab von dem, was eine christliche Ehe seyn soll. Denn nicht auf die Mitglieder der christlichen Kirche, wie sie sind,

müssen wir blicken, sondern wie sie nach der apostolischen Weisheit seyn sollen, und da, wo sie durch Bekehrung und Wiedergeburt zugleich Mitglieder der unsichtbaren Gemeinde geworden, auch wirklich sind. Wie jedem Bestreben des Heiden, so fehlt auch einer solchen heidnischen Ehe die höhere Einheit des geistigen Lebens. Diese höhere Einheit verleiht den christlichen Ehegatten Christus, als der Gegenstand ihrer beiderseitigen Liebe. Erst dadurch, daß Christus der Mittelpunkt aller ihrer Bestrebungen wird, bekommt ihr Leben eine himmlische Weihe, eine priesterliche Gestalt. Der Mann liebt nicht mehr in dem Weibe das Weib, sondern die Verklärung seines sie durchdringenden und beselenden Erlösers, und so liebt das Weib nicht blos im Manne den Mann, sondern den ihn erfüllenden Geist ihres Herrn. Das Ziel ihres Lebens ist nicht, wie selbst noch in jener Platonischen Ehe, die Annehmlichkeit des Lebens selbst, sondern die Verklärung in das Bild Christi, und wie der Gatte hier besonders die Paulinische Seite des christlichen Lebens auffassen wird, wie von ihm auf das Weib Glaubensstärke, freudige Wirksamkeit, unerschütterliches Vertrauen übergehen wird, so wird die Gattin besonders die Johanneische Seite des Lebens in Christo erfassen, und Gemüthsstille, Sanftmuth, Geduld in des Mannes Seele einzuflößen wissen. In dem Kreise ihrer Kinder werden sie sich nicht blos als Erzeuger und Pfleger derselben für ein irdisches Leben befinden,

sondern sie werden sich ansehn als Priester und Priesterin Gottes, als solche, welche einen neuen Bürger des Himmels geboren haben, den sie nun geschickt machen sollen in die himmlische Gemeinde aufgenommen zu werden. Und wiederum werden die Kinder nicht blos durch das Band der irdischen Liebe an sie gebunden seyn, sie werden auch durch die wunderbare Sympathie der geistlichen Liebe, welche von der Schrift recht mystisch „in Christo" genannt wird, sich an sie gekettet fühlen; indem sie in Vater und Mutter auch ihre Wegweiser zum Herrn anerkennen, wird der Geist des Herrn sie unzertrennlich mit denselben vereinigen.

Dies führt uns zu einer verwandten Betrachtung, zu der über die Erziehung bei den Alten. Die große Wichtigkeit derselben erkannten sie an. Sokrates bei Plato[273]) sagt hierüber zu einem, welcher ihn über die Erziehung seines Sohnes befrägt: „Berathschlagung überhaupt ist eine heilige Sache. Ist aber irgend eine Berathschlagung heilig, so ist es die, welche wir jetzt anstellen wollen. Denn der Mensch kann über nichts Göttlicheres berathschlagen, als über seine eigne und seiner Angehörigen Erziehung." — Und Plutarch[274]): „Zu dem vollkommenen Zustande

273) Platonis Theages. p. 5. ed. Bekker.

274) Plut. de liberis educandis, c. 4. 5. 6.

eines Menschen muß ein Dreifaches mitwirken: Natur, Lehre und Uebung. Wenn aber jemand meint, daß die, welche mit schlechten Anlagen geboren sind, durch sorgfältige Lehre und Pflege nicht im Stande wären die Mängel ihrer Natur zu ersetzen, der wisse, daß er gar sehr irrt. Vernachläßigung verdirbt die Trefflichkeit der Natur, aber Unterrichtung veredelt die Schlechtigkeit derselben. Wassertropfen höhlen Felsen aus. Ja es wird selbst, was wider die Natur durch Anstrengung erstrebt wird, trefflicher, als was der Natur eigenthümlich. — So wie die Leibesglieder des Kindes gleich von der Geburt an gepflegt und geübt werden müssen, um nicht zu verkrummen, so müssen auch gleich von Anfang an die Sitten der Kinder gehörig gebildet werden, wenn sie gerad' werden sollen; denn alles, was jung ist, ist noch feucht und weich, nimmt also leicht die Eindrücke an. — Der Quell und die Wurzel einer edeln Gesinnung ist eine angemessene Erziehung. Daher hatte Krates nicht unrecht, der auf den höchsten Ort der Stadt sich stellte und ausrief: „O ihr Menschen! wohin laßt ihr euch reißen, die ihr den Erwerb des Vermögens über alles schätzet, euch aber wenig kümmert um die Söhne, denen ihr all' jenes Vermögen hinterlasset?" — Allein zuerst ist hiebei zu bemerken, daß das Hauptaugenmerk bei Erziehung der Kinder nur das war, sie zu rechten Staatsbürgern zu bilden, daß also, eben so wie bei den

Ehen der Heiden, auch bei dem Verhältniß zwischen Aeltern und Kindern von der einen Seite jene zarteren Banden persönlicher Liebe unbeachtet blieben, welche Kind und Aeltern vereinen sollen, auf der andern Seite fehlte auch hier die Beziehung des Lebens des Kindes zu einer höheren Weltordnung, der jeder Mensch bei seiner Geburt geweiht, und durch die ganze Bildung seines Lebens einverleibt werden soll. — Plato in seiner Republik und im Buche von den Gesetzen, widmet eine vorzügliche Sorgfalt der Theorie der Erziehungskunde. Allein er kennt auch keinen höheren Gesichtspunkt derselben, als den der Uebereinstimmung mit den Staatsgesetzen. So sagt der Athener in dem Buche von den Gesetzen [275]. „Zum dritten und viertenmal läuft unsere Betrachtung auf das Ergebniß hinaus, daß Erziehung die Hinziehung und Hinleitung der Knaben zu demjenigen sei, was das Gesetz billigt, und die Verständigsten und Aeltesten durch die Erfahrung als das Beste erkannt haben.“ — Und mit derselbigen Rücksicht sagt Aristoteles [276]: „Niemand dürfte bezweifeln, daß der Gesetzgeber ganz besondere Acht haben muß auf die Erziehung der Jugend. Denn geschieht dies nicht in den Staaten, so verdirbt die Staatsverfassung. Es muß nämlich der

---

275) Plato de legib. l. II. p. 245. ed. Bekker.

276) Arist. Politica, l. VIII. c. 1. ed. Schneider.

Bürger einer jeden Verfassung auch ihr gemäß leben, indem die eigenthümliche Gesinnung jeder Verfassung diese selbst erhalten hilft, die demokratische Gesinnung die Demokratie, die oligarchische die Oligarchie, und die beste Gesinnung wird immer die beste Verfassung erzeugen.“ — Zufolge dieser politischen Betrachtungsweise der Erziehung wurde denn auch von den Weisen der alten Welt der Staat als der vornehmste Erzieher vorgestellt. Die Gesetze sollten die rechte Bildung der Jünglinge bewirken. Daher fällt bei Plato die Erziehungskunde der Jugend zusammen mit dem Auffinden der besten Staatsgesetze. Er konnte indeß auch darum schon keine Erziehung im wahren Sinne des Worts kennen, da er die Gemeinschaft der Weiber gebilligt hatte. Aristoteles rügt nun zwar dies, wie wir gesehen haben, allein der Einfluß, den er den Aeltern auf die Erziehung gestattet, ist doch auch nur ein sehr untergeordneter. Als das Hauptmittel derselben nimmt auch er die Gesetze an [277]), „doch können die Staatsgesetze nur allgemeine Regeln liefern, das Besondere müssen die Aeltern durch die Erfahrung lernen, denn dieses ist etwas Zufälliges. So wird z. B., sagt Aristoteles, der Arzt allen Fieberkranken insgemein Enthaltsamkeit von Nahrung und Ruhe rathen, es kann aber auch Einzelne geben, denen dies

277) Aristot. Ethica ad Nicom. l. X, c. 9.

nicht dienlich ist.“ — Und in der Politik sagt derselbe [277]): „Da das Ziel des Staates nur eines ist, so ist klar, daß auch die Erziehung nur eine und zwar nothwendige seyn kann, und daß hiefür alle insgesammt und nicht Jeder besonders sorgen müssen, wie etwa jetzt Jeder besonders für seine Kinder sorgt, indem er ihnen besonderen Unterricht ertheilt, und welchen er will. Zugleich muß auch Keiner meinen, er sei sein eigner Bürger, sondern alle sind Bürger des Staats, denn ein Jeder ist ein Theil des Staats, jeder einzelne Theil muß aber nicht auf das blicken, was ihm allein fördersam ist, sondern was dem Ganzen.“ — Zwar war nun eine solche durchgehende Unterordnung des Einzelnen unter das Allgemeine in keinem Staate möglich geworden, als im Spartischen, allein in mehrern Hinsichten fand sie doch in allen Griechischen Staaten, statt wurde wenigstens überall angestrebt. Nun ist es aber gänzlich unmöglich, daß die staatliche Erziehung die älterliche ersetzte. Denn nach den höchsten Begriffen von Erziehung, und das sind eben die christlichen, soll ja das Kind durch die geheimnißvolle Gemeinschaft der Liebe, in der es zu den Aeltern lebt, ohne Vorsetzung irgend eines Gebotes, sich gleichsam einleben in das höhere Leben der Aeltern, und so nicht nur für die Befolgung der Gesetze des irdischen, sondern des

---

277) Aristot. Politica, l. VIII. c. 1.

himmlischen Staates Christi gebildet werden [279]. Was wären Ehe-Verbindungen ohne die Freuden der Kinder-Erziehung, ohne den Genuß der Aeltern das Bild ihres eignen geistigen Lebens auf das Kind übergetragen zu sehen? Auch kann ja nur die wahre Liebe des Kindes zu Vater und Mutter auf der von ihnen empfangenen geistigen Mittheilung, auf der geistigen Zeugung beruhen. Ferner ist zu betrachten, wie wenig durch eine solche Erziehung, wo jeder Einzelne den Formen des Staates, in denen er lebt, angepaßt wird, die geistigen, höheren Anlagen des Menschen entwickelt wurden. Zuerst mußte für göttlicher gesinnte Gemüther, die wie Anaxagoras nicht Bürger irgend eines irdischen, sondern himmlischen Staats zu seyn wünschten, es höchst lästig und beengend seyn, ihren Geist, der Grund und Wesen aller Dinge, Himmel und Erde zu umfassen strebte, gleich bei seinem Entfalten in den engen Kreis von den Geschäften und Einrichtungen eines kleinen Staats gebannt zu sehen. Wenn nun auch freilich in anderen Griechischen Staaten, als dem Spartanischen, die Jünglinge selten von Staatswegen genöthigt wurden, eine gewisse Lebensart einzuschlagen, so hatten doch die Aeltern bei den Bestrebungen

279) Ein solches sich Einleben in den Geist der Familie erkennt auch Cicero an Orat. pro Rabirio c. 2 nur freilich nicht in der rechten Tiefe.

der Jünglinge keinen andern Maaßstab, als das Gemeinsame des Staats; was diesem nicht förderlich schien, dünkte Schwärmerei und Ueberspanntheit. Wir sehen dies auf eine merkwürdige Weise in der Geschichte des Sokrates. Wiewohl Sokrates die Sophisten lebhaft bekriegte, welche sich in unnützes, für das Leben fruchtloses Spintisiren über dem Menschen unerreichbare Dinge verloren, und dagegen bei den Jünglingen, die sich an ihn anschlossen, auf die Veredelung des Herzens und Selbstverläugnung im Leben drang, so erschien dies den ganz irdisch gesinnten Athenern, die nichts Höheres kannten, als den alltäglichen Gang der Staatsangelegenheiten, dennoch viel zu weit gegangen, und Aristophanes spottete mit Beifall des Sokrates, als eines Sophisten und Grüblers über weit entlegene Dinge (μετεωρα φροντιζων). Es wurde aber nicht blos im Allgemeinen durch eine solche staatliche Ausbildung und Erziehung der Geist des tieferen Jünglings beengt und eingeschränkt, sondern das Gemüth, das Herz blieb dabei völlig vernachläßigt. Liebe ist es, welche im Menschen das tiefste Leben aufregt, und jeder niedere Grad der Liebe bahnt den Weg zu einem höheren. So soll die Liebe zu den Menschen, wenn sie zart entwickelt wird, den Weg zur Liebe Gottes bahnen. Die erste Liebe aber, auf die sich der Mensch, wenn er in die Welt tritt, hingewiesen sieht, ist die kindliche Liebe. Je zarter diese entwickelt wird, desto reiner und göttlicher

wird jede andere Liebe werden, deren uns das Leben fähig macht. Da nun bei den Alten die Genüsse des Familienlebens völlig unbekannt waren, da der Mensch von Kindheit an sich nur auf eine größere Gemeinschaft hingewiesen sah, der er sich doch nicht mit aller Wärme des Herzens anschließen konnte, so blieb auch sein innerer Mensch gerade von der zartesten Seite des geistigen Lebens unausgebildet. —

Es ist indeß hiebei noch zu bemerken, daß das über die heidnischen Ehen und die Kinder-Erziehung Gesagte von den Römern in geringerem Maaße gilt, als von den Griechen. Vermöge der Keuschheit nämlich, die durch die ernstere Römische Religionslehre erzeugt worden, war die eheliche Liebe hier inniger und wärmer, auch war das Weib lange nicht so eingeschränkt, als bei den Griechen. Der Erfolg dieser wärmeren und innigeren Gatten-Verhältnisse zeigte sich nun auch in der Erziehung. Die Römer hatten solche Mütter, wie die treffliche Cornelia, und Väter, so ernst für die Ausbildung ihrer Kinder besorgt, wie Cato. Die Gesinnungen des letzteren über Ehe und Erziehung, giebt uns Plutarch in seiner Lebensbeschreibung desselben [280]): „Er wählte lieber eine edelbürtige als reiche Frau, glaubend, es habe zwar beides Gewicht und Grund, die edelbürtigen aber, das Schlechte ver-

280) Plut. Vita Catonis M. c. 20.

schmähend, seien eher ihren Gatten zu allem Edeln bereitwillig. Wer seine Gattin oder sein Kind schlage, sagte er, lege an das größte Heiligthum die Hand. Er halte es für etwas weit Lobenswertheres, ein guter Gatte, als ein großer Senator zu seyn. Auch am Sokrates bewundere er nichts mehr, als daß er bei einem bösen Weibe und nichtswürdigen Kindern sanftmüthig und ruhig sich verhielt. Da ihm nun ein Knabe geboren war, hielt er kein Geschäft, es sei denn ein Staatsgeschäft, für so wichtig, als dabei zu seyn, wenn seine Gattin es wusch und windelte. Denn sie stillte es mit eigner Milch. Oft auch die Kindlein der Sklaven an die Brust legend, suchte sie diesen Zuneigung zu ihrem Sohn einzuflößen. Wenn seine Kinder Verstand zu bekommen anfingen, nahm er sie selbst und lehrte sie die Schulwissenschaften, wiewohl er einen trefflichen Sklaven hatte, der sich darauf verstand und viele andere Kinder lehrte. Cato sagte, er wollte nicht, daß sein Sohn von Sklaven gescholten oder geschlagen würde, noch auch, daß er für solche Kenntnisse einem Sklaven Dank zu wissen habe." — Immer ist diese Sorgfalt des Römers für sein Kind rühmlich anzuerkennen, wenn er auch freilich den Punkt nicht trifft, darauf alles ankommt, nähmlich den, welchen Paulus als den Hauptpunkt aller Erziehung ansieht. Eph. 6, 4. —

So haben wir denn gesehen, wie das Hei-

müssen wir blicken, sondern wie sie nach der apostolischen Weisheit seyn sollen, und da, wo sie durch Bekehrung und Wiedergeburt zugleich Mitglieder der unsichtbaren Gemeinde geworden, auch wirklich sind. Wie jedem Bestreben des Heiden, so fehlt auch einer solchen heidnischen Ehe die höhere Einheit des geistigen Lebens. Diese höhere Einheit verleiht den christlichen Ehegatten Christus, als der Gegenstand ihrer beiderseitigen Liebe. Erst dadurch, daß Christus der Mittelpunkt aller ihrer Bestrebungen wird, bekommt ihr Leben eine himmlische Weihe, eine priesterliche Gestalt. Der Mann liebt nicht mehr in dem Weibe das Weib, sondern die Verklärung seines sie durchdringenden und beselenden Erlösers, und so liebt das Weib nicht blos im Manne den Mann, sondern den ihn erfüllenden Geist ihres Herrn. Das Ziel ihres Lebens ist nicht, wie selbst noch in jener Platonischen Ehe, die Annehmlichkeit des Lebens selbst, sondern die Verklärung in das Bild Christi, und wie der Gatte hier besonders die Paulinische Seite des christlichen Lebens auffassen wird, wie von ihm auf das Weib Glaubensstärke, freudige Wirksamkeit, unerschütterliches Vertrauen übergehen wird, so wird die Gattin besonders die Johanneische Seite des Lebens in Christo erfassen, und Gemüthsstille, Sanftmuth, Geduld in des Mannes Seele einzuflößen wissen. In dem Kreise ihrer Kinder werden sie sich nicht blos als Erzeuger und Pfleger derselben für ein irdisches Leben befinden,

sondern sie werden sich ansehn als Priester und Priesterin Gottes, als solche, welche einen neuen Bürger des Himmels geboren haben, den sie nun geschickt machen sollen in die himmlische Gemeinde aufgenommen zu werden. Und wiederum werden die Kinder nicht blos durch das Band der irdischen Liebe an sie gebunden seyn, sie werden auch durch die wunderbare Sympathie der geistlichen Liebe, welche von der Schrift recht mystisch „in Christo" genannt wird, sich an sie gekettet fühlen; indem sie in Vater und Mutter auch ihre Wegweiser zum Herrn anerkennen, wird der Geist des Herrn sie unzertrennlich mit denselben vereinigen.

Dies führt uns zu einer verwandten Betrachtung, zu der über die Erziehung bei den Alten. Die große Wichtigkeit derselben erkannten sie an. Sokrates bei Plato[273]) sagt hierüber zu einem, welcher ihn über die Erziehung seines Sohnes befrägt: „Berathschlagung überhaupt ist eine heilige Sache. Ist aber irgend eine Berathschlagung heilig, so ist es die, welche wir jetzt anstellen wollen. Denn der Mensch kann über nichts Göttlicheres berathschlagen, als über seine eigne und seiner Angehörigen Erziehung." — Und Plutarch[274]): „Zu dem vollkommenen Zustande

273) Platonis Theages. p. 5. ed. Bekker.

274) Plut. de liberis educandis, c. 4. 5. 6.

Andere wichtige Menschenopfer macht Clemens Alexandrinus [282]) nahmhaft: „Eure Götter forderten, wie Seuchen Städte und Völker durchziehend, grausame und blutige Opfer. Aristomenes der Messenier schlachtete dem Zeus Ithometes dreihundert Menschen und darunter Theopomp, den König der Lakedämonier. Die Taurier, die am Taurischen Chersones wohnen, pflegten alle Fremden, welche aus Irrthum oder vom Sturm verschlagen an ihrer Küste landeten, sofort der Taurischen Artemis zu opfern. Zu Pella in Thessalien ward ein Achäer dem Peleus und Chiron geopfert. Das Kretische Volk der Lyktier pflegte ebenfalls einen Menschen zu schlachten. Ein gleiches Opfer brachten nach Dosidas Erzählung die Lesbier dem Dionysos. Pythokles erzählt, daß die Phokäer einen ganzen Menschen der Taurischen Diana verbrannten. Erechtheus der Attiker und der Römer Marius opferten ihre beiden Töchter, der erstere der Persophone, Marius den Diis averruncis." — Konnte doch selbst Aristides die drei Söhne der Schwester des Persischen Königs, die er gefangen nahm, dem Dionysos Omestes opfern [283]), auch Themistokles opferte mehre vornehme Perser. Wie Dionysius von Halicarnassus erzählt [284]), pfleg-

282) Clem. Alex. Protreptikos, c. 3. init.

283) Plut. Vita. Aristidis c. 9.

284) Euseb. Praep. Evang. l. III. c. 16.

ten die Römer noch bis in die spätesten Zeiten alljährlich gegen die Mitte Mai, in der Frühlings-Nachtgleiche unter Begleitung der Praetoren und Vestalischen Jungfrauen nach der Tiber zu ziehen, und dreißig Bilder von Menschen in den Fluß zu werfen, zum Andenken an die früheren Menschenopfer. Und Livius benachrichtigt uns, daß einst bei einer großen Gefahr des Staates ein Gallier und eine Gallierin den abwendenden Göttern begraben wurde. Wohl bemerkt bei Erzählung dieser grausamen Gottesdienste mit Recht Lactantius[285]: „Wie könnten jene Götter ihnen mehr thun, wenn dieselben auf sie stets zürnten, als jetzt, wo sie deren Begütigung so grausam erkaufen müssen!" — Was nun den Geist der Humanität in dem bürgerlichen Leben betrifft, so gründete sich derselbe vornämlich auf die gemeinsame Liebe des Vaterlandes. Da die Liebe des Vaterlandes aber auf einer verfeinerten Selbstsucht beruht, so war sie nicht stark genug, die Wirkungen der Selbstsucht, die an und für sich schon den Einzelnen leitete, zu unterdrücken. Wo also jene feinere Selbstsucht, welche um ihres eigenen Vortheils willen darauf bedacht war, den Staat und die Mitbürger zu erhalten, nichts zu befürchten hatte, da trat auch der Hochmuth und die Habsucht der Einzelnen ungebunden wieder hervor. Es entbehrte daher selbst das öffentliche

285) Lactant. Institut. l. I. c. 21.

liche Leben vieler Einrichtungen der Liebe, welche erst das Christenthum veranlaßt hat. Auch hier müssen wir daran denken, daß das lebendige Christenthum keinesweges die ganze äußere christliche Kirchengemeinschaft durchdrungen hat, daß man daher, was der Geist Christi auch in dieser Rücksicht wirke, nur hie und da schauen kann, wo das christliche Leben einzelne Gemeinden angeflammt hat, vornämlich aber beim Eintritt des Christenthums in die Welt. — Die Liebe, welche die Glieder der ersten christlichen Gemeinden zusammenknüpfte, zumal in einer Zeit, wo die Sittenverderbniß, Treulosigkeit und Menschenfeindlichkeit im Römischen Reiche den höchsten Grad erreicht hatte, setzte alle Heiden in Erstaunen. Der Heide Cäcilius bei Minutius Felix [286]) sagt von den ersten Christen: „Diese Geistesübereinstimmung der Christen muß ganz verdammt und vernichtet werden. Sie kennen sich durch verborgene Zeichen und Merkmale, und lieben sich gegenseitig, ehe sie sich kennen; hie und da mischt sich auch bei ihnen eine wollüstige Religiosität ein, sie nennen sich wechselseitig Brüder und Schwestern.“ Oft hörte man die Heiden in Bezug auf die Jünger Christi erstaunungsvoll ausrufen: Seht wie sie sich lieben [287])! — Ja wohl mußte den

---

286) Minutii Octavius, c. 9. § 2.

287) Tert. Apol. c. 39.

Heiden eine solche Bruderliebe unbegreiflich seyn, denn wo noch die Selbstsucht herrscht, da ist die Liebe nicht ungefärbt, die Selbstsucht aber muß da herrschen, wo Christus noch nicht unser Leben geworden ist. Da nun jeder Christ nicht mehr das Seine sucht, sondern das, was seines Herrn ist, so ist auch nur unter wiedergebornen Christen eine wahre Liebe möglich. Und eben die Ermangelung dieser wahren, ungefärbten Liebe war ein Mangel des bürgerlichen Lebens der Heiden im Allgemeinen. Dagegen bewies sich der Seegen des christlichen Geistes der Liebe auch in manchen öffentlichen Einrichtungen. Er bewies sich in der Aufhebung der Fechterspiele, welche Aufhebung das Christenthum veranlaßte, da dieselben in den Gemüthern der Kämpfer wie der Zuschauer den Sinn einer wilden Grausamkeit ernähren mußten. Selbst Heiden besserer Art hatten schon daran Anstoß genommen. So erzählt Lukian von dem Kyniker Demonax [288]), daß derselbe, als die Athener einst ein großes Schauspiel von Kampffechtern geben wollten, zu ihneu herangegangen sei, sagend: „Thut dies nicht, ohne vorher euern Altar der Barmherzigkeit umgestürzt zu haben." — Wie viel mehr mußten die Christen das Unmenschliche in diesen Lustbarkeiten fühlen. — Jener Geist der Liebe äußerte sich in der Gerichtspflege, in welche

288) Luciani Demonax, c. 57.

Hernachmals das Christenthum in dem Maaße, in dem es in den verschiedenen Staaten durchdrang, einen milderen und menschenfreundlicheren Sinn übertrug, indem es z. B. die Kreuzigung aufhob, die Folter, das Vorwerfen vor wilde Thiere u. a. m., in der Lebensweise der verschiedenen Menschenklassen, welche einen milderen Charakter annahm, und endlich in der Errichtung von milden Stiftungen, Armenhäusern, Krankenhäusern, freien Herbergen für hülfsbedürftige Fremdlinge und mehren Anstalten dieser Art, welche dem Heidenthum fast gänzlich fremd gewesen waren, so daß die erste Errichtung von Krankenhäusern allgemeines Aufsehn unter den Heiden [289]) verursachte.

Wir schließen diese Betrachtung über die Einflüsse des Heidenthums mit den begeisterten Worten des Bischofs Athanasius, in denen er die weit um sich greifende Gewalt und umgestaltende Kraft des Evangelii schildert [290]): „Wer unter den Menschen hätte wohl so weit durchdringen können bis zu den Skythen, den Aethiopern, den Persern, den Armeniern, den Gothen oder zu denen jenseit des Oceans oder jenseits Hyrkanien oder aber an die Aegypter und Chaldäer sich wenden; an diese, welche Magie treiben und von Aberglauben ganz beherrscht

289) Hieronymi Ep. 26.

290) Athan. Opp. T. I. p. 105.

werden, an jene, welche wild in wüsten Gegenden hausen, und beiden mit Muth und Weisheit predigen gegen die Anbetung der Götzen? — Wer hätte dies gekonnt, wenn nicht der Herr des Alls, die Kraft Gottes, unser Herr Jesus Christus? Er, welcher nicht blos durch seine Jünger dort predigen ließ, sondern auch jenen Völkern die innerliche Ueberzeugung mittheilte, so daß sie hinfort nicht mehr den vaterländischen Göttern opferten, und fahren ließen die Rohheit der Sitten. Denn früher, da Griechen und Barbaren den Göttern dienten, kämpften sie stets unter einander grausam gegen ihre eigenen Blutsverwandten, ja es konnte überhaupt Niemand Meer und Land durchreisen, ohne die Hand mit Schwerdtern zu bewaffnen wegen des unvorsichtichen, wechselseitigen Kampfes. Vielmehr war ihr ganzes Leben ein Waffendienst, ihr Stab war das Schwerdt, die Stütze aller Hoffnungen. Wiewohl sie nun hiebei immerwährend den Göttern dienten, hat dies doch nicht ihren Sinn zu ändern vermocht. Kaum aber traten sie über zu Christi Lehre, so verschwand die Rohheit und das Morden, nachdem auf wunderbare Weise im Innern das Gemüth zerknirscht worden. — Welcher bloße Mensch hat je so viel vermocht, im Streite aufzutreten gegen den gesammten Götzendienst, das gesammte Dämonenheer, die ganze Magie, die gesammte griechische Weisheit und dieses alles durch einen einzigen Umschwung zu überwinden?" —

V.

Ueber das Studium der classischen Litteratur.

Mit wenigen Worten berühren wir noch diesen Punkt am Ende der Betrachtungen, die sich insgesammt hierauf bezogen. Aus den obigen Beurtheilungen des Heidenthums wird sich der Werth ergeben, den in sittlicher Hinsicht die classische Litteratur haben kann. Da der Geist des Heidenthums nicht blos dem Grade, sondern auch dem ganzen Wesen nach von dem des Christenthums unterschieden ist, da das Christenthum auch auf das Gute des Heidenthums erst seinen heiligenden Stempel prägen muß, so wird der Christ nicht an diese Quelle gehn, weder um sein inneres Leben des Herzens zu stärken, noch um für seinen Verstand die leitenden Ansichten für alle Beziehungen und Verhältnisse des Lebens zu gewinnen. Himmlische Gesinnung und Sehnsucht nach einem ewigen, heiligen Leben fehlt dem Dichter der alten Welt; die väterliche Hand des liebenden Gottes und der durchdringende Blick in die sündigen Untiefen unseres Herzens dem Geschichtschreiber; der Glaube, die Liebe, die Demuth und die Hoffnung der Philosophie der alten Welt, und der Dichtkunst, der Geschichtschreibung, wie der Philosophie insgesammt mangelt die Einkehr in die Innenwelt. Es ist freilich nicht zu leugnen, daß das, was im Menschen immer zu Gott will, auch in den Heiden gar

mannichmal gesiegt hat, daß das Gottverwandte der menschlichen Natur Wirkungen geäußert hat, die mancher wiedergeborne Christ selbst mit der ihm zu Theil gewordenen Gotteskraft nicht zu wirken vermag. So sagt z. B. Augustinus selbst, die Heiden hätten oftmals weit Größeres für ihr irdisches Vaterland gewagt, als die Christen für ihr himmlisches [291]. Allein mögen immerhin jene Großthaten groß gewesen seyn, so waren sie doch nicht christlich groß, das heißt, so mangelte ihnen doch jener Seelengrund, der nothwendig zu einer göttlich reinen Handlung erforderlich ist — sie gingen nicht hervor aus dem Glauben, der Liebe und Demuth; vielmehr ist eine stolze Selbstverlängnung der Grund der meisten gewesen, so daß durch den Stolz der Gesinnung gerade die gute Handlung ihnen unwissend zur Sünde wurde. Ja, betrachten wir selbst den größten unter den Heiden, Sokrates. Gewiß stand seine Seele in Verbindung mit dem heiligen Gotte, gewiß fühlte er in seinem Dämonion die ihm selbst unerklärliche Nähe seines Vaters im Himmel, aber es mangelte ihm das Anschauen des Göttlichen in erniedrigter Knechtgestalt, des Erlösers mit der Dornenkrone, er hatte kein Ideal der wahren Heiligkeit, die sich in der demüthigsten Liebe und in der liebevollsten Demuth offenbart. So konnte er denn auch nicht sein

291) Aug. De civ. Dei, l. V. c. 18.

eignes Herz völlig kennen lernen, so sehr er es auch wünschte, so fehlte ihm daher auch die tiefe Beugung und Zerknirschung über sein Elend, die wahre Demuth, die sich auch nicht mehr den beißenden, spotthaften Ton der Belehrung erlaubt, und die kindlich-aufopfernde Liebe. Diese Güter können nur dem Christen zu Theil werden, der den Erlöser in seiner Knechtsgestalt auf Erden wandeln sieht, und seine heiligenden Kräfte im Umgange mit ihm in seine Seele aufnimmt. Wenn also auch allerdings der Christ manches erhabne heidnische Leben, manche große That bewundernd anschauen kann, um sich selbst zu beschämen, daß er, mit größerem Vermögen weniger wirke, so wird doch nichts heidnisch Großes als solches ihm Vorbild seyn können, er hat reinere untrüglichere Vorbilder in seinem Heilande und denen, die seinen Fußtapfen nachwandelten. —

Wenn aber der Christ nie das Wesen des Heidenthums und seinen Geist sich aneignen wollen wird, so wird er dagegen um desto williger das Formale desselben aufzunehmen bereit seyn. Die höchste Besonnenheit, Ordnung, Klarheit, Einfalt kann freilich auch der Christ erlangen, der je länger je mehr sich mit der Betrachtung der heiligen Schrift abgegeben, und immer aufrichtiger nach Kindlichkeit gestrebt hat. Sucht man aber auch noch einen anderen Weg dahin, so giebt es wohl keinen bessern als das Leben in der Natur und im geselligen Umgange. Beides fehlt dem Morgenländer, daher mangeln auch

ihm vorzüglich jene genannten Eigenschaften. Desto mehr aber zeichnen sie den Römer und Griechen aus. Es ist ein lebenskluger, practischer Geist in den Alten[292]), eine Besonnenheit, Festigkeit und Klarheit, welche nicht in den morgenländischen Schriftstellern und selten in späteren gefunden wird. Diesen Geist, diese formalen Vorzüge sich anzueignen ist allerdings wünschenswerth, auch dem Christen wünschenswerth. Männer wie Calvin, Melanchton, Grotius haben auch gezeigt, wie trefflich diese classische Bildung dem Christenthum dienen könne. Auf der einen Seite wehrt sie nämlich einer spitzfindigen Metaphysik und lehrt eine einfache lebenskräftige Sprache, auf der andern hindert sie das Aufkommen einer Empfindelei und Gefühls-Tändelei, die ebenfalls dem wahren Christenthum fremd ist, welches eine männliche Gesinnung heischt, und so kann, ehe der Mensch tief ins Christenthum eingedrungen ist, diese heidnische Form es seyn, die ihn vor Irrwegen bewahrt.

Bedenkt man daher nur das Sprüchwort wohl, daß man auch das Gold zu theuer kaufen könne, und bleibt sich bewußt, daß man alles

292) Johannes von Müllers Werke B. XV. S. 453.: „Wenn die alten Erfahrungen sollen auf unsere Zeiten angewandt werden, so ist das Geheimniß, die große Kunst, jeder Sache ihren rechten Namen zu gegeben.“ Ebendas. S. 454.: „Die Alten redeten nicht eine metaphysische Sprache in abstrakten Begriffen und sind darum so kraftvoll, weil ihre Bilder auf die Seele fallen und dieselbe bilden. Wir trachten die Natur zu kennen, die Alten fühlten und malten sie.“—

was das Heidenthum mit seiner Bildung bietet, beim weitern Fortschritt in Christo reiner und göttlicher finde, so wird man das Studium desselben mit Nutzen und Förderung für das Christenthum unternehmen können. Man wird sich selbst und die, welche in das Studium der alten Litteratur eingeführt werden, zuerst aufmerksam machen auf alle die großen Mängel und Bedürfnisse der alten Welt, welche Christus allein stillte, man wird zeigen, wie Stolz und Ehrgeiz die leitende Leidenschaft auch der Besseren unter den Alten war, wie selbst ihre glänzenden Tugenden so häufig aus einer ungöttlichen Gesinnung hervorgingen. Auf der anderen Seite wird man aufsuchen und anerkennen, was schon die Heidenwelt von jener Wahrheit wußte, und von jener Heiligkeit im Leben offenbarte, die erst Jesus vollkommen darstellte, und wird Gesinnungen eines edeln Wetteifers erregen, mit unserer vollkommneren Erkenntniß und unsern größeren Kräften nicht hinter ihnen nach zu bleiben. Endlich wird der Christ, wiewohl er durchs Fortschreiten im innern Leben und Studium der heiligen Schrift, ebenfalls Ordnung Klarheit, Kraft, Einfalt allmälig erringt, dennoch nicht dieses äußere Hülfsmittel verschmähen, sondern auch zur Erreichung aller dieser Eigenschaften die Alten benutzen. In diesem Sinne sagt der heilige Augustinus [293]) „Wie die Aegypter nicht blos Götzenbilder hatten und schwere Lasten, vor welchen die Israeliten mit

293) August. de doctrina Christ. l. II. c. 20. und schon vor ihm machte denselben Vergleich Origenes.

Abscheu flohen, sondern auch köstliche goldene und silberne Geschirre und Gewänder, welche sich Israel als zum besseren Gebrauch derselben zueignete — so haben alle Lehren der Heiden nicht blos Götzenbilder und schwere und unnütze Bürden, die jeder Christ verabscheuen muß, sondern auch freie Künste und Wissenschaften, welche zum Dienste der Wahrheit tauglich sind." Und der Kirchengeschichtschreiber Sokrates [294]): „Die heidnische Gelehrsamkeit ist weder von Christo, noch von seinen Jüngern gebilligt worden, als wenn sie von Gott herkäme; aber auch nicht als schädlich ganz verworfen worden. Und dies ist nicht ohne Bedacht geschehen. Denn viele Philosophen unter den Heiden sind nicht weit von der Wahrheit gewesen. Zwar haben sie die Hauptsache der Lehre selbst nicht erreicht, die Erkenntniß des Geheimnisses Christi. Indeß werden auch die Feinde kräftig überwunden, wenn man wider sie ihre eigene Waffen braucht. Sonst sagt uns auch Christus und die Apostel, daß wir alles prüfen sollen, damit wir nicht betrogen werden. Dies widerfährt uns nicht, wenn wir die Waffen der Feinde erobern, und mit ihnen doch nicht einstimmen, das Böse scheuen, das Gute aber und die Wahrheit behalten, alles prüfen und brauchen. Denn das Gute gehört allezeit zur Wahrheit, es mag seyn, wo es will." —

294) Socratis Hist. Eccles. l. III. c. 16.

Anmerkungen.

Anmerkung I. zu S. 2.

Daß ein höherer Zustand des Menschengeschlechts dem niederen vorausgegangen sei, ist eine Wahrheit, welche zu allen Zeiten von den tieferen Menschen anerkannt worden ist. Wie das Kind nur unter Menschen zum Menschen wird, so wird der Mensch nur im Zusammenleben mit Menschen zum Menschen. Daher müssen wir entweder eine ewige Existenz einer menschlichen Gesellschaft annehmen, in welcher bis ins Unendliche hinaus immer einer von dem andern gebildet worden sei, oder einen Zeitpunkt, wo Gott selbst den Menschen als gebildet in seine jetzigen Lebensverhältnisse einführte. Da uns nun die Schrift berichtet, daß das erste Menschenpaar aus einem heiligen Leben in Gott herausgefallen sei in das unheilige in der Selbstsucht, so müssen wir glauben, daß der so aus seiner ursprünglichen Reinheit gefallene Mensch, in seinen gesunkenen Zustand doch noch große Anlagen und Kräfte aus jener seeligeren Zeit mitgebracht habe. Wäre dem nicht so, so ließen sich auch die wichtigsten Erscheinungen der Urgeschichte nicht erklären. Woher jene tiefen Erkenntnisse in der Sternkunde, in der Meßkunde, in der Naturkunde, in der Baukunde, die wir in dem alten Indien, Chaldäa,

auszuzeichnen sind die Worte des trefflichen Alterthumsforschers Ouwaroff [6]): „L'état naturel de l'homme n'est ni l'état sauvage, ni l'état de corruption, c'est un état simple, meilleur, plus rapproché de la divinité; l'homme sauvage et l'homme corrompu en sont également éloignés.“ — Allein wir brauchen nicht bei den neueren Forschern stehn zu bleiben, die allgemeine Ueberlieferung der alten Welt sprach für eine solche höhere Erleuchtung der Menschen am Anfange des irdischen Weltlaufes. Es spricht sich dies zunächst aus in der allgemeinen Sage der Völker vom goldenen Weltalter, vom Paradies. Außerdem folgt auch Plato dieser Ueberzeugung, indem Sokrates im Philebus [7]) sagt: „Alles, was durch die Kunst entstanden, ist auf folgende Weise entstauden. Einst wurde, wie es mir scheint, eine Gabe der Götter an die Menschen dnrch einen gewissen Prometheus von den Göttern zu den Menschen herabgebracht, zugleich mit dem herrlichsteu Lichte. Die Alten nun, die besser als wir sind und den Göttern am nächsten standen, haben uns überliefert, daß ...“ — Eben dahin deutet Plato in jenem Mythos, daß einst in der Urzeit Kronos selbst Hirt der Heerde der Menschen gewesen sei. Eben so sagt Aristoteles [8]): „Von den Alten ist in Gestalt von Mythen den spätern Nachkommen die Ueberlieferung hinterlassen worden, daß die Obgenannten Götter sind, und die Gottheit die ganze Natur umfaßt — und indem nach Vermögen eine jegliche Kunst und Philosophie öfters gefun-

6) Ouvarof, Essais sur les Mystères d'Eleusis. Pari 1816. p. 10.

7) Platonis Philebus p. 142. ed. Bekker.

8) Aristoteles Metaphys. l. XI. c. 18.

...sei, auch unter dem ärmsten und rohsten Volke ...h ihre Spuren. Woher kam sie nun diesen ... Hat jeder Elende sich seinen Gottesdienst ...e eine natürliche Theologie erfunden? Die ...ühseeligen erfinden nichts, sie fol... in Allem der Tradition ihrer Väter. ...radition ist die Mutter ihrer Sprache, wie ihrer Religion." — Daher setzt der Historiker an die Spitze aller Geschichte eine ursprüngliche, von Gott ausgegangene, höhere Bildung des Menschengeschlechts. Johannes von Müllers Worte hierüber sind [4]): „Es ist in der That auffallend, daß von Gott, von der Welt und von der Unsterblichkeit, ja von der Bewegung der Gestirne, die ältesten, in andern Dingen ganz unkultivirten Völker, ganz wahre Vorstellungen und Kenntnisse hatten, indeß die Künste, welche zu den Bequemlichkeiten des Lebens gehören, viel jünger sind. Scheint es doch, als hätte der uns inwohnende Hauch der Gottheit, unser Geist, gewisse unentbehrliche Fertigkeiten und Begriffe, zu denen er durch sich selbst nicht leicht hätte gelangen können, durch unmittelbaren Unterricht eines höhern Wesens bekommen, und eine Zeit lang erhalten? Was hingegen den Gebrauch materieller Anlagen betrifft, blieb ihm zur Uebung seiner Geisteskräfte überlassen." — Neuere Forschungen und Entdeckungen haben gelehrt, daß auch in diesen Künsten des Lebens die ältesten Menschen vorzüglich groß waren. Mit dieser Aeußerung Müllers ist zu vergleichen Fr. Schlegel [5]), welcher trefflich die Nothwendigkeit der Annahme einer ursprünglichen Belehrung des Menschengeschlechts durch den Geist Gottes nachweiset. Und besonders

---

4) Joh. v. Müller Weltgeschichte, Th. I. S. 4.

5) Fr. Schlegel, Ueber die Weisheit der Inder, S. 89. ff. 105.

auszuzeichnen sind die Worte des trefflichen Alterthumsforschers Ouwaroff [6]): „L'état naturel de l'homme n'est ni l'état sauvage, ni l'état de corruption, c'est un état simple, meilleur, plus rapproché de la divinité; l'homme sauvage et l'homme corrompu en sont également éloignés.“ — Allein wir brauchen nicht bei den neueren Forschern stehn zu bleiben, die allgemeine Ueberlieferung der alten Welt sprach für eine solche höhere Erleuchtung der Menschen am Anfange des irdischen Weltlaufes. Es spricht sich dies zunächst aus in der allgemeinen Sage der Völker vom goldenen Weltalter, vom Paradies. Außerdem folgt auch Plato dieser Ueberzeugung, indem Sokrates im Philebus [7]) sagt: „Alles, was durch die Kunst entstanden, ist auf folgende Weise entstanden. Einst wurde, wie es mir scheint, eine Gabe der Götter an die Menschen durch einen gewissen Prometheus von den Göttern zu den Menschen herabgebracht, zugleich mit dem herrlichsten Lichte. Die Alten nun, die besser als wir sind und den Göttern am nächsten standen, haben uns überliefert, daß ...“ — Eben dahin deutet Plato in jenem Mythos, daß einst in der Urzeit Kronos selbst Hirt der Heerde der Menschen gewesen sei. Eben so sagt Aristoteles [8]): „Von den Alten ist in Gestalt von Mythen den spätern Nachkommen die Ueberlieferung hinterlassen worden, daß die Obgenannten Götter sind, und die Gottheit die ganze Natur umfaßt — und indem nach Vermögen eine jegliche Kunst und Philosophie öfters gefun-

6) Ouvarof, Essais sur les Mystères d'Eleusis. Paris. 1816. p. 10.

7) Platonis Philebus p. 142. ed. Bekker.

8) Aristoteles Metaphys. l. XI. c. 18.

erklärt: „Da das Firmament so herrliches Zeugniß von Gott ablegt, so offenbart es zugleich auch die ernste Ahndung, die ein solcher Gott gegen seine Verächter offenbaren muß.“ So Ambrosius, Thomas von Aquin. 2) „In den häufigen, vom Himmel her sich zeigenden Unglücksfällen, wie durch Hagel, Donner u. s. w. offenbart sich Gottes Strafgerechtigkeit.“ So Pseudo-Hieronymus, Buddeus, Zegerus. 3) „Gott, der im Himmel wohnend gedacht wird, zeigt seinen Unwillen.“ Origenes, Kyrillus, Beza, Calvin, Bengel, Mosheim. 4) „Gott offenbart in dem vom Himmel stammendem Evangelium seinen Zorn.“ So Grotius, Erasmus. 5) „Gott wird am jüngsten Tage vom Himmel her seinen Zorn offenbaren.“ So Chrysostomus, Theodoretus, Oecumenius, Theophylact, Limborch. Diese letztere Erklärung scheint vorzuziehn zu seyn. Nach dem A. T. waren allerlei Strafen, die vom Himmel her über den Menschen kommen, Strafen des zürnenden Gottes. Im N. T. wird die Strafe immer auf den jüngsten Tag verschoben, c. 2, 3. Apostelg. 17, 31. 1. Cor. 3, 13. Das ἀπ᾽ οὐρανοῦ bezieht sich dann entweder auf die wirkliche Erscheinung Christi in den Wolken zum Gericht, oder es schließt sich Paulus an die dem Menschen natürliche Vorstellung an, zu folge welcher er den Gott, der außerhalb der irdischen Weltordnung existirt, sich im Wolkenhimmel denkt. (Pseudo-Aristot. De Mundo l. I, c. 1.) „Es ist dem Menschen natürlich, Gott in den Wolken zu suchen.“ Beza: a coelo, ubi natura duce Deum quaerimus). Die Gegenwart, ἀποκαλύπτεται, steht wie im Hebräischen statt der Zukunft. — τῶν κατεχόντων τὴν ἀλήθειαν ἐν ἀδικίᾳ. Die ἀλήθεια ist im N. T. nach hebräischem Sprachgebrauche beides, sowohl die practische als theoretische Wahrheit. Den tiefen inneren Zusammenhang von Irrthum und Sünde

drückt der Hebräer durch die Sprache aus, indem ihm אֱמֶת sowohl Wahrheit als Heiligkeit, und שֶׁקֶר sowohl Lüge als Sünde bezeichnet. Hier ist die ἀληθεια eine theoretische, denn es folgt Etwas, das sich auf Erkenntniß bezieht. Und zwar wird diese Erkenntniß erklärt durch ἀιδιος δυναμις και θειοτης; folglich ist die Wahrheit hier: der richtige Begriff vom heiligen Gotte. Daher hat der Sachse nach Melanchthon recht, wenn er hier ἀληθεια erklärt: lex divina. Erasmus erklärt treffend: Veritatem cognitam non accommodarunt ad pie sancteque vivendum. Und Thomas Aquin: Vera Dei cognitio, quantum est de re, inducit homines ad bonum, sed ligatur quasi captivitate detenta per injustitiae affectum. — Chrysostomus, Theophylact, Oecumenius und Beza verstehn ἀδικια von einer Art von Gewaltthätigkeit und Beraubung, indem die Menschen Gott entziehn, was sein ist. Chrysostomus sagt schön, wiewohl unpassend, diese Stelle auslegend: „Wenn Jemandem königliche Gelder anvertraut sind, um zu Ehren des Königs sie zu verwenden, und er gebraucht sie für Gaukler, Buhlerinnen u. s. w., so muß er Strafe leiden, weil er den König entehrt. So hat der Mensch die innere Offenbarung empfangen, um den alleinigen Gott zu ehren, und wendet seine Geistesfähigkeiten für Götzen an." — το γνωστον. Dies nehmen Mehre als Adjectivum verb. pro Subst. verb. statt γνῶσις θεου, so Homberg, Bengel, Koppe. Allein dagegen spricht: Paulus gebraucht zwar öfters Adjectiva statt Substantiva, dann sind es aber Nominalia und nicht Verbalia, Röm. 2, 4. 1. Cor. 1, 25. Hebr. 7, 18. Auch hat 2, Paulus v. 20. das adj. verb. τα ἀορατα του θεου, und ganz technisch sind in dem philosophischen Sprachgebrauch: το αἰσθητον, το νοητον. Denn in theoretischen Dingen bezeichnet die Endung τος immer die possibilitas, in

erklärt: „Da das Firmament so herrliches Zeugniß von Gott ablegt, so offenbart es zugleich auch die ernste Ahndung, die ein solcher Gott gegen seine Verächter offenbaren muß.“ So Ambrosius, Thomas von Aquin. 2) „In den häufigen, vom Himmel her sich zeigenden Unglücksfällen, wie durch Hagel, Donner u. s. w. offenbart sich Gottes Strafgerechtigkeit.“ So Pseudo-Hieronymus, Buddeus, Zegerus. 3) „Gott, der im Himmel wohnend gedacht wird, zeigt seinen Unwillen.“ Origenes, Kyrillus, Beza, Calvin, Bengel, Mosheim. 4) „Gott offenbart in dem vom Himmel stammendem Evangelium seinen Zorn.“ So Grotius, Erasmus. 5) „Gott wird am jüngsten Tage vom Himmel her seinen Zorn offenbaren.“ So Chrysostomus, Theodoretus, Oecumenius, Theophylact, Limborch. Diese letztere Erklärung scheint vorzuziehn zu seyn. Nach dem A. T. waren allerlei Strafen, die vom Himmel her über den Menschen kommen, Strafen des zürnenden Gottes. Im N. T. wird die Strafe immer auf den jüngsten Tag verschoben, c. 2, 3. Apostelg. 17, 31. 1. Cor. 3, 13. Das ἀπ' οὐρανου bezieht sich dann entweder auf die wirkliche Erscheinung Christi in den Wolken zum Gericht, oder es schließt sich Paulus an die dem Menschen natürliche Vorstellung an, zu folge welcher er den Gott, der außerhalb der irdischen Weltordnung existirt, sich im Wolkenhimmel denkt. (Pseudo-Aristot. De Mundo l. I, c. 1.) „Es ist dem Menschen natürlich, Gott in den Wolken zu suchen.“ Beza: a coelo, ubi natura duce Deum quaerimus). Die Gegenwart, ἀποκαλυπτεται, steht wie im Hebräischen statt der Zukunft. — των κατεχοντων την ἀληθειαν ἐν ἀδικιᾳ. Die ἀληθεια ist im N. T. nach hebräischem Sprachgebrauche beides, sowohl die practische als theoretische Wahrheit. Den tiefen inneren Zusammenhang von Irrthum und Sünde

ihm vorzüglich jene genannten Eigenschaften. Desto mehr aber zeichnen sie den Römer und Griechen aus. Es ist ein lebenskluger, practischer Geist in den Alten[292]), eine Besonnenheit, Festigkeit und Klarheit, welche nicht in den morgenländischen Schriftstellern und selten in späteren gefunden wird. Diesen Geist, diese formalen Vorzüge sich anzueignen ist allerdings wünschenswerth, auch dem Christen wünschenswerth. Männer wie Calvin, Melanchton, Grotius haben auch gezeigt, wie trefflich diese classische Bildung dem Christenthum dienen könne. Auf der einen Seite wehrt sie nämlich einer spitzfindigen Metaphysik und lehrt eine einfache lebenskräftige Sprache, auf der andern hindert sie das Aufkommen einer Empfindelei und Gefühls-Tändelei, die ebenfalls dem wahren Christenthum fremd ist, welches eine männliche Gesinnung heischt, und so kann, ehe der Mensch tief ins Christenthum eingedrungen ist, diese heidnische Form es seyn, die ihn vor Irrwegen bewahrt.

Bedenkt man daher nur das Sprüchwort wohl, daß man auch das Gold zu theuer kaufen könne, und bleibt sich bewußt, daß man alles

292) Johannes von Müllers Werke B. XV. S. 453.: „Wenn die alten Erfahrungen sollen auf unsere Zeiten angewandt werden, so ist das Geheimniß, die große Kunst, jeder Sache ihren rechten Namen zu geben.“ Ebendas. S. 454.: „Die Alten redeten nicht eine metaphysische Sprache in abstrakten Begriffen und sind darum so kraftvoll, weil ihre Bilder auf die Seele fallen und dieselbe bilden. Wir trachten die Natur zu kennen, die Alten fühlten und malten sie.“—

was das Heidenthum mit seiner Bildung bietet, beim weitern Fortschritt in Christo reiner und göttlicher finde, so wird man das Studium desselben mit Nutzen und Förderung für das Christenthum unternehmen können. Man wird sich selbst und die, welche in das Studium der alten Litteratur eingeführt werden, zuerst aufmerksam machen auf alle die großen Mängel und Bedürfnisse der alten Welt, welche Christus allein stillte, man wird zeigen, wie Stolz und Ehrgeiz die leitende Leidenschaft auch der Besseren unter den Alten war, wie selbst ihre glänzenden Tugenden so häufig aus einer ungöttlichen Gesinnung hervorgingen. Auf der anderen Seite wird man aufsuchen und anerkennen, was schon die Heidenwelt von jener Wahrheit wußte, und von jener Heiligkeit im Leben offenbarte, die erst Jesus vollkommen darstellte, und wird Gesinnungen eines edeln Wetteifers erregen, mit unserer vollkommneren Erkenntniß und unsern größeren Kräften nicht hinter ihnen nach zu bleiben. Endlich wird der Christ, wiewohl er durchs Fortschreiten im innern Leben und Studium der heiligen Schrift, ebenfalls Ordnung Klarheit, Kraft, Einfalt allmälig erringt, dennoch nicht dieses äußere Hülfsmittel verschmähen, sondern auch zur Erreichung aller dieser Eigenschaften die Alten benutzen. In diesem Sinne sagt der heilige Augustinus [293]) „Wie die Aegypter nicht blos Götzenbilder hatten und schwere Lasten, vor welchen die Israeliten mit

293) August. de doctrina Christ. l. II. c. 20. und schon vor ihm machte denselben Vergleich Origenes.

potentiam et divinitatem perveniri. Nam qui omnium est auctor, eum oportet sine initio esse et a se ipso. Ubi eo ventum est jam se profert divinitas, quae nisi cum singulis Dei virtutibus nequit consistere, quando sub ea omnes continentur. Sehr wahr ist es daher, wenn Melanchthon unter der θειοτης den Inbegriff aller göttlichen Eigenschaften versteht, alles, wodurch Gott Gott ist.

Ende.

Berlin, gedruckt bei C. Feister, unter den Linden No. 23.

Das christliche Leben der drei ersten Jahrhunderte.

I.

Die verschiedenen Wege der Bekehrung zum Christenthum.

Die mannigfaltige Weisheit Gottes, von welcher der Apostel der Heiden Ephes. 3, 10. spricht, so wie seine unaussprechliche herablassende Vaterliebe erweiset sich besonders herrlich in den verschiedenartigen Fügungen, durch die Er die Menschen nach ihren verschiedenen Anlagen und Gemüthsbeschaffenheiten zu dem Einen Ziele der Erlösung hinzuführen weiß. Zugleich zeigt sich hier am anschaulichsten, wie das Evangelium so ganz, was von keiner menschlichen Lehre gesagt werden kann, für die menschliche Natur unter allen Lagen und Verhältnissen bestimmt und berechnet ist, welcher unerschöpfliche Reichthum demselben einwohnt, wie alle in der sittlichen Natur des Menschen gegründeten Bedürfnisse allein in demselben ihre Befriedigung finden, wie alle Uebel des inneren Menschen durch dasselbe allein geheilt werden können, wie es die verschiedenen Eigenthümlichkeiten der Menschen durch seine innere gött-

liche Kraft auf die verschiedenste Weise anzieht. So wie Christus während seines irdischen Lebens sichtbar wirkend die verschiedenartigen Menschen auf verschiedenartigen Wegen zu sich zog, so würkte er unsichtbar zu allen Zeiten der Kirche durch das Evangelium. Die Einen erfuhren die Hülfe seiner Wunderkraft in leiblicher Noth, sie lernten Ihn zuerst als ihren leiblichen Wohlthäter kennen, sie kannten noch kein höheres Bedürfniß; aber durch die mächtige Hülfe, welche sie von Ihm empfingen, wurden sie nun auf Ihn als den Gesandten Gottes, den mit göttlicher Kraft ausgerüsteten, aufmerksam, und dadurch wurden sie für die höheren Gaben, die Er den Menschen ertheilen wollte, zuerst empfänglich. Indem sie seine Worte in ihr Herz aufnahmen, erkannten sie in ihm, bei dem sie zuerst nur leibliche Hülfe gesucht, den Erlöser von ihrem inneren Elende, das ihnen durch das Licht seiner Lehre erst aufgedeckt worden. Andere, die schon auf einer höheren Stufe sich befanden, deren Wünsche und Bedürfnisse schon über das augenblickliche Irdische hinausgingen, die schon unbefriedigt durch die Gegenwart, nach einer Weltverbesserung sich sehnten, und im Glauben an die alten Verheißungen ihres Gottes lebend, die Stiftung einer solchen durch den Messias erwarteten, sie wurden durch die sinnlichen Thatsachen, in denen sich seine göttliche Macht offenbarte, zuerst angeregt, Ihn als diesen Messias anzuerkennen. Sie hatten zwar noch fleischliche Vor-

stellungen von der Beschaffenheit des glückseligeren Weltzustandes, den der Messias herbeiführen werde, sie erkannten noch nicht das Wesen der wahren Freiheit, welche sie von dem Messias zu erwarten hätten; aber da sie an ihn als den Messias glaubten, da sie Ihm in diesem Glauben ihr Herz hingaben, bewies sich nach und nach die Wahrheit, welche sie aus Seinem Munde vernahmen, an ihnen als eine freimachende und heiligende, sie erkannten endlich, daß das Reich Gottes nicht bestehe in Essen und Trinken, sondern in Gerechtigkeit, Friede und Freude im heiligen Geist. Sie lernten richtiger urtheilen über die Beschaffenheit der zukünftigen Welt, indem sie die Kräfte derselben schon in ihrem inneren Leben zu schmecken anfingen. Die Einen kamen zu ihm, niedergedrückt von der Last grober Sünden, verstoßen und verurtheilt durch die Eiferer für das Gesetz, welche, obgleich keine solche in die Augen fallende Sünde vor den Menschen gegen sie zeugte, doch in der Gesinnung ihres Herzens vor Gott nicht besser waren, und wohl von dem Reiche Gottes noch weiter entfernt durch den Hochmuth eingebildeter Gerechtigkeit. Die gebeugten Sünder erhielten einen heilenden Balsam für ihr verwundetes Herz durch das Wort von der Sündenvergebung, welches himmlische Gnade von himmlischer Majestät begleitet aus seinem Munde ihnen verkündete und sie liebten desto mehr, je mehr ihnen war vergeben worden, und die Liebe lehrte sie die göttliche Lehre verstehen

und ausüben. Es kamen Jünglinge von warmem, feurigliebendem Herzen, welche in bewußtloser Unschuld, so weit solche der Mensch besitzen kann, bisher fortgelebt. Ihr Herz wurde ergriffen von dem Göttlichen in der Erscheinung und in den Reden des Heilandes, ohne daß sie sich selbst von diesem Göttlichen Rechenschaft geben konnten. Durch den innigen Umgang mit Ihm, die innige Liebe zu Ihm wurde das Ideal der Menschheit, das Ideal seiner Heiligkeit ihrem Herzen eingeprägt, und in dem Lichte desselben erschienen ihnen nun auch die verborgenen Uebel ihres Innern aufgedeckt, sie erkannten zugleich ihre Krankheit und in dem Göttlichen, dem sie sich schon mit inniger Liebe angeschlossen, den Arzt, der ihnen allein Heilung gewähren könne. Es kamen Unwissende und vernahmen die Dinge, welche den Weisen und Klugen verborgen, den Unmündigen geoffenbaret werden sollten. Es kamen Schriftgelehrte, Meister in Israel, welche sich weise dünkend in ihrer todten Gesetzeswissenschaft, staunten, Dinge zu vernehmen, von denen sie bisher nichts geahnet hatten, und im Licht der ihnen entgegenstrahlenden göttlichen Weisheit erkannten sie nun erst ihre Blindheit, und da sie ihre Blindheit erkannten, wurden sie sehend.

Diese Verschiedenheit der Wege, auf welchen die Menschen nach der Verschiedenheit ihrer eigenthümlichen Naturen und Lebensrichtungen zu dem Evangelium hingezogen wurden, läßt sich nun insbesondere bei der ersten Erscheinung und Ausbrei-

tung des Christenthums in der Heidenwelt bemerken. Manche wurden, bevor in ihnen selbst das Bedürfniß, Wahrheit und Gerechtigkeit zu suchen, erwacht war, durch leibliche Wohlthaten, welche sie von den Christen im Namen ihres von ihnen in gläubigem Gebete angerufenen Herrn empfingen, zu der Theilnahme an dem geistlichen Segen in himmlischen Gütern hingeführt. Nachdem sie in schweren Krankheiten vergeblich menschliche Hülfe nachgesucht, insbesondere, wie dies damals häufig geschah, von heidnischen Priestern und vorgeblichen Zauberern (Goeten), welche allerlei magischen Formeln, Veräucherungen, Amuletten eine übernatürliche Heilkraft zuschrieben, nachdem sie von solchen vergebens Heilung erwartet hatten, traf es sich, daß sie mit einem Christen zusammenkamen. Da der Christ von dem Kranken hörte, daß er vergebens bei seinen Göttern Hülfe gesucht; benutzte er dies, ihm zu erzählen, wie manche Kranken Christus während seines irdischen Lebens geheilt, wie viel Aehnliches er, nachdem er zum Himmel sich erhoben, durch seine Apostel gewirkt habe. Er rief in kindlichem Glauben seinen Erlöser an, daß er auch hier die Herrlichkeit seines himmlischen Vaters offenbaren und diesen unter den Menschen verherrlichen möge. Der Kranke wurde geheilt, und so gelangte er zuerst dazu, die Nichtigkeit seiner Götzen einzusehen, den in Christo geoffenbarten Gott als den einzig wahren und den, welchem er die Heilung von dem leiblichen Uebel verdankte,

endlich auch in seiner wichtigsten Beziehung zu dem Menschen, als den Seelenarzt anzuerkennen. Es gab in dieser Zeit eine große Zahl solcher, welche in einem Zustande außerordentlicher Zerrüttung ihrer geistigen Natur und ihres Nervensystems sich befanden, einer Unterdrückung des vernünftig-sittlichen Bewußtseyns durch die Uebermacht einer fremdartigen, blinden Naturgewalt, welchen unglückseligen Zustand man von der Besitznahme durch böse Geister (δαιμόνια) abzuleiten pflegte, wie die Leidenden selbst sich von einer solchen fremdartigen ungöttlichen Macht beherrscht und fortgerissen glaubten nnd fühlten. Herumziehende Schwärmer und Betrüger, Juden und Heiden, dergleichen die aus der Apostelgeschichte bekannten, Simon Magus, Elymas, benutzten das Unglück dieser Menschen, indem sie vorgaben, durch mancherlei Beschwörungsformeln und sinnlose Gebräuche die bösen Geister bannen zu können. Zu solchen unglücklichen Menschen kamen fromme Christen, sie nahmen an, was ihnen gesagt wurde, daß diese Menschen von bösen Geistern besessen seyen; aber sie waren auch überzeugt, daß ihr Herr siegreich sey über das Reich der Finsterniß, und alle ihre Mächte gegen Ihn und die Ihm Angehörenden nichts vermögten. In diesem Glauben riefen sie ihn an, auch hier seine siegreiche Macht zu offenbaren. Dem geheilten Heiden erschien nun das ganze Heidenthum mit seinem Götzen- und Sündendienst als das Reich der Finsterniß, und er trat aus der-

selben über in das Reich Christi, den er jetzt als den Befreier von der Macht der Finsterniß an sich selbst auf eine höhere Weise durch seine sittliche Besserung kennen lernte. Auf solche Thatsachen berufen sich die Kirchenlehrer der ersten Jahrhunderte häufig, auch vor den Heiden selbst, und sie heben habei besonders das noch hervor, daß die Christen solches nicht durch magische Formeln und allerlei abergläubisches, die Sinne betäubendes Gepränge; sondern durch einfaches Gebet aus gläubigem Herzen wirkten. So sprach Justin der Märtyrer unter dem Kaiser Mark Aurel (Apol. vulg. I.), indem er zeigen wollte, daß Christus die Menschen von der Gewalt der bösen Geister befreit habe: „Ihr könnt dies auch jetzt aus dem, was vor euren Augen geschieht, ersehn, denn viele unserer Christenleute haben in der ganzen Welt und in eurer Stadt, indem sie den Namen Jesu Christi, des unter Pontius Pilatus Gekreuzigten, anriefen, viele von bösen Geistern Besessenen, welche von allen andern Beschwörern und Zauberern nicht geheilt werden konnten, geheilt, und heilen solche noch jetzt.“ Und in den späteren Zeiten des zweiten Jahrhunderts schrieb Irenäus (L. II. c. 57.): „In dem Namen des Sohnes Gottes wirken seine wahren Jünger, welche von ihm die Gnade empfangen haben, zum Besten der übrigen Menschen, je nachdem jeder von ihnen seine Gabe von ihm erhalten hat. Die Einen treiben auf eine feste und wahrhafte Weise böse Geister aus,

so daß oft sogar selbst diejenigen, welche von bösen Geistern durch sie gereinigt worden, zum Glauben gelangen und Mitglieder der Kirche werden. Andere heilen die Kranken durch Handauflegung. Schon Manche wurden, da sie schon todt waren, erweckt und blieben noch eine ziemliche Reihe von Jahren unter uns. Und Unzählige sind die Gnadengaben, welche die Kirche in der ganzen Welt von Gott empfangen hat, und täglich im Namen Jesu Christi, des unter Pontius Pilatus Gekreuzigten, zum Besten der Heidenvölker anwendet, ohne zu täuschen, ohne ein Gewerbe damit zu treiben (wie jene herumstreifenden Geisterbeschwörer und vorgeblichen Zauberer), denn wie sie es umsonst von Gott empfangen, dient sie auch umsonst damit. Sie wirkt nichts durch Anrufung von Engeln (wie die damaligen Theosophen auf ihre vorgebliche höhere Geisterkunde sich viel zu Gute thaten, und viel durch die Verbindung mit höheren Geistern wirken zu können vorgaben (s. die Verehrung der Engel. Coloss. 2, 18.), nichts durch Zauberformeln und andere verwegene Eingriffe in die unsichtbare Welt; sondern sie wirkt alles dadurch, daß sie mit heiligem Sinne und ohne geheime Künste ihr Gebet zu dem Herrn, der alles geschaffen, richtet, und den Namen unsers Herrn Jesu Christi anruft.“ Tertullian zu Carthago beruft sich im Anfange des dritten Jahrhunderts in seiner Vertheidigungsschrift für die Christen, die er an den römischen Statthalter der Provinz, (den Präses

Scapula) richtete, darauf, daß dieser in seinem Bureau Leute habe, welche, wie sie auch immer gegen die Christen schreien mögten, Wohlthaten von denselben empfangen hätten, „denn der Notar des Einen ist, da er von einem bösen Geiste herabgestürzt wurde (d. h. in Anfällen des Wahnsinnes, den man von der Besitznahme durch böse Geister abzuleiten pflegte, sich herabstürzte), durch einen Christen befreit worden, und von Andern der Verwandte oder der kleine Sohn. Und wie viele ehrbare Männer (denn von Leuten aus dem Volke wollen wir nicht reden) sind von bösen Geistern oder Krankheiten geheilt worden!"

So geschah es auch, daß Manche durch ganz besondere Fügungen in ihrem Leben, durch außerordentliche Eindrücke der sie heranziehenden Gnade auf ihr Gemüth zuerst zum Glauben geführt wurden. Der keinesweges leichtgläubige, große Origenes sagt darüber zu den Heiden (c. Cels. L. I.): „Mag Celsus spotten über das, was ich sagen will, so muß es doch gesagt werden, daß viele wie gegen ihren Willen zum Christenthum gekommen sind, indem ein gewisser Geist plötzlich ihre Vernunft von dem Hasse gegen die christliche Lehre zu dem Eifer für dieselbe auch das Leben hinzugeben hinriß, und indem dieser ihnen im Wachen oder im Traume gewisse Bilder vor die Seele führte. Denn wir haben viel dergleiches vernommen. Wenn wir dergleichen niederschreiben wollten, würden wir, obgleich wir selbst dabei gegenwärtig und Augenzeugen waren,

den Ungläubigen viel zu spotten geben, sie würden glauben, daß auch wir solches erdichten; aber Gott ist Zeuge unseres Gewissens, daß wir nicht durch falsche Erzählungen, sondern durch vielfältige zuverlässige Zeugnisse Jesu göttliche Lehre bewähren wollen."

Doch alle diese äußeren Fügungen sollten nur dazu wirken, die am Irdischen klebenden Menschen, in welchen noch kein sittliches Bedürfniß, an das sich das Evangelium hätte anschließen können, erwacht war, zuerst aus ihrem Stumpfsinn zu wecken, und sie für die Verkündigung der göttlichen Lehre empfänglich zu machen. Durch eine fortgesetzte Reihe von Wundern hätte das Christenthum in der menschlichen Natur doch keine feste Wurzel fassen können, wenn es nicht durch seine innere göttliche Kraft in dieselbe eingedrungen wäre, wenn es sich nicht durch diese als dasjenige bewährt hätte, was allein alle höheren Bedürfnisse des inneren Menschen befriedigen könne. Diese göttliche Kraft des Evangeliums offenbarte sich den Heiden in dem Leben der Christen, welche verkündeten die Tugenden deß, der sie berufen hatte von der Finsterniß zu seinem wunderbaren Licht, und als Gottes Kinder wandelten unter dem verkehrten Geschlecht, unter welchem sie schienen als Lichter in der Welt. Diese Verkündigung des Evangeliums durch das Leben wirkte noch mächtiger als die Verkündigung durch das Wort. „Unser Herr," sagt Justinus M. zu den Heiden (Apol. II. 63.), „wollte nicht, daß wir

Gewalt brauchen und das Böse mit Bösem vergelten sollten, sondern er trieb uns dazu an, durch Geduld und Sanftmuth, dadurch daß wir Sehnen und Verlangen nach dem Guten bei ihnen erregten, Alle zu gewinnen, und wir können euch bei Vielen aus unserer Mitte zeigen, daß dies so geschehen. Solche, welche, da sie vorher gewaltthätige und tyrannische Menschen waren, besiegt und umgewandelt wurden, dadurch, daß sie entweder die Ausdauer in dem täglichen Leben ihrer Nachbaren vor sich sehen, oder die außerordentliche Geduld übervortheilter Reisegefährten beobachteten, oder irgendwo im Verkehr des Lebens die Christen kennen lernten." Man sah die Christen, denen durch blinde, unter der abergläubischen Menge verbreitete Gerüchte die abscheulichsten Gräuel, welche sie in ihren gemeinschaftlichen Versammlungen begehen sollten, Schuld gegeben wurden, man sah sie in der Zuversicht ihres Glaubens mit der größten Standhaftigkeit und Heiterkeit, oft unter den größten Martern sterben. Diese Ruhe im Angesicht des Todes mußte wohl, verglichen mit jenem Vorurtheile gegen die Christen, jedem nicht ganz Befangenen desto mehr auffallen. „Was giebt wohl" — frug Mancher — „in dieser Zeit knechtischer Schwäche, wo wir alles vor der irdischen Gewalt sich beugen sehen, den Menschen solche Kraft für ihre Ueberzeugung Alles zu thun und zu leiden?" Wer diese Frage aufwarf, suchte sich mit dem Christenthum bekannt zu machen, und die Folge

davon war, daß er selbst von der Wahrheit de göttlichen Lehre ergriffen wurde. Auf solche Erscheinungen beruft sich Tertullian vor dem Praeses Scapula (am Ende): „Wer solche Standhaftigkeit sieht, wird dadurch in seiner Meinung irre gemacht, wird dadurch angetrieben, zu suchen, was an der Sache sey, und wenn er die Wahrheit erkannt hat, nimmt er selbst sie sogleich an." Und in seinem Apologeticus (am Ende): „Unsere Zahl nimmt desto mehr zu, je mehr ihr uns zu vertilgen sucht. Das Blut der Christen ist ihre Aussaat. Viele unter euch ermahnen zur Erduldung des Schmerzes und des Todes, wie ein Cicero, ein Seneca, ein Diogenes, und ihre Worte finden doch nicht so viele Jünger, wie die Christen, welche durch ihre Werke lehren. Jene Hartnäckigkeit, welche ihr uns vorwerft, wird Lehrerin. Denn wer wird nicht durch die Betrachtung derselben erschüttert, zu suchen, was an der Sache sey? Wer tritt nicht selbst hinzu nachdem er gesucht hat, wer wünscht nicht, nachdem er hinzugetreten, selbst für die Sache zu leiden?" Justinus M. hatte dies, wie er in sein zweiten (gewöhnlich I. Apol. F. 50.) erzählt, a sich selbst erfahren: „Da ich an der Lehre Pl tons meine Freude fand, und die Christen ve läumden hörte; sie aber im Angesicht des Tod und bei allen andern, was für furchtbar gehal wird, furchtlos sah; so urtheilte ich, es sey ı möglich, daß sie in Laster und Wollust le sollten."

Wiederum war auch verschieden der Gang des innern Lebens der Menschen, durch welchen sie für das Evangelium empfänglich gemacht worden, oder durch welchen das sittliche Bedürfniß, welches allein durch dasselbe befriedigt werden konnte, in ihrem Herzen angeregt worden. In Manchen war ein dunkles, gewaltiges Gefühl ihrer Schuld erwacht. Ihr Gewissen stellte ihnen den Zorn des von ihnen entfremdeten Himmels vor die Seele, in ihrer Gewissensangst sehen sie sich von bösen Geistern, die ihnen nachstellten, umgeben. Aber eben weil sie selbst ihren Gemüthszustand nicht verstanden, und weil sie keinen hatten, der ihnen das rechte Licht darüber hätte geben können oder wollen, weil Priester und Poeten dies nicht verstandene Gefühl nur noch mehr mißleiteten; so suchten sie — wie leicht der Mensch, der in seinem eignen Innern am wenigsten zu Hause ist, das was er in seinem eigenen innersten Grunde suchen sollte, außer sich sucht, — sie suchten den Grund des göttlichen Zorns und den Weg zur Versöhnung mit dem entfremdeten Himmel, die Mittel zur Befreiung von der Gewalt des Bösen in äußerlichen Dingen. Daher so mannichfache Arten des Aberglaubens, zu welchen das geängstete Gewissen sich flüchtete. Das unglückselige Leben dieser Menschen, welche Tag und Nacht von den Gespenstern ihrer Angst verfolgt wurden, schildert Plutarch in seinem Buche über Aberglauben und Unglauben. „Im Wachen" — sagt er —

„gebrauchen sie ihre Vernunft nicht, und im Schlafe sind sie von dem, was sie beunruhigt nicht befreit; stets träumt ihre Vernunft, stets wacht ihre Furcht, es giebt keine Flucht für sie."

Es konnte nichts helfen, wenn es auch für den Augenblick gelang, diese unglückseligen Menschen zu überzeugen, daß sie sich selbst mit einer ungegründeten Furcht gemartert hatten. So lange ihre nicht bloß eingebildete, sondern wirkliche innere Krankheit nicht geheilt, so lange ihr ganzer Gemüthszustand nicht umgebildet war; mußten immer neue Schreckbilder aus demselben hervorgehen. Welchen Eindruck mußte nun auf solche Menschen das Evangelium machen, das sie nicht von Neuem ängstigte durch Forderungen, welche sie zu erfüllen, in dem Zustande, in welchem sie sich befanden, sich nicht fähig fühlten; sondern ihnen zuerst die freie Gnade und Erbarmung des himmlischen Vaters verkündigte, der aus lauter Liebe zu ihnen seinen eingebornen Sohn in die Welt gesandt, ihn die größte Leiden für sie habe tragen lassen, um sie von ihrem Elende zu befreien, sie, wie gefallne Kinder zu dem versöhnten Vater, der Alles, was sie gesündigt, als nicht geschehen ansehen wolle, zurückzuführen. Nun war auf einmal die Last von ihrem Herzen hinweggenommen, mit dem kindlichen Vertrauen zu Gott waren alle Gespenster ihrer Angst verschwunden, Freudigkeit erfüllte ihr Inneres. Sie fürchteten jetzt die bösen Geister nicht mehr, denn sie

wußten, daß Christus ihnen die Macht genommen, daß denjenigen, die durch Christus mit Gott verbunden seyen, keine Gewalt, welche sie auch seyn möge, schaden, keine aus der Hand des allmächtigen Vaters sie reißen könne; ja, sie hatten das zuversichtliche Vertrauen, daß ihnen selbst im Namen Jesu Christi das Reich des Bösen unterthan seyn müsse. Von diesem Gesichtspunkte aus bekämpft der Apostel Paulus den Aberglauben, ihn an seiner eigentlichen Wurzel angreifend, in dem Briefe an die Colosser: „Wie könnt ihr noch die bösen Geister fürchten, da der himmlische Vater selbst euch errettet hat aus dem Reiche der Finsterniß und euch versetzet in das Reich seines lieben Sohnes, da dieser sich siegreich zum Himmel, zur Theilnahme an der göttlichen Macht seines Vaters erhoben, mit der er jetzt in der Menschheit wirkt, da er durch sein Leiden für euch mit dem himmlischen Vater euch verbunden, euch von der Herrschaft aller Mächte der Finsterniß befreit, diese in ihrer Ohnmacht gegen das durch ihn in der Menschheit gegründete Reich Gottes gleich wie besiegte und gefangene Feinde im Triumph fortgeführt und in ihrer Schmach vor der ganzen Schöpfung bloß gestellt hat, wie könnt ihr euch noch zu Sklaven eurer Gewissensangst machen, da Christus den Schuldbrief, der in eurem Gewissen gegen euch zeugte, ans Kreuz geheftet und vernichtet, euch Vergebung aller Sünden erworben und zugesichert hat.“

„Wie könnt ihr fürchten, durch irdische ver-

gängliche Dinge befleckt zu werden, wie könnt ihr durch Satzungen, die auf solche Dinge gerichtet sind, euch gefangen nehmen lassen, solchen Dingen eine Bedeutung für euer inneres Leben beilegen, da ihr doch mit Christo abgestorben seyd allen irdischen Dingen, mit Christo auferstanden, mit ihm, eurem inneren Leben nach, in den Himmel erhoben; nach oben hin, wo Christus ist, zur Rechten Gottes, muß allein euer Glaube gerichtet seyn; euer Leben ist mit Christo verborgen in Gott, gehört nicht mehr der Erde an.“

Wie demjenigen der gekommen war, die Sünder zur Buße zu rufen, sein Umgang mit den Zöllnern und Sündern von den auf den äußerlichen Schein einer eingebildeten Gerechtigkeit stolzen Pharisäern zum Vorwurf gemacht worden, so rechneten gebildete Heiden, die durch keine in die Augen fallenden groben Laster an ihre Sündhaftigkeit erinnert wurden, und sich deshalb für gerecht hielten, es dem Christenthum zum Schimpf an, daß es unter Menschen, die durch Sünden berüchtigt waren, Eingang gefunden. Es stellt sich die Denkart derjenigen Menschen, welche in dieser Verblendung des Hochmuths das Christenthum glaubten verachten zu können, recht anschaulich dar in diesen Worten des Heiden Celsus: „Laßt uns hören, welche Leute von den Christen gerufen werden. Wer ein Sünder, wer ein Unverständiger, wer ein Unmündiger, und mit Einem Worte, wer ein Elender ist, einen solchen wird das Reich Gottes auf-

neh-

hmen. Sie sagen, daß Gott den Sünder, nn er sich wegen seiner Schlechtheit demüthigt, nehmen, den Gerechten aber, wenn er mit Tu- d von Anfang an zu ihm hinaufblickt, nicht nehmen wird." So bestättigt es sich hier an n Beispiel dieses Mannes, der bei allem harfsinn und Wiß in göttlichen Dingen blind r, und — was dem Menschen das Nächste — selbst nicht kannte, daß der natürliche Mensch hts vernimmt vom Geiste Gottes, daß es ihm e Thorheit ist, und er es nicht erkennen kann, il es muß geistlich gerichtet seyn., daß, indem darüber spottet, er nur seine eigene Blindheit Schau stellt, daß dem Menschen sein eigenes nere eine fremde Welt ist, bis das Wort Got- , welches Mark und Bein durchdringt und Richter ist der Gedanken und Sinne des rzens, ihm die wahre Beschaffenheit seines In- en entdeckt. Allerdings ist es Lehre des Evan- liums und tiefe Wahrheit, die Celsus nicht ssen konnte, daß der Mensch sich als Sün- r erkennen, sein Elend empfinden, seine bis- rige eingebildete, natürliche, aus einer un- ttlichen Schätzung der Dinge hervorgehende eisheit für Thorheit achten, wie ein Unmündi- r, ein Kind, das Reich Gottes, zu dem er rch die Gnade berufen, annehmen muß, wenn in dasselbe eingehen will. Gäbe es freilich nen Menschen, welcher von Anfang an das Gesetz r Heiligkeit, das der Finger Gottes in das Ge- issen des Menschen eingeschrieben, in seinem Le-

ben erfüllte, so würde der keines Erlösers bedürfen; und er würde, wie Celsus sagt, freudig zu Gott hinaufblicken können. Aber ein wahrhaft heiliger Mensch würde auch am wenigsten in die Versuchung kommen, etwas aus und durch sich selbst seyn zu wollen; sein Leben würde seyn ein Leben in Gott, und daher begründet in der Demuth, dem Bewußtseyn, daß er Alles nur sey durch und aus Gott, dem Urquell alles Lebens und alles Guten. Jedoch einen solchen von Natur Heiligen giebt es nicht, Celsus redet in der Selbsttäuschung dessen, dem das Wesen wahrer Heiligkeit, wie die wahre Beschaffenheit seines Innern, unbekannt ist, der den Schein für das Wesen nimmt. Der Mensch, wie er jetzt ist, muß seiner ungöttlichen Natur absterben, ehe er zum Leben in Gott gelangen kann. Mit Recht sagt Origenes gegen den Celsus (L. III. p. 154 ed. Hoeschel): „Wir erklären es für unmöglich, daß der Mensch von Anfang an mit Tugend zu Gott hinaufblicke, denn zuerst mußte das Böse in dem Menschen hervortreten." Es ist also für denjenigen, der nach des Celsus Meinung getrost zu Gott hinaufblicken kann, weil er keine in die Augen fallenden Sünden begangen hat, obgleich er darum in seinem Innern keinesweges wahrhaft geheiligt ist, wie für den wegen grober Sünden auch von dem Gericht der Menschen Verurtheilten, nur Ein Weg zu Gott, nicht allein der Weg jener Demuth, welche jedem geschaffenen Geiste auch dem wahrhaft heiligen und

seligen nothwendig und die unabänderliche Bedingung der Heiligkeit und Seligkeit für geschaffene Geister ist; sondern auch der Weg der dem gefallenen Geist nothwendigen Demüthigung seiner selbst vor Gott, indem er seine Sündhaftigkeit sich bewußt wird, und nach der Heiligkeit, die ihm nicht einwohnt, die nur aus einer höhern Quelle ihm erst mitgetheilt werden kann, sich sehnt.

Mit Recht sagt Origenes gegen den Celsus (p. 155.): „Zuweilen wird der Sünder, der sich seiner eigenen Sünde bewußt wird, und der sich deßhalb zur Buße hinwendet, der sich wegen seiner Sünden demüthigt, demjenigen vorgezogen, der zwar weniger für einen Sünder gehalten wird, sich selbst aber nicht als Sünder erkennt, sondern stolz ist auf einiges Gute, dessen er sich bewußt zu seyn glaubt." Celsus hielt zwar die Umwandelung eines in den Lastern aufgewachsenen Menschen für etwas Unmögliches, denn er kannte nicht das Gesetz des Geistes, welches gewaltiger ist als das Gesetz in den Gliedern, die Kraft Gottes, welche mächtiger ist, als die Kraft des Fleisches und Blutes, die naturbesiegende und umbildende Kraft des Christenthums. Daher setzte er zu den oben angeführten Worten hinzu: „Es ist doch Jedem offenbar, daß diejenigen, welche von Natur zum Laster geneigt, und an das Laster gewöhnt sind, Keiner nicht einmal durch Strafen, geschweige denn durch Erbarmen ganz umwandeln kann, denn die Natur

ganz umzuwandeln, ist etwas durchaus Schweres." Ja wohl spricht er hier ein wahres Wort, daß Gesetz, Furcht und Strafen nur die äußerlichen Ausbrüche des Bösen unterdrükken und verhindern, nicht eine wahre Besserung bei dem Menschen hervorbringen können; ein wahres Wort, daß es das Schwerste sey, die Natur des Menschen umzuwandeln. Aber nur darin irrte er wieder, wenn er meinte, daß nur gewisse Menschen, bei denen die sie beseelende Selbstsucht in auffallenden Lastern sich offenbart, zur Sünde ihrer Natur nach geneigt seyn, und einer Umwandelung ihrer Natur bedürften, da doch das Prinzip der Sünde, die Selbstsucht, in wie feinen Krümmungen, unter welchem glänzenden Schein sie sich auch verbergen mag, in jedem Menschen vorherrscht, bis sie der Macht der göttlichen Liebe weichen muß. Er irrte darin, daß er das auch bei Gott für unmöglich hielt, was bei den Menschen als unmöglich erscheint, daß er der göttlichen Barmherzigkeit nicht zutraute, das wirken zu können, was nicht durch Strafen, was überhaupt durch keine Gewalt, die in den innersten Grund der menschlichen Natur einzudringen nicht vermag, gewirkt werden kann; daß er über die Erfahrungen Andrer (der Christen) aburtheilte, weil er sie nicht selbst gemacht hatte. Eine andere Erkenntniß der menschlichen Natur, als diejenige war, welche Celsus hatte, gab das Christenthum. Es führte zwar alle Menschen, die es in sich aufnahmen, zu dem Bewußtseyn,

daß sie Sünder seyen, ermangelnd des Ruhmes, der vor Gott gilt, daß ihre ursprünglich gottverwandte Natur der Herrschaft der Sünde unterliege; aber es ließ dagegen auch eine Kraft Gottes erkennen, welche die von der Sünde beherrschte Natur, in welchen Ausbrüchen sie sich auch gezeigt haben mag, unter allen Verhältnissen, zu einem neuen Leben umbilden kann. Auf Selbsterniedrigung gründete es das Bewußtseyn der höchsten Würde, nöthigte alle, auch diejenigen, die sich im Vertragen auf ihr äußerliches, den Forderungen der Menschen entsprechendes Leben, für gerecht gehalten hatten, sich als Sünder zu erkennen, und gab allen, ohne Unterschied, so viel sie auch durch die Last der Sünden niedergebeugt seyn mogten, wenn sie nur das Geschenk der Gnade demüthig annehmen wollten, das höchste Recht, aus Gott geboren, Kinder Gottes, göttlichen Lebens theilhaft, göttlichen Geschlechtes zu werden.

„Die Verderbniß der Natur," sagt Tertullian (de anima c. 41.), „ist dem Menschen zur zweiten Natur geworden, so daß doch der Seele noch einwohnt das Gute, jenes Göttliche und Ursprüngliche, jenes eigentlich Natürliche, denn was von Gott ist, kann nicht sowohl verlöscht, als nur verdunkelt werden. Verdunkelt kann es werden, weil es nicht Gott selbst, verlöscht kann es nicht werden, weil es von Gott ist. Wie also das Licht, welches durch ein entgegenstehendes Hinderniß gehemmt wird, zwar immer bleibt,

davon war, daß er selbst von der Wahrheit der göttlichen Lehre ergriffen wurde. Auf solche Erscheinungen beruft sich Tertullian vor dem Präses Scapula (am Ende): „Wer solche Standhaftigkeit sieht, wird dadurch in seiner Meinung irre gemacht, wird dadurch angetrieben, zu suchen, was an der Sache sey, und wenn er die Wahrheit erkannt hat, nimmt er selbst sie sogleich an.“ Und in seinem Apologeticus (am Ende): „Unsere Zahl nimmt desto mehr zu, je mehr ihr uns zu vertilgen sucht. *Das Blut der Christen ist ihre Aussaat.* Viele unter euch ermahnen zur Erduldung des Schmerzes und des Todes, wie ein Cicero, ein Seneca, ein Diogenes, und ihre Worte finden doch nicht so viele Jünger, wie die Christen, welche durch ihre Werke lehren. Jene Hartnäckigkeit, welche ihr uns vorwerft, wird Lehrerin. Denn wer wird nicht durch die Betrachtung derselben erschüttert, zu suchen, was an der Sache sey? Wer tritt nicht selbst hinzu, nachdem er gesucht hat, wer wünscht nicht, nachdem er hinzugetreten, selbst für die Sache zu leiden?“ Justinus M. hatte dies, wie er in seiner zweiten (gewöhnlich I. Apol. F. 50.) erzählt, an sich selbst erfahren: „Da ich an der Lehre Platons meine Freude fand, und die Christen verläumden hörte; sie aber im Angesicht des Todes und bei allen andern, was für furchtbar gehalten wird, furchtlos sah; so urtheilte ich, es sey unmöglich, daß sie in Laster und Wollust leben sollten.“

ich hin und her geworfen durch die Wellen der Welt, unsicher und schwankenden Schrittes umherirrte; meines eigenen Lebens unbewußt, von der Wahrheit und dem Lichte entfremdet; so hielt ich es nach meiner damaligen Sinnesart für etwas durchaus Schweres und Hartes, daß Einer von Neuem geboren werden, was er vorher war, ablegen, und obgleich seine Leibesnatur dieselbe bliebe, in der Seele und Sinnesart ein anderer Mensch werden könne. Wie, sagte ich, ist eine so große Veränderung möglich, daß auf einmal abgelegt werde, was entweder durch die natürliche Organisation angeboren oder durch lange Gewohnheit zur Natur geworden? Wie soll der Sparsamkeit lernen, welcher an reiche Mahlzeiten gewöhnt ist, wie soll, wer in Gold und Purpur zu glänzen pflegte, zu einfacher Tracht sich herablassen? Ein anderer, von Schaaren ihm huldigender Clienten umgeben, hält es für eine Strafe, allein zu seyn. Immer muß, wie bisher, mit anhaltenden Reizen die Trunksucht ihn einladen, der Hochmuth ihn aufblasen, der Zorn ihn entzünden, die Ehrsucht ihn anlocken, die Wollust ihn fortreißen. So sprach ich oft zu mir selbst. Denn wie ich selbst in viele Irrthümer meines früheren Lebens verflochten war, von denen ich nicht glaubte befreit werden zu können, so diente ich den mir anklebenden Lastern und an einer Besserung verzweifelnd, huldigte ich meinen schlechten Neigungen, als ob sie zu meiner Natur gehörten. Aber als, nachdem durch

die Wiedergeburt der Taufe die Verderbniß des früheren Lebens hinweggenommen worden, in das mit Gott versöhnte, reine und freudige Herz das Licht von oben sich ergoß, als mich durch den vom Himmel empfangenen Geist die zweite Geburt zu einem neuen Menschen umbildete; so erhielt auf wunderbare Weise das, was mir früher zweifelhaft war, Gewißheit, es öffnete sich mir das Verschlossene, es erschien mir Licht, wo ich früher nur Finsterniß sah, es erschien mir möglich, was ich für unmöglich gehalten, so daß ich anerkennen mußte mein früheres Leben, wie es fleischlich erzeugt den Sünden diente, war ein irdisches Leben, das Leben, welches jetzt der heilige Geist in mir zu beseelen beginnt, ist ein Leben aus Gott.“

Celsus hätte mit Recht das Christenthum anklagen können, wenn es die lasterhaften Menschen durch Vorspiegelung einer magischen, von der Gesinnung unabhängigen Sündentilgung, wie die heidnischen Priester von gewissen äußerlichen Reinigungs-Ceremonien dem geängstigten Gewissen eine solche Wirkung versprochen, wenn es dadurch die lasterhaften Menschen an sich gezogen und ihnen in ihren Lastern eine falsche Sicherheit gegeben hätte, wenn aber die Menschen, welche unverbesserlich geschienen, durch das Christenthum gebessert wurden, so war dies ja nur ein desto stärkerer Beweis der göttlichen Kraft des Christenthums. Darauf konnte sich mit Recht Origenes berufen: „Wenn wir die Lehren, welche Celsus eine thörichte nennt, gleichsam mit magi-

scher Kraft wirken sehen, wenn wir sehen, wie diese Lehre auf einmal eine Menge Menschen von einem Leben zügelloser Ausschweifungen zu einem wohlgeordneten Leben, von der Ungerechtigkeit zur Güte, von der Feigheit zu einer solchen Stärke bringt, daß sie auch den Tod für die Religion verachten; wie sollten wir nicht mit Recht die Kraft dieser Lehre bewundern?“ Was waren die allgemeinen Redensarten des Celsus gegen die lebendigen Beispiele, welche die Christen anführen konnten? „Was sollen wir sagen“ — spricht Justin M. zu den Heiden — „von der unzähligen Menge derjenigen, die durch diese Lehre aus einem Leben zügelloser Ausschweifungen umgewandelt worden, denn nicht die Gerechten, nicht die Sittlichen rief Christus zur Buße, sondern die Gottlosen, die Sittenlosen, die Ungerechten, denn der himmlische Vater will lieber die Buße, als die Bestrafung des Sünders.“

Wie das Evangelium zum Theil unter den offenbaren Sündern leichter Eingang fand, als unter den selbstgerechten Pharisäern, so fand es auch zum Theil unter den Unwissenden, die aber auch nichts zu wissen glaubten, unter den Ungebildeten, die aber auch keine Bildung zu haben glaubten, den Geistig-Bedürftigen, die sich nicht mit einem scheinbaren Reichthum täuschen konnten und ihr Bedürfniß fühlten, leichter Eingang, als bei denen, die sich in ihrer Scheinbildung weise dünkten; welche nicht die vermeinte Weisheit dieser Welt in göttlichen Dingen als Thorheit erkennen wollten, damit ihnen von Gott Christus

gemacht werde zur Weisheit. Celsus rechnet es nach seiner Art, dem Christenthum zum Schimpf an (III. 149.), „daß Wollarbeiter, Schuster, Gerber, die ungebildetsten und bäuerischsten Menschen, eifrige Verkündiger dieser Religion waren, Menschen, welche vor Gelehrten nicht zu reden wagten, und welche nur die Weiber und die Kinder in den Familien zu gewinnen suchten." So fand das Evangelium damals, wie in späteren Zeiten, als aus der Verderbniß durch Menschensatzungen das Licht desselben wieder reiner hervortrat, am meisten Eingang unter Handwerkern, Menschen aus dem verachteten Volke, denen wesentliche Herzensbedürfnisse nicht so sehr durch erkünstelte Bildung unterdrückt waren, die, weil ihnen die Last des irdischen Lebens durch nichts erleichtert wurde, desto leichter sich mühselig und beladen fühlten, (was zwar der fern von seinem wahren Vaterlande die Last der Sünde und des Wahns tragende Mensch immer fühlen sollte, was er aber unter den täuschenden Reitzen dieser Welt so leicht vergißt) und deshalb zu dem sich hinwandten, der sie zu sich rief, um sie zu erquicken. Diese Wirkungsweise des Christenthums mußte den Menschen der damaligen Zeit um desto befremdender erscheinen; wenn sie Leute aus diesem Stande mit Begeisterung von Einem allmächtigen Gott, seiner Barmherzigkeit gegen die Sünder, einem Reiche Gottes, einem Leben ewiger Seligkeit reden hörten, da die Idee von einer allgemeinen, in allen Menschen zu entwickelnden

Menschenwürde (das durch die Sünde verdunkelte Ebenbild Gottes in allen Menschen), von den darauf begründeten Rechten der menschlichen Natur in allen Menschen, unter allen Verhältnissen, den Heyden fremd war; da nach der herrschenden Meinung des Alterthums und selbst der erhabensten unter den Philosophen und Gesetzgebern des Alterthums die reinere Religionserkenntniß, und insbesondere die Idee von einem Urquell alles Daseyns, (welche in den polytheistischen Religionen nicht sowohl ganz fehlte, als vielmehr in den Hintergrund gestellt worden) nur Eigenthum der wenigen, zu philosophischem Nachdenken fähigen, durch höhere Verstandesbildung ausgezeichneten Menschen werden sollte, da man meinte, daß das Volk sich nie über den Aberglauben zu einem hellen Bewußtseyn der Religion erheben könne. Auf diese ausgezeichnete Wirkung des Christenthums beriefen sich die christlichen Apologeten häufig, da sie dies durch Vergleichung des Christenthums mit den damals vorhandenen Religionssystemen der Philosophen und des Volks am besten schätzen konnten. So sagt Justin M. (Apolog. I. 48.): „Sokrates trieb die Menschen an, nach der Erkenntniß des ihnen unbekannten Gottes mit der Vernunft zu streben, indem er sprach (Bei Platon im Timäus): „Den Vater und Schöpfer alles Daseyns ist es nicht leicht zu finden, und wenn man ihn gefunden, ist es unmöglich, ihn Allen bekannt zu machen." Das, was unser Christus durch seine Macht gewirkt

hat. Denn dem Sokrates glaubte Keiner so weit, daß er für diese Lehre hätte sterben sollen. Christo aber folgten nicht allein Philosophen und Gelehrte, sondern auch Handwerker und ganz unwissende Menschen, und verachteten Ehre, Furcht und Tod, da hier die Kraft des unbegreiflichen Vaters ist, nicht was durch Beweise menschlicher Vernunft gewürkt werden kann." Athenagoras sagt: „Bei uns könnt ihr Unwissende, Handwerker, alte Weiber finden, welche, wenn sie auch den heilsamen Einfluß der christlichen Lehre nicht mit Worten zu beweisen im Stande sind, doch den heilsamen Einfluß der aus derselben fließenden Gesinnung durch die That bewähren." Und Tertullian (Apolog. I. 46.): „Jeder christliche Handwerker hat Gott gefunden, und zeigt ihn dir, und weiset dir in der That alles an, was bei Gott gesucht wird, obgleich Plato behauptet, daß der Schöpfer des Weltalls nicht leicht gefunden, und wenn man ihn gefunden, schwerlich Allen bekannt gemacht werden könne."

So wie aber auch nicht immer das Christenthum unter den Lasterhaften am meisten Eingang fand, denn viele ließen sich ja nicht zur Buße rufen, haßten die Lehre, welche ihre bösen Werke, denen sie nicht entsagen wollten, strafte, so wie hingegen viele gerade durch das früher schon bei ihnen erwachte sittliche Bewußtseyn, durch das früher schon bei ihnen vorhandene sittliche Streben zu dem Evangelium hingeführt wurden, sey es, daß durch den Umgang mit Christen und die

Bekanntschaft mit dem Evangelium es ihnen erst klar wurde, was zu einem wahrhaft heiligen Leben erfordert werde, daß sie jetzt erkannten, wie weit ihr bisheriges Leben hinter diesem Ideal der Heiligkeit zurückstehe, die Unzufriedenheit mit ihrem Innern nun erst bei ihnen erwachend dem Arzte der Seelen sie zuführte, oder daß sie bei ihrem redlichen Streben nach Heiligkeit schon früher den Kampf zwischen dem Gesetze des Geistes und dem Gesetze in den Gliedern erfahren, und nach Erlösung aus diesem Kampfe sich gesehnt hatten, daher freudig demjenigen, der ihnen diese Erlösung verhieß, zueilten (Origenes sagt c. Cels. III. 155.: Wir können mehr solche aufweisen, welche von einem nicht ganz schlechten Leben, als solche, die von den abscheulichsten Sünden bekehrt worden). Aehnlich war es mit dem Mangel oder dem Vorhandenseyn der geistigen Bildung. Viele waren eben durch ihre Geistesrohheit und Unwissenheit, durch den Mangel alles geistigen Lebens für das Licht des Evangeliums unempfänglich, und wurden eben dadurch in der Knechtschaft des heidnischen Aberglaubens festgehalten, (wie denn zwar schon früh die Verkündiger des Evangeliums sich gedrungen fühlten, auch das arme Landvolk in seinen Hütten aufzusuchen [Orig. c. Cels. III. „Es haben sich Einige angelegen seyn lassen, nicht nur nach den Städten, sondern auch nach den Dörfern und Bauerhütten umherzureisen."] und schon frühzeitig Landgemeinden unter ihren eigenen Vorstehern sich

bildeten, aber doch das Heidenthum am längsten unter dem rohen Landvolke sich erhielt, daher bekanntlich in der Zeit, da schon das Christenthum allgemein verbreitet war, das Heidenthum vorzugsweise die Bauernreligion [religio pagonorum] genannt wurde); und viele hingegen wurden gerade durch die geistige Bildung, welche sie voraus hatten, dazu geführt, das Nichtige des heidnischen Götzenwesens einzusehen und diese wurde ihnen der Weg zu der die geistigreligiösen Bedürfnisse des Menschen allein befriedigenden Religion. „Das Christenthum konnte dem verfeinerten, und durch Verbildung irre geleiteten Menschen Augen geben zur Erkenntniß der Wahrheit." (Jam expolitos et ipsa urbanitate deceptos in agnitionem veritatis oculavit. Tertullian apologet. c. 21.)

Manche unter den Gebildeten hatten, da sie an die Volksreligion nicht glauben konnten, in den Systemen der alten Philosophen, welche damals am meisten herrschten, Befriedigung und die ihrem Glauben nothwendige Gewißheit gesucht. Der Stoicismus ließ sie kalt. In jene Selbstgenügsamkeit der eigenen sittlichen Gesinnung (welcher Wahn dem aufrichtig sich selbst prüfenden Menschen, dem es noch nicht gelungen ist, alle seine Gefühle in ein künstliches System hineinzuzwingen, bald durch die Erfahrung widerlegt wird); in jene, die der menschlichen Natur tief eingepflanzten Wünsche und Bedürfnisse unterdrückende, blinde Ergebung nicht an die

weisen Leitungen einer ewigen Vaterliebe, sondern an das unwandelbare Gesetz eines lieblosen, den Kreislauf der Weltentwickelung leitenden Verhängnisses, nach welchem alles einzelne Daseyn zuletzt untergehen müsse — in jene trostlosen Ideen, konnte nur ein sich überhebendes, von einem feinen Hochmuth begleitetes sittliches Gefühl oder der abstrakte Verstand, nicht das warmfühlende Gemüth sich hineinfinden. Das Verlangen nach Daseyn ist tief dem Herzen des Menschen eingeprägt — doch verlangte der Stoicismus auch hier von dem Weisen in ruhiger Ergebung dem Tode entgegenzusehn, ohne etwas von der Zukunft zu wissen, möge die Seele sich mit dem Körper auflösen, oder noch länger fortleben — oder er verkündigte dem Menschen als das letzte Ziel, daß sich seine Seele zuletzt mit allem andern Daseyn mit den Göttern selbst in den einen Lebensgeist, von dem alles ausgeflossen, wieder auflösen werde, in diesen höchsten Gott der Stoiker, eine blinde bewußtlose Kraft, welche Leben schafft, um es wieder zu verschlingen und zu zerstören. Tiefer wirkte die platonische Philosophie, welche für manche aus dem Unglauben sich emporarbeitende Zeiten und einzelne Menschen einen Uebergangspunkt zum Christenthum bildete, auf die Gemüther der wärmeren Menschen ein. Sie entzündete in ihnen oft die Flamme einer gewaltigen Sehnsucht nach den göttlichen Dingen, welche aber, weil sie keine angemessene Nahrung fand, weil jene Sehnsucht unbefriedigt sich

in unbestimmte Gefühle und der Wirklichkeit ermangelnde Dichtungen verlor, vielmehr zerstörend als erwärmend und belebend sich äußern konnte. Den Menschen, welche sich im Gedanken an die Ewigkeit und an einen unbegreiflichen, unendlichen, verborgenen Gott niedergedrückt fühlten von dem Bewußtseyn ihres beschränkten, endlichen, nichtigen Wesens, welchen die Frage schwer auf das Herz fiel: was ist der Tropfen meines Daseyns in dem unermeßlichen Meere des Unendlichen, was ist doch der Mensch, daß Gott seiner gedenke? diesen gab sie für ihr Gefühl menschlicher Schwäche keine genügende Antwort, sie gab ihrem Wunsch glauben zu können, keine feste Stütze, um sich an derselben zur Verbindung des Glaubens mit dem Unendlichen hinaufzuschwingen. Sie führte zwar den Menschen zum Bewußtseyn einer gottverwandten, über die Zeit erhabnen geistigen und sittlichen Natur; aber eine feste, beruhigende Ueberzeugung von einem über das Grab hinaus fortdauernden und zur sittlichen Vollendung, zum Genusse einer ungetrübten Seeligkeit gelangenden persönlichen Daseyns gab sie dem Menschen doch nicht. Die Lehre von einer ihrem Wesen nach über Entstehen und Vergehen erhabenen, ohne Bewußtseyn des früheren Zustandes, die Erscheinungsformen wechselnden Seele, die Lehre daß die Seelen, welche in diesem zeitlichen Leben eine besondere Stufe der Tugend und Weisheit erlangt hätten, nach ihrer Trennung vom Körper für eine lange Periode zu einem göttlichen,

über-

übersinnlichen Leben erhoben würden, um erst nach Verfluß dieser langen Periode wieder durch die Macht des Verhängnisses zur Verbindung mit einem irdischen Körper herabgezogen zu werden. Diese Lehre konnte das Herzensbedürfniß der mehr praktischen als spekulativen Menschen nicht befriedigen. Das Bedürfniß der meisten Menschen verlangte eine sichere, feste Stütze des Glaubens, einen Anker, der hineingehen konnte in das unsichtbare Heiligthum, welches die Seele, ihrer Bestimmung für den Himmel und ihrer ursprünglich gottverwandten, obgleich durch die Sünde von Gott entfremdeten Natur gemäß, zu suchen sich gedrungen fühlt. Wie gewaltig dieses Bedürfniß unter den Menschen dieser Zeit sich hervordrängte, mögen die merkwürdigen Worte des heidnischen Philosophen im dritten Jahrhundert bezeugen, welcher alles aufbot, um durch die von einem vergeistigenden, mystischen Platonismus in ein erkünsteltes Leben zurückgerufene hellenische Religion dies Bedürfniß auf eine täuschende Weise zu befriedigen und die Menschen durch diese Täuschung, von dem Christenthum, welchem sie durch die Macht dieses Bedürfnisses zugeführt wurden, fern zu halten. Zur Einleitung in seine deshalb veranstaltete Sammlung der alten (ächten und untergeschobenen) heidnischen Orakel oder vorgeblichen Götteraussprüche sagt Porphyrius: „Welchen Nutzen aber diese Sammlung hat, werden am besten diejenigen wissen, welche, nach Wahrheit sich sehnend, einst beteten, daß ihnen eine

Göttererscheinung zu Theil werden möge, damit sie durch einen mit glaubwürdiger Autorität begabten Unterricht Ruhe aus ihren Zweifeln erlangen könnten. (Euseb. praep. evang. L. IV. c. VII.) Eben dieses von Vielen so stark gefühlte und nicht befriedigte Bedürfniß der religiösen Natur des Menschen verschaffte denen, welche sich einer Verbindung mit der unsichtbaren Welt, gewisser höherer ihnen mitgetheilten Kräfte rühmten, die sich selbst oder andere täuschten oder beides zugleich, so vielen Eingang und Einfluß in jener Zeit. Manche, welche durch die streitenden Systeme der Philosophen und durch die Kräfte ihrer eigenen Vernunft zu keiner festen, beruhigenden Ueberzeugung gelangen konnten, suchten durch Geistercitirer, Vorsteher räthselhafter Mysterien u. s. w. Mittheilungen der unsichtbaren Welt zu erlangen. In einer, wenn auch gedichteten Erzählung, die vielleicht aus dem zweiten Jahrhunderte herrühren mag, finden wir eine lebendige Schilderung von dem Gemüthszustande der suchenden Menschen dieser Zeit, welche gewiß aus dem Leben dieser Zeit selbst gegriffen ist, (Clementin. Homil. I.). Wir wollen hören, wie ein vornehmer Römer aus dem apostolischen Zeitalter, Clemens, nachher römischer Bischof, hier seine innere Lebensgeschichte darstellt: „Ich, Clemens, konnte meine erste Lebenszeit in sittlichem Wandel zubringen, da der von Kindheit an mich verfolgende Gedanke mich von der Lust zur Betrüb-

niß und zur Anstrengung abrief, denn es wohnte mir der, ich weiß nicht woher, in mich hineingekommene Gedanke ein, der mich häufig an den Tod erinnerte, daß ich nach dem Tode nicht seyn werde, und dann keiner meiner gedenken wird, indem die unendliche Zeit alles in Vergessenheit bringt. Wann die Welt geworden, und was war, bevor die Welt war? War sie von Ewigkeit her, so wird sie auch ewig fortdauern. Ist sie entstanden, so wird sie auch einst aufgelöst werden. Und was wird nach ihrer Auflösung wieder da seyn, wenn nicht vielleicht Todtenstille und Vergessenheit (die trostlose Idee, die sich in mehreren alten Religions-Systemen Asiens findet, daß die wechselndem Formen des einzelnen Daseyns sich zuletzt in ein bewußtloses All auflösen würden, allgemeiner Tod das letzte Ziel, alles Daseyn ein wesenloses Gespenst) und vielleicht wird dann etwas seyn, das ich jetzt noch nicht begreifen kann."

„In solche und ähnliche Gedanken, ich weiß nicht woher, unaufhörlich versunken, marterte ich mich so sehr, daß ich blaß und abgezehrt wurde. Und das Schrecklichste: wenn ich einmal diese Sorge als eine unnütze von mir abwälzen wollte, so wurden meine Leiden nur noch heftiger. Ich war unwillig darüber, ohne zu wissen, daß dieser mir einwohnende Gedanke der segnende Wegweiser zu einer seligen Unsterblichkeit mir werden sollte, wie ich nachher aus eigner Erfahrung erkannte, und dem allmächtigen Gott dafür dankte,

denn durch den mich von Anfang an quälenden Gedanken wurde ich genöthigt, die Wahrheit zu suchen, und gelangte endlich dazu, sie zu finden, und als ich sie gefunden, beklagte ich diejenigen, welche ich schon aus Unwissenheit glücklich preisen wollte."

„Da ich nun von Kindheit an mit solchen Gedanken mich beschäftigte, besuchte ich die Schulen der Philosophen, um eine sichere Erkenntniß zu erlangen, und ich fand dort nichts als Systeme aufbauen und umstürzen, vielfältigen Streit der Meinungen. Zum Beispiel siegte bald die Meinung, daß die Seele unsterblich, bald daß sie sterblich sey. Im ersten Falle freute, im zweiten betrübte ich mich, und nichts blieb endlich fest in meiner Seele. Da ich nun erkannte, daß die Sachen nicht wie sie in Wahrheit sind erscheinen, sondern wie sie von dem Menschen dargestellt werden, ergriff mich noch mehr Schwindel. Deshalb seufzte ich aus der Tiefe meiner Seele, denn ich konnte nichts Festes gewinnen, und doch konnte ich mich von diesen Sagen nicht losmachen, obgleich ich es wollte, wie ich vorhin sagte, denn obgleich ich mir oft Schweigen gebot, so weiß ich doch nicht, wie mir geschah, daß solche Gedanken sich wieder, so daß ich Freude daran empfand, bei mir einschlichen."

„Und in neue Zweifel gerathend, sprach ich zu mir, warum mühe ich mich vergebens ab, da doch die Sache klar ist? Werde ich nach dem Tode nicht mehr seyn, so sollte ich mich nicht,

während ich lebe, darüber betrüben. Ich will lieber die Trübniß versparen für jene Zeit, wenn ich nicht mehr seyn werde, und mich daher auch nicht mehr werde betrüben können. Und sogleich drängte sich in mir ein anderer Gedanke auf, denn ich sprach zu mir: Wenn ich nur nicht dort noch etwas Aergeres als meine jetzige Betrübniß erleiden werde, falls ich kein frommes Leben geführt habe, und wenn ich nur nicht nach den Lehren einiger Philosophen in der Unterwelt ewigen Strafen werde überliefert werden! Ich wandte mir dann ein: aber so ist es nicht; und dann sagte ich wieder: aber wenn es so ist? Da die Sache also ungewiß ist, sagte ich, so ist es sicherer für mich, ein frommes Leben zu führen. Und wie werde ich, um des Guten willen, auf eine ungewisse Hoffnung hinblickend, die sinnlichen Begierden besiegen können? Aber ich habe auch nicht einmal eine zuversichtliche Ueberzeugung darüber, was das Gute und das Gott Wohlgefällige sey. Ich weiß nicht, ob die Seele sterblich oder unsterblich sey, ich kann keine gewisse Lehre finden, und kann doch auch vor solchen Gedanken nicht ruhen."

„Was soll ich nun thun? Ich will nach Aegypten reisen, mir die Hierophanten und Propheten (nicht Weissager, sondern Offenbarer) der dortigen Mysterien zu Freunden machen, ich will einen Zauberer suchen, und wenn ich einen auffinde, ihn durch große Summen bewegen, einen Geist mir zu citiren, als ob ich ihn über eine

Sache befragen wolle. Meine Frage aber wird die Unsterblichkeit der Seele betreffen. Ich werde nicht auf die Antwort des Geistes warten, sondern dessen Anblick, dessen Erscheinung wird mir schon hinreichender Beweis seyn, und ungewisse Worte werden mir, was ich durch den Augenschein erfahren habe, nicht umstürzen können. Doch theilte ich diese meine Absicht einem mir bekannten Philosophen mit, welcher mir aus vielen Gründen rieth, dies nicht zu wagen. Denn — sagte er — wird die Seele dem Zauberer nicht gehorchen, so wirst du, weil du den Gesetzen, welche dies verbieten, entgegen gehandelt hast, in Gewissensangst leben. Wenn sie aber dem Rufe folgt, so wirst du, neben der Gewissensangst, auch in den Dingen der Religion kein Gedeihen mehr haben, weil du solches gewagt hast, denn die Gottheit soll gegen diejenigen zürnen, welche die Seelen der Abgeschiedenen beunruhigen."

„Da ich dies hörte, hatte ich zwar nicht mehr solche Lust, dies zu versuchen, aber ich gab doch mein früheres Vorhaben noch nicht auf, es schmerzte mich nur, mich von der Ausführung desselben zurückgehalten zu sehn."

In dieser Stimmung des Suchens, Wünschens, Zweifelns, Schwankens befand sich Clemens, als er von dem in Palästina erschienenen Sohne Gottes hörte, welcher alle, die ihm glauben, und seiner Lehre gemäß ihr Leben einrichten würden, ewige Seligkeit verheißen, und durch

ichere Thatbeweise göttlicher Kraft seine Verkündigungen unterstützt habe, und da er das Evangelium kennen lernte, fand er in demselben die gesuchte Ruhe. In dieser Darstellung der innern Lebensgeschichte des Clemens zeigt sich uns, wenn sie auch Dichtung seyn mag, gewiß der innere Lebensgang mancher Menschen dieser Zeit. So kam Justin der Märtyrer, nachdem er in manchen philosophischen Systemen gesucht, zuletzt von dem platonischen, durch das er am meisten angezogen worden, endlich zum Christenthum. So war der durch frommen Eifer und wissenschaftliche Erkenntniß ausgezeichnete Bischof Dionysius von Alexandrien im dritten Jahrhundert durch Prüfung verschiedener Systeme zum Christenthum gekommen. Indem er alles zu untersuchen und zu prüfen pflegte, war ihm dieses, wie er selbst sagt, der Weg zum Glauben geworden. (Euseb. hist. eccles. 7. 7.) In den Systemen mancher christlichen Theosophen des Orients (der Gnostiker), welche aus einer Vermischung christlicher Ideen mit schon vorhandenen Denk- und Anschauungsweisen des Orients gebildet worden, läßt sich eine deutliche Spur davon auffinden, daß jene merkwürdigen Männer mit einer über die Gränzen der Menschheit hinausstrebenden Sehnsucht die räthselhaften Bruchstücke aus dem grauen Alterthum herstammender Religionssysteme durchsucht hatten, bis sie von der alles überstrahlenden Herrlichkeit der Offenbarung Gottes im Evangelium angezogen wurden. Wenn gleich sie

nur von der einen Seite, nach der sich ihr ganzes geistiges Leben einmal hingerichtet hatte, in das Christenthum eindrangen, wenn gleich sie nicht die Selbstverleugnung besaßen, ihre bisherigen Ansichten und Geistesrichtungen der neuen Alles umwandelnden Schöpfung, welche das Christenthum nothwendig, wo es recht wirkte, mit sich führte, aufzuopfern oder unterzuordnen; so zeigt sich doch darin auf eine merkwürdige Weise der mächtige Einfluß des Christenthums auf die entgegengesetzten Richtungen der menschlichen Natur; wie es über jene in die Höhe strebende, die Auffassungsformen der menschlichen Natur als zu eng verschmähende, jenseit der Gränzen der menschlichen Natur in die Tiefen des verborgenen Gottes eindringen wollende, so zu sagen, gigantische Geistesrichtung, und auf der andern Seite über jenen nach an der Erde klebenden, das Himmlische zur Erde herabziehenden, mit dem Irdischen es vermischenden Sinn, wie es über beide so entgegengesetzte Sinnes- und Denkarten zugleich seine übermächtige anziehende Kraft ausüben konnte.

II.

Wirkungen des Christenthums auf das allgemeine Gottesbewußtseyn in dem Menschen.

Die allgemeinen Wirkungen des Christenthums in dieser Rücksicht waren, daß es das dunkle Gefühl oder die dunkle Ahnung von dem Daseyn

eines verborgenen Gottes zu dem klaren, lebendigen und belebenden Bewußtseyn der innigen Verbindung mit einem in Christo geoffenbarten Gott machte. Die Idee von Einem Urheber und Urquell alles Daseyns, in dem wir leben, weben und sind, von dessen Geschlecht wir sind und der nicht fern ist von einem Jeden unter uns, diese Idee liegt der geistigen und sittlichen Natur des Menschen tief zum Grunde. Aber wenn sie nur als dunkele Ahnung in dem Hintergrunde des menschlichen Bewußtseyns bleibt, wenn sie nicht als beselendes Princip in das ganze Leben eingreift, das ganze Leben in Beziehung auf dieselbe aufgefaßt wird, so ist sie etwas durchaus unfruchtbares, sie wird endlich ganz von dem Menschen vergessen, und diese übertragen das Gefühl des Göttlichen, das ihnen einwohnt, auf die Mannichfaltigkeit der großen Gegenstände, welche mächtig auf ihre Sinne einwirken, und verfallen in Polytheismus. Es half nichts, wenn nachdenkende Männer die abstrakte Erkenntniß von einer höchsten Einheit hatten, diese konnte, wie dies auch die alten Weisen und Gesetzgeber einsahen, dem Volksbewußtseyn nicht nahe gebracht und nicht in demselben lebendig fortgepflanzt werden. Nicht durch Ueberlieferung einer abstrakten Gotteserkenntniß, sondern nur dadurch, daß das Leben jedes Einzelnen in eine persönliche Beziehung zu einen nicht mehr als verborgen gedachten, sondern als unmittelbar eingreifend in die menschliche Natur, in seiner le-

bendigen Offenbarung erkannten, Gott gesetzt wurde, nur dadurch konnte das Heidenthum von Grund aus vernichtet werden. In der verschiedenen eigenthümlichen Art, wie zum Christenthum übergetretene Heiden jenes lebendige und ihr ganzes Innere erfüllende und durchdringende Gottesbewußtseyn im Verhältniß zu ihrer früheren Denkart aussprachen, läßt sich die Verschiedenheit jener Richtungen und Wege, von welchen aus die Menschen zum Christenthum gekommen waren, wieder erkennen.

Auf die gewöhnliche Frage der sinnlichen Heiden an die Christen: Wer ist denn der Gott, den ihr im Verborgenen ohne allen sinnlichen Cultus, ohne Bilder, Tempel, Altäre verehrt, antwortete Theophilus von Antiochien: „Er ist es, dessen Hauch das All belebt; wenn Er seinen Hauch zurückhält, sinkt das All in Nichts. Du kannst nicht reden, ohne von ihm zu zeugen, von Ihm zeugt dein Lebensathem — und Ihn kennst du nicht. Das geschieht dir wegen der Blindheit deiner Seele, der Verstockung deines Herzens. Gott wird von denen gesehen, welche ihn sehen können, wenn sie das Auge der Seele offen haben. Alle haben Augen, aber Einiger Augen sind verfinstert und sehen das Sonnenlicht nicht, und es folgt nicht daraus, weil die Blinden nicht sehen, daß das Sonnenlicht auch nicht scheinen sollte; sich selbst und ihre eigne Augen mögen die Blinden anklagen. So hast auch du, o Mensch, die Augen deiner Seele verfinstert

rch die Sünde. Der Mensch muß die Seele
n haben, gleich einem hellen Spiegel. Wenn
ünde im Menschen, gleich wie Rost auf dem
piegel ist, kann ein solcher Mensch Gott nicht
n. Aber wenn du willst, kannst du geheilt
rden. Gieb dich dem Arzt hin, und Er wird die
gen deiner Seele und deines Herzens öffnen.
er ist der Arzt? Der Gott, welcher heilt und
endig macht durch sein Wort." So zeigt
eophilus dem Heiden, daß der Mensch durch
Entfremdung von Gott vermöge seiner innern
rderbniß gehindert werde, die durch alles Da-
n ihm entgegentretende Offenbarung Gottes
vernehmen (Vergl. Röm. 1, 20 u. 18.), und
so suchen müsse, von dieser Verderbniß befreit
werden, um in einem geheiligten Herzen das
ild eines geheiligten Gottes abzuspiegeln. Er
eiset mit Recht, wie er dies bei seinem Ueber-
itt aus dem Heidenthum zum Christenthum er-
hren hatte, darauf hin, daß die wahre Gottes-
kenntniß nicht als etwas Abstraktes durch ge-
sse Begriffe von außen her dem Menschen mit-
theilt werden könne, sondern nur auf eine le-
ndige Weise von einer Wiedergeburt des in-
rn Lebens ausgehen müsse.

Männer, welche vor ihrem Uebertritt zum
hristenthum die verschiedenen Systeme der alten
hilosophen durchforscht hatten, erinnerten sich
m mit Freude an die über den Volksaberglau-
n sich erhebenden reineren aus dem durch
e Philosophie entwickelten religiösen Bewußtseyn

hervorgehenden religiösen Ideen, welche ihnen dort waren mitgetheilt worden. Von dem Mittelpunkt des Christenthums aus konnten sie nun in allen zerstreuten Spuren der Wahrheit etwas Verwandtes erkennen und vom beigemischten Falschen es sondern, wie sich Clemens von Alexandrien ausdrückt: „das durch menschlichen Irrthum zerstreute wieder zu Einem harmonischen Ganzen der Wahrheit verbinden und so ohne Gefahr die Wahrheit erkennen. (Clem. Stromat. I. 298.)

Einem Tertullian hingegen, dessen Richtung mehr zum Leben als zur Wissenschaft hinging, der die Spekulation als Verfälscherin des Ursprünglichen haßte, ihm erschien die Stimme der ursprünglichen, gottverwandten Natur des Menschen am stärksten und unverdächtigsten, wo sie in dem einfachen ungebildeten Menschen in unwillkührlichen Aeußerungen hervorbricht. Er wollte zeigen, wie selbst die Herrschaft des Wahns das ursprüngliche Gottesbewußtseyn nicht ganz unterdrücken könne. „Ich rede zu dir Seele," (sagt er in seinem Buche de testimonio animae), „die du nicht durch Schulen gebildet, nicht in Büchern gelehrt bist, nicht menschlicher Weisheit voll, auf dich einfältige, ungebildete und unwissende berufe ich mich, wie du bei denen bist, die nichts als dich haben, wie du auf dem Markte und in der Werkstätte erscheinst. Ich fordere das von dir, was du mit dir dem Menschen zuführst, was du entweder aus dir

bst oder von deinem Schöpfer, wer er sey, ⸗rn gelernt hast. Wir hören dich öffentlich d mit voller Freiheit, was uns nicht verstattet ⸗d, zu Hause und außer dem Hause so ausru⸗ : Was Gott giebt, wenn Gott so will. urch dies Wort bezeugst du das Daseyn eines ttes, schreibst ihm alle Gewalt zu, nach dessen llen du hinsiehst, du leugnest auch das Da⸗ n der übrigen Götter, indem du diese mit ih⸗ besonderen Namen nennst. Auch was wir dem Wesen Gottes sagen ist dir nicht ver⸗ gen. Es ist dein Wort: Der gute Gott, ott giebt das Gute. Du setzest in der That zu: Aber der Mensch ist schlecht. So est Du durch diesen Gegensatz an, daß der ensch eben deshalb schlecht sey, weil er sich von guten Gott entfremdet. Auch in dem, was für den heiligsten Grund der Lehre und des ens halten, in dem Glauben, daß Gott allein Quelle des Guten für den Menschen sey, kom⸗ wir überein. Gott segne dich, sagst du so ht, als es dem Christen nothwendig ist zu sa⸗ . — „Gott sieht alles; ich empfehle es tt; Gott wird es vergelten; Gott wird ischen uns richten.“ Woher solche Aussprü⸗ der Nicht⸗Christen? Ja, während sie oft den ttern huldigen?“ — Er nennt diese Ausbrüche gottbewußten Seele: „Die Lehre der ursprüng⸗ en Natur, im Stillen anvertraut dem angebornen wußtseyn.“ Was Wunder, wenn sie von Gott stammend dasselbe ausspricht, was Gott den

Seinen zu erkennen verliehen hat! In seinem Apologetikus nennt er diese unwillkührlichen Aeußerungen der Menschen das Zeugniß der Seele, welche von Natur eine Christin ist (testimonium animae naturaliter christianae). „Und indem sie solches ausspricht — sagt er — sieht sie nicht zum Capitol, sondern zum Himmel hinauf, denn sie kennt den Sitz des lebendigen Gottes, von ihm und von dorther stammt sie ab. Obgleich in dem Kerker des Körpers eingeschlossen, obgleich durch schlechte Unterweisung gefangen genommen, obgleich durch Lüste und Begierden entkräftet, obgleich Sklavin der falschen Götter, doch wenn sie wie aus einem Rausche, wie aus einem Schlafe, wie aus einer Krankheit zur Besinnung kommt, und zu einem Gefühl der Gesundheit gelangt, nennt sie Gott mit dem Namen allein, der dem wahren Gott eigen ist“ (Apolog. c. 16.).

Wenn Tertullian mit Recht in dem Christenthum die Offenbarung des Gottes erkannte, der nie ganz verborgen seyn, nie ganz dem Menschen fehlen könne, der sich immer erkennen, immer vernehmen lasse, für den unser ganzes Daseyn zeuge und in dem es ruhe, der nicht bewiesen zu werden brauche, der dadurch bewiesen werde, daß er nicht verleugnet werden könne (c. Marcion I. c. 10. 11.), so wurde hingegen das warme Herz des Marcion so hingerissen von der Herrlichkeit der Offenbarung Gottes in Christo, daß er ausrief: Der Gott der Heiligkeit und Liebe, den ich im Evangelium finde, war der

Welt bisher ganz fremd, weder die Natur, noch die Vernunft konnte zu ihm hinweisen; der Gott, den Natur und Vernunft verkündeten, ist nicht der höchste in Christo geoffenbarte Gott. In der beschränkten, schwachen Natur des Menschen ist nichts diesem allmächtigen, heiligen Gott Verwandtes, erst das Christenthum hat ein aus diesem Gott herfließendes, göttliches Leben dem Menschen mitgetheilt, durch das er sich über die ganze endliche Schöpfung zur Gemeinschaft mit diesem unendlichen Wesen der Heiligkeit und Liebe erhebt.“ Wenn gleich hier Wahres und Falsches vermischt ist, so erkennen wir doch daraus, wie außerordentlich und neu das, was das Christenthum von Gott den Menschen mittheilte und die Wirkung desselben in der Menschheit, dem Gemüth eines warmen Heiden erscheinen konnte, wie er, wenn er die Welt, in welche das Christenthum ihn versetzte, mit der Welt, in der er früher gelebt hatte, die ihn umgab, die er im Alterthum vor sich sah, verglich, nun glauben konnte, daß kein Vermittelungspunkt zwischen diesen beiden Welten möglich sey!

III.

Das Verhältniß der christlichen Kirche zu der heidnischen Welt, in welche sie eintrat.

Die Idee einer die Bedürfnisse der menschlichen Natur als solchen zu befriedigen bestimm-

ten, daher für den Menschen unter allen verschiedenen äußeren Verhältnissen geeigneten, über alle irdischen Bildungsformen der Menschheit erhabenen Religion, die Idee einer Religion der Menschheit war dem Alterthum fremd. Der Gegner des Christenthums, Celsus, sagt, ganz unverständig müsse der seyn, welcher glauben könne, daß Hellenen und Barbaren, in Asien, Europa und Libyen, alle bis zu den Gränzen der Erde zur Annahme Einer Religionslehre sich vereinigen würden (Orig. c. Cels. L. V. 438.). Alle alte Religionen waren Volks- und Staats-Religionen, und dies galt insbesondere bei den Römern, bei denen der politische Gesichtspunkt überall und auch in der Religion vorherrschend war. Der öffentliche Abfall der Staats-Bürger von der Staats-Religion, die Einführung einer fremden oder neuen, vom Staate nicht als gesetzmäßig anerkannten Religion (religio illicita) erschien als ein Staatsverbrechen. So wurde daher auch der Uebertritt römischer Bürger oder Unterthanen zum Christenthum von Anfang an angesehen. „Eure Religion ist etwas ungesetzliches (non licet esse vos)," war der gewöhnliche Vorwurf, der den Christen ohne Rücksicht auf den Inhalt ihrer Religion gemacht wurde; dazu kam nun noch der auffallende Unterschied zwischen dem Christenthum und allem, was man bisher Religion zu nennen pflegte. — Da doch alle andere Religionen aus dem grauen Alterthum überlieferte Heiligthümer bestimmter Völker sind, so i[illegible]

hi[illegible]

hingegen eure Religion von Anfang an mit Aufruhr entstanden, Empörung gegen die durch ihr Alter ehrwürdige, wenn gleich wegen ihrer Unduldsamkeit tadelnswerthe, Religion der Ebräer war ihr Ursprung, und sie droht nun überall die vorhandenen Heiligthümer und somit die durch heilige Sitten und Gebräuche befestigte Ordnung der Dinge umzustürzen. Seht doch, wie eure Religion sich von allem, was man bisher Religion zu nennen pflegte, unterscheidet: keine Tempel, keine Altäre, keine Bilder, keine Opfer. Wie paßt eine solche Religion, die nichts für die Sinne giebt, für den in der Sinnenwelt lebenden Menschen, und wenn auch eine rein geistige Religion für wenige Philosophen geeignet seyn könnte, wie für das rohe, unvernünftige Volk?" Erst das Christenthum hat, indem es das wahre Wesen der Religion und das Verhältniß der menschlichen Natur zu Gott in's Licht stellte, die Ideen von Gewissens- und Religionsfreiheit in Umlauf gebracht, wie zuerst die christlichen Apologeten diese Ideen geltend machten. „Es ist doch" — sagt Tertullian zu dem römischen Statthalter Scapula — Menschenrecht und gehört zur natürlichen Freiheit eines Jeden, zu verehren, was seiner Ueberzeugung gemäß ist, und die Religion des Einen kann dem Andern weder schaden noch nützen. Es ist aber auch nicht Religion, Religion erzwingen zu wollen, denn die Religion muß freiwillig, ohne Zwang, angenommen werden. Opfer werden auch nur von dem

freien Herzen verlangt. Wenn ihr uns zu opfern zwingt, werdet ihr euren Göttern nichts geben, denn diese werden keine erzwungene Opfer wollen."

Zuweilen redeten solche Staatsbeamte, welche nicht selbst von dem fanatischen Hasse gegen die Christen ergriffen waren, sondern nur ungern den Gesetzen gegen dieselben dienten, sie selbst redeten den Christen zu, sie mögten doch die äußerlichen Ceremonien der Staatsreligion verrichten, wie die Gesetze es verlangten, sie könnten ja in ihren Herzen glauben, was sie wollten, das Gesetz gebiete nur die äußere Handlung, die etwas an und für sich gleichgültiges sey. Aber die Christen konnten durch solche Klügeleien ihr Gewissen nicht beschwichtigen; tief ihren Herzen eingeprägt war das Wort des Heilandes, das ihnen vor ihrer Taufe war angekündigt worden und von ihren Bischöfen in den Predigten ihnen oft vorgehalten wurde: „Wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich bekennen vor meinem himmlischen Vater. Wer mich aber verleugnet vor den Menschen, den will ich auch verleugnen vor meinem himmlischen Vater." Manche römische Beamte in den Provinzen, denen es mehr um Gewinn als Erfüllung ihrer Amtspflichten zu thun war, erboten sich für eine gewisse Summe, einzelnen Christen einen Schein (libellum) auszustellen, daß sie den Gesetzen gemäß die heidnischen Religionsceremonien verrichtet hätten, und ihnen dadurch für immer

Ruhe zu verschaffen; aber auch dies anzunehmen, wurde von der Kirche als Verleugnung des Glaubens verworfen. Doch die römischen Staatsmänner verlangten nur blinden Gehorsam, sie wußten die Begeisterung, in welcher die Christen ihr irdisches Leben lieber hingaben, als etwas gegen ihr Gewissen zu thun, nicht zu verstehen, die Rechte dessen, was seiner Natur nach das Freieste im Menschen seyn sollte, der religiösen Ueberzeugung eines Jeden, nicht zu achten. Sie sahen in dieser Standhaftigkeit der Christen nur blinde Schwärmerei, strafbaren Ungehorsam und Eigensinn (inflexibilis obstinatio, ψιλη παρατaξις). Freilich erschienen in dieser durch Despotismus entnervten Zeit Menschen, die mit solcher Ruhe dem Tode und grausamen Martern entgegengingen, um einige wenige Worte nicht auszusprechen, einige Ceremonien nicht zu verrichten, besonders auffallend und verdächtig. Eine solche Härte der Seelen — sagte man — passe für die heroischen Zeiten der alten Republik, aber nicht für diese Zeit des Friedens und weicherer Empfindung (nunc tranquillitas pacis et ingenia mitiora. Ad nation. L. I. c. 18.). So sehr die Christen durch ihren gewissenhaften Gehorsam gegen die Obrigkeit sich in jener Zeit auszeichneten, da der Gehorsam gegen die Gesetze oft nur so weit als die Furcht ging (wie denn unter andern Tertullian sich darauf berufen konnte, daß das, was der Staat an Tempeleinkünften durch Abnahme des Götzendienstes ver-

liere, demselben reichlich durch die gewissenhafte Treue, mit der die Christen Abgaben und Zölle entrichteten, wieder eingebracht werde, so konnte sie doch nichts bewegen, den Menschen mehr als Gott zu gehorchen. Nichts konnte sie bewegen, den Kaisern eine Ehre zu erweisen, welche abgöttische Schmeichelei der Heiden ersonnen hatte, bei den Genien der Kaiser zu schwören, ihren Bildnissen zu opfern oder Weihrauch zu streuen, an den lärmenden, ausschweifenden und oft unanständigen öffentlichen Freudensbezeugungen und Lustbarkeiten zur Ehre der Kaiser, an den Geburtstagen derselben, den Jahrestagen ihrer Thronbesteigung, bei ihrer Siegesfeier Theil zu nehmen. Deshalb klagte man sie nun an, ohne die Gründe ihrer Handlungsweise zu berücksichtigen, die den Kaisern schuldige Ehrfurcht verletzt zu haben (man nannte sie hostes publicos, irreligiosos in Caesares). „Wir" — sagt Tertullian, Apologetic. 30. — die Christen gegen jenen Vorwurf vertheidigend — „wir rufen für das Wohl der Kaiser den ewigen, wahren, lebendigen Gott an, den, welchen auch die Kaiser selbst vor allen Andern zu ihrem eigenen Gott zu haben wünschen, sie wissen, wer ihnen die Regierung verliehen, sie wissen als Menschen, von wem sie auch das Leben haben. Sie fühlen es, daß der einzige Gott der sey, in dessen Gewalt allein sie stehn, nach dem sie die ersten sind, sie über alle Götter erhaben. Denn wie sollten sie es nicht seyn, da sie über alle Menschen erhaben sind. Sie beden-

ken, wie weit die Gewalt ihrer Regierung sich erstrecket und erkennen so den Gott, gegen den sie nichts vermögen, durch den sie alles zu vermögen sich bewußt sind. Zu dem blicken wir Christen hinauf, indem wir unsre Hände, weil sie schuldlos sind, frei zu ihm ausstrecken, mit entblößtem Haupt, weil wir uns nicht vor ihm schämen; endlich ohne dazu aufgefordert zu werden, weil es aus dem Herzen kommt, beten wir für alle Kaiser, daß ihnen langes Leben, eine sichere Regierung, ein tapferes Heer, ein treuer Senat, ein redliches Volk, ein ruhiges Reich, und was der Mensch und der Kaiser wünschen kann, zu Theil werde. Dies kann ich von Keinem Andern erbitten, als von Dem, von dem ich es zu erlangen gewiß bin, weil Er der ist, der allein dies verleihen kann, und ich dazu geeignet bin, es von ihm zu erlangen, ich sein Diener, der ich ihn allein verehre, der ich für sein Gesetz mein Leben hingebe, der ich ihm das wahre Opfer darbringe, das er selbst geboten, ein Gebet, das aus einem keuschen Leibe, aus einer schuldlosen Seele, das vom heiligen Geiste kommt, nicht ein Paar Körner Weihrauchs, nicht zwei Tropfen Wein, nicht das Blut eines abgelebten Stiers, der schon zu sterben wünscht, und nach allem Verunreinigenden noch dazu ein beflecktes Gewissen, so daß es mich wundert, warum, wenn bei euch die Opferthiere von den lasterhaftesten Priestern besichtigt werden, ihr vielmehr die Herzen der Opferthiere als der Opfernden selbst un-

terrache?" Und nachher: „Ich will den Kaiser wohl Herrn nennen, aber nur dann, wenn ich nicht gezwungen werde, ihn statt Gott meinen Herrn zu nennen. Sonst bin ich frei vor ihm, denn ich habe nur einen Herrn, den allmächtigen ewigen Gott, derselbe, der auch des Kaisers Herr ist. Wie mag der Herr seyn, welcher Vater des Vaterlandes ist?"

Unter der Kaiserherrschaft betrachtete man alle geschlossenen Verbindungen (ἑταιρεῖαι) mit Argwohn, man fürchtete politische Zwecke. Nun bemerkte man die innige und lebendige Verbindung, die brüderliche Liebe und Theilnahme unter den Christen in allen Gegenden. Römische Polizeileute hatten von dem, was die Herzen zusammenhielt, von jenem Bunde unsichtbarer Gemeinschaft keine Ahnung. Sie suchten äußerliche Zwecke und Mittel der Verbindung. „Kaum" — hieß es — „kommen Christen zusammen, so erkennen sie einander als Glieder eines geheimen Bundes zu verborgenen Zwecken an gewissen Zeichen, und sind deshalb gleich wie Brüder mit einander verbunden. Bei Ihren Liebesmälern (Agapen) verbinden sie sich durch schauervolle Eidesformeln und sinnbildliche Gebräuche." Tertullian sagt gegen diesen Argwohn (Apologet. c. 38.): „Wir, die wir gegen Ehre und Ruhm kalt sind, haben keine Ursache zu geheimen Verbindungen, nichts ist uns mehr fremd, als die Politik, wir kennen nur Einen Staat für alle, die Welt." Während die Einen verborgene po-

litische Absichten bei den Christen suchten, klagten die Andern hingegen ihr zurückgezogenes, freudenloses, finstres, um die öffentlichen Dinge unbekümmertes Leben an. Es fielen die Christen ihnen auf, wie sie von den öffentlichen, lärmenden Lustbarkeiten sich zurückzogen, wie man sie nicht in den Schau- und Fechterspielen bemerkte, wie sie beteten, fasteten, mehr von dem ewigen Leben, als von dem irdischen sprachen. Man nannte sie „unbrauchbar für das Leben, lichtscheue Menschen, die stumm sind, wenn sie öffentlich erscheinen, geschwätzig, wenn sie unter einander zusammenkommen.“ Gegen jene Vorwürfe sagt Tertullian (c. 42.): „Wie sollten diejenigen für das Leben unbrauchbare Menschen seyn, die mit euch leben, denselben Lebensunterhalt, dieselben Lebensbedürfnisse mit euch gemein haben? Denn wir sind keine Brachmanen oder Gymnosophisten der Inder, keine Waldbewohner, keine Einsiedler, die das Leben fliehen. Wir sind wohl eingedenk des Dankes, den wir Gott unserem Herrn und Schöpfer schuldig sind. Wir verschmähen keinen Genuß seiner Gaben, wir suchen nur das rechte Maß zu halten, und Mißbräuche zu vermeiden. Wir bewohnen diese Welt daher nicht, ohne euren Markt, eure Badeanstalten, Wirthshäuser, Werkstätten, Messen und alles, was sonst zum Verkehr des Lebens gehört, zu theilen. Wir treiben Schifffahrt, Kriegsdienst, Landbau, Handel mit euch. Wir theilen eure

Gewerbe, wir geben unsre Arbeit auch für euren Gebrauch her."

IV.

Wie die Christen ihren Beruf betrachteten.

Das in der heiligen Schrift oft gebrauchte so anschauliche und in seiner Anwendung so fruchtbare Bild, wenn das Leben des Christen mit einem fortwährenden Kampfe, der Christ mit einem Streiter des Herrn verglichen wird; dies Bild war den Christen dieser ersten Zeit besonders lieb und geläufig. Denn wenn die Christen andrer Zeiten in der äußeren Ruhe und Wohlfahrt das Wesen ihres Berufs vergessen konnten, so wurden die Christen dieser ersten Zeit durch ihre ganze äußere Lage an ihre Bestimmung zur geistlichen Ritterschaft erinnert, denn überall sah sich ja die Kirche mit der heidnischen Welt im Kampfe, und schon das äußere Bekenntniß des Christenthums nöthigte zur Theilnahme an diesem Kampfe. Die Christen betrachteten sich als Streiter Gottes und Christi (milites Dei et Christi) gegen die feindlichen Mächte der Finsterniß, gegen alles, was diesen dem Reiche des Satans angehörend erschien, gegen den heidnischen Götzen- und Sündendienst. Wer durch die Taufe der christlichen Kirche sich anschloß, mußte durch einen der Vorsteher der Gemeinde gegebenen Handschlag geloben, zu entsagen dem Sa-

tan und seinen Engeln und all seinem Wesen, worunter man nicht allein allen Götzendienst und Alles, was mit demselben in Verbindung, vorgebliche Zauberei, Wahrsagerkünste, heidnische Lustbarkeiten, sondern überhaupt alle Arten der Sünde verstand, und ein gottgeweihtes, der Lehre Christi entsprechendes Leben zu führen. Diese Verpflichtung nannte man den christlichen Soldateneid, das sacramentum militiae Christianae. So betrachtete man das Glaubensbekenntniß, welches die Christen auswendig lernten und bei der Taufe ablegten, als die christliche Parole (tessera militiae Christianae, symbolum). Das Zeichen des Kreuzes, mit welchem die Christen alle bedeutenden Handlungen des Lebens und Geschäfte des Tages zu beginnen pflegten, als das Bild ihres Imperators, welches die Soldaten vor ihrer Stirn trugen. Daher betrachteten die Christen sich, wenn sie im Gebet versammelt ihre Herzen zum Herrn erheben wollten, dies so als ob sie vor ihrem Herrn auf dem Posten ständen und Wache hielten (stationes).

Die christlichen Streiter erwarteten, wenn sie aus dem Kampfe dieses Lebens treu in ihrem Beruf abträten, den Siegeskranz aus der Hand ihres Imperators, Christus. An jene bei der Taufe eingegangene Verpflichtung wurden die Christen immer erinnert, wenn man sie zur Treue in ihren Christenpflichten ermahnte. So schreibt Tertullian (ad Martyres c. 3.) da er die Christen zur Standhaftigkeit unter den Verfolgun-

gen ermahnt: „Schon damals wurden wir berufen zur Ritterschaft des lebendigen Gottes (ad militiam Dei vivi), als wir unsren Soldateneid durch unser Ja auf die uns vorgelegten Fragen (Entsagst du u. s. w.?) ablegten (cum in sacramenti verba respondimus). Kein Krieger geht mit seinen Bequemlichkeiten, oder aus seiner Stube zur Schlacht, sondern aus dem Lager, wo man sich abhärtet und an alle Ungemächlichkeit gewöhnt. Auch im Frieden lernen die Soldaten durch Arbeit und Mühseligkeiten schon den Krieg ertragen, indem sie immer unter den Waffen sind, auf dem Felde sich üben, Gräben aufführen. Also, ihr Gesegneten, betrachtet alles, was euch hart ist, als Uebung eurer Seelen- und Körperkräfte. Ihr zieht in einen guten Kampf, bei welchem der lebendige Gott der Kampfrichter ist, wo der heilige Geist die Kampfübungen leitet, der Siegespreis engelgleiches Leben im Himmel, ewige Herrlichkeit."

Aus der heiligen Schrift abgeleitet, und tief in dem Wesen des Christenthums begründet, war auch eine andere Idee, mit welcher die ersten Christen ihren Beruf gern bezeichneten, und aus welcher Idee wie aus jener des christlichen Kriegerstandes manche besondere Vorstellungen und Gebräuche derselben herflossen. Die Idee von einem allgemeinen christlichen Priesterthume, einem priesterlichen Geschlechte, dem alle Christen angehörten. Das Christenthum hat die Scheidewand zwischen Priestern und Layen, Geistlichen

und Weltlichen aufgehoben. Durch den Einen wahren Priester, Christus, sind alle, die an ihn glauben, dem himmlischen Vater geweiht; als seine Brüder mit ihm Priester geworden, mit ihm durch den Glauben verbunden, von dem Geist der Kindschaft Gottes durch ihn erfüllt, erheben sie sich frei ins himmlische Heiligthum, wohin Er ihnen vorangegangen und wozu Er den Zugang ihnen eröffnet hat, sie bedürfen daher keines Menschen zum Priester, der ihnen das Heiligthum, das ihnen nicht mehr im Schatten und Bilde, sondern in Wahrheit und Wesen offenbart worden, vorzeichne oder sie als Unmündige an dem Gängelbande seiner Satzungen dahin leite, der als Verwalter die Schätze des Himmels, die Alle auf gleiche Weise aus der Hand der ewigen Liebe empfangen können, nach seiner Weisheit abmessend ihnen austheile, der ihnen sage, was von Gott zu wissen ihnen gerade Noth thut, denn alle sollen von Gott gelehrt werden, von demselben Geiste, der in alle Wahrheit leitet, lernen, aus derselben inneren Salbung schöpfen, für alle, Ein Geist, Ein göttliches Leben, Ein Glauben, eine Hoffnung, Ein Erlöser, der allein Meister will genannt seyn, vor dem alle, die sich die Seinen nennen wollen, auf gleiche Weise sich als Sünder bekennen müssen, um alle allein von ihm unmittelbar, nicht von irgend einem Menschen oder durch irgend einen Menschen Erlösung und Heiligung zu empfangen. Es war nicht mehr die Zeit, da die Menschen hingingen

zu ihren stummen Götzen, wie sie geführt wurden von ihren Priestern, alle waren jetzt in der Religion mündig geworden. Der hohe Priester der Menschheit, dem sie jetzt folgten nicht zu stummen Götzen, sondern zu dem lebendigen Gott hin, leitete sie nicht so blindlings, sondern gab ihnen selbst ein inneres Licht, das sie nicht verließ, Einen Geist, der sich in mancherlei Gaben offenbarte. Jeder wahre Christ sollte nach seiner eigenthümlichen, durch diesen göttlichen Geist beseelten und geheiligten Natur seine besondere Gnadengabe, durch die er als Glied zum Besten des Ganzen wirken sollte, empfangen. Justinus Martyr sagt: Wenn die Propheten des alten Bundes nur einzelne Gaben und Kräfte von dem göttlichen Geiste empfangen hatten, so besitzt dagegen Christus die ganze Fülle dieses göttlichen Geistes, und er theilt den Gläubigen, wie den Propheten des alten Bundes aus seiner Fülle Geistesgaben mit, je nachdem sich Jeder solcher würdig macht. „Die Christen empfangen, nachdem sie erleuchtet worden im Namen Christi (dies bezieht sich auf die Wiedergeburt durch die Taufe, welche auch mit dem Namen der Erleuchtung in dieser Zeit bezeichnet wurde), der Eine den Geist der Erkenntniß, der Andere den Geist des Raths (der christlichen Lebensweisheit), der Andere den Geist der Kraft, der Andere den Geist der Heilung, der Andere den Geist des Vorhersehens, der Andere den Geist der Lehrgaben, der Andere den Geist der Furcht Gottes" (vergl. S. 258 u. 314).

So war es eine in das Leben und Denken eingedrungene Idee, daß sie alle durch den uben an Christus, den hohen Priester, und Gemeinschaft mit ihm, geworden seyen ein rhaft priesterliches Geschlecht, zu Priestern tes geweiht durch die von ihrem Erlöser em-gene innere Salbung eines heiligenden gött-n Geistes [daher die symbolische Handlung, ebeu durch die Taufe mit Christo Verbundenen, alben (Tertull: de baptismo c. 7.)], bestimmt)-Wort und Werk zu verkündigen die Tu-en deß, der sie von der Finsterniß berufen einem wunderbaren Licht, ihm in ihrem Ge-ınd Leben ein geistliches Dankopfer als Er-e darzubringen. Ihm sollte ihr ganzes Le-und Gut, als seine Gabe im Namen Christi ligt, wieder zu seinem Dienste im Geiste ; kindlicher Liebe geweiht seyn. Wir sind agt Justin. M. Dial. Tryph. 344. — durch Namen wie Ein Mensch Gott dem Schöp-es Weltalls geweiht, durch seinen Namen 1 wir das schmutzige Kleid der Sünde aus-jen, erglüht durch das Wort seiner Beru-, und wir sind das wahre hohepriesterliche plecht Gottes, wie Gott selbst bezeugt, in-er spricht, daß an allen Orten unter den m wohlgefällige und reine Opfer ihm darge-t werden sollen. (Maleach. 1, 11.) Er nimmt Keinem Opfer an, als von seinen Priestern. Gebet und Danksagung, von den Würdigen bracht, sind ächte und Gott wohlgefällige

liere, demselben reichlich durch die gewissenhafte Treue, mit der die Christen Abgaben und Zölle entrichteten, wieder eingebracht werde, so konnte sie doch nichts bewegen, den Menschen mehr als Gott zu gehorchen. Nichts konnte sie bewegen, den Kaisern eine Ehre zu erweisen, welche abgöttische Schmeichelei der Heiden ersonnen hatte, bei den Genien der Kaiser zu schwören, ihren Bildnissen zu opfern oder Weihrauch zu streuen, an den lärmenden, ausschweifenden und oft unanständigen öffentlichen Freudensbezeugungen und Lustbarkeiten zur Ehre der Kaiser, an den Geburtstagen derselben, den Jahrestagen ihrer Thronsbesteigung, bei ihrer Siegesfeier Theil zu nehmen. Deshalb klagte man sie nun an, ohne die Gründe ihrer Handlungsweise zu berücksichtigen, die den Kaisern schuldige Ehrfurcht verletzt zu haben (man nannte sie hostes publicos, irreligiosos in Caesares). „Wir" — sagt Tertullian, Apologetic. 30. — die Christen gegen jenen Vorwurf vertheidigend — „wir rufen für das Wohl der Kaiser den ewigen, wahren, lebendigen Gott an, den, welchen auch die Kaiser selbst vor allen Andern zu ihrem eigenen Gott zu haben wünschen, sie wissen, wer ihnen die Regierung verliehen, sie wissen als Menschen, von wem sie auch das Leben haben. Sie fühlen es, daß der einzige Gott der sey, in dessen Gewalt allein sie stehn, nach dem sie die ersten sind, sie über alle Götter erhaben. Denn wie sollten sie es nicht seyn, da sie über alle Menschen erhaben sind. Sie bedan-

ken, wie weit die Gewalt ihrer Regierung sich erstrecket und erkennen so den Gott, gegen den sie nichts vermögen, durch den sie alles zu vermögen sich bewußt sind. Zu dem blicken wir Christen hinauf, indem wir unsre Hände, weil sie schuldlos sind, frei zu ihm ausstrecken, mit entblößtem Haupt, weil wir uns nicht vor ihm schämen; endlich ohne dazu aufgefordert zu werden, weil es aus dem Herzen kommt, beten wir für alle Kaiser, daß ihnen langes Leben, eine sichere Regierung, ein tapferes Heer, ein treuer Senat, ein redliches Volk, ein ruhiges Reich, und was der Mensch und der Kaiser wünschen kann, zu Theil werde. Dies kann ich von Keinem Andern erbitten, als von Dem, von dem ich es zu erlangen gewiß bin, weil Er der ist, der allein dies verleihen kann, und ich dazu geeignet bin, es von ihm zu erlangen, ich sein Diener, der ich ihn allein verehre, der ich für sein Gesetz mein Leben hingebe, der ich ihm das wahre Opfer darbringe, das er selbst geboten, ein Gebet, das aus einem keuschen Leibe, aus einer schuldlosen Seele, das vom heiligen Geiste kommt, nicht ein Paar Körner Weihrauchs, nicht zwei Tropfen Wein, nicht das Blut eines abgelebten Stiers, der schon zu sterben wünscht, und nach allem Verunreinigenden noch dazu ein beflecktes Gewissen, so daß es mich wundert, warum, wenn bei euch die Opferthiere von den lasterhaftesten Priestern besichtigt werden, ihr vielmehr die Herzen der Opferthiere als der Opfernden selbst un-

tersucht?" Und nachher: „Ich will den Kaiser wohl Herrn nennen, aber nur dann, wenn ich nicht gezwungen werde, ihn statt Gott meinen Herrn zu nennen. Sonst bin ich frei vor ihm, denn ich habe nur einen Herrn, den allmächtigen ewigen Gott, derselbe, der auch des Kaisers Herr ist. Wie mag der Herr seyn, welcher Vater des Vaterlandes ist?"

Unter der Kaiserherrschaft betrachtete man alle geschlossenen Verbindungen (ἑταιρεῖαι) mit Argwohn, man fürchtete politische Zwecke. Nun bemerkte man die innige und lebendige Verbindung, die brüderliche Liebe und Theilnahme unter den Christen in allen Gegenden. Römische Polizeileute hatten von dem, was die Herzen zusammenhielt, von jenem Bunde unsichtbarer Gemeinschaft keine Ahnung. Sie suchten äußerliche Zwecke und Mittel der Verbindung. „Kaum" — hieß es — „kommen Christen zusammen, so erkennen sie einander als Glieder eines geheimen Bundes zu verborgenen Zwecken an gewissen Zeichen, und sind deshalb gleich wie Brüder mit einander verbunden. Bei Ihren Liebesmälern (Agapen) verbinden sie sich durch schauervolle Eidesformeln und sinnbildliche Gebräuche." Tertullian sagt gegen diesen Argwohn (Apologet. c. 38.): „Wir, die wir gegen Ehre und Ruhm kalt sind, haben keine Ursache zu geheimen Verbindungen, nichts ist uns mehr fremd, als die Politik, wir kennen nur Einen Staat für alle, die Welt." Während die Einen verborgene po-

litische Absichten bei den Christen suchten, klagten die Andern hingegen ihr zurückgezogenes, freudenloses, finstres, um die öffentlichen Dinge unbekümmertes Leben an. Es fielen die Christen ihnen auf, wie sie von den öffentlichen, lärmenden Lustbarkeiten sich zurückzogen, wie man sie nicht in den Schau- und Fechterspielen bemerkte, wie sie beteten, fasteten, mehr von dem ewigen Leben, als von dem irdischen sprachen. Man nannte sie „unbrauchbar für das Leben, lichtscheue Menschen, die stumm sind, wenn sie öffentlich erscheinen, geschwätzig, wenn sie unter einander zusammenkommen.“ Gegen jene Vorwürfe sagt Tertullian (c. 42.): „Wie sollten diejenigen für das Leben unbrauchbare Menschen seyn, die mit euch leben, denselben Lebensunterhalt, dieselben Lebensbedürfnisse mit euch gemein haben? Denn wir sind keine Brachmanen oder Gymnosophisten der Inder, keine Waldbewohner, keine Einsiedler, die das Leben fliehen. Wir sind wohl eingedenk des Dankes, den wir Gott unserem Herrn und Schöpfer schuldig sind. Wir verschmähen keinen Genuß seiner Gaben, wir suchen nur das rechte Maß zu halten, und Mißbräuche zu vermeiden. Wir bewohnen diese Welt daher nicht, ohne euren Markt, eure Badeanstalten, Wirthshäuser, Werkstätten, Messen und alles, was sonst zum Verkehr des Lebens gehört, zu theilen. Wir treiben Schifffahrt, Kriegsdienst, Landbau, Handel mit euch. Wir theilen eure

so sollt ihr mein Volk seyn," und der Heiland (Joh. 14, 23.): „Wer mich liebt, der wird mein Wort halten, und wir werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm machen."

Als man am Ende des zweiten Jahrhunderts schon hin und wieder anfing, auf eine falsche Weise das jüdische Priesterthum auf die christliche Kirche anzuwenden, als ob es in derselben auch ein solches sichtbares und äußerliches Priesterthum und eine vorzugsweise Gott geweihte Priesterkaste geben müsse, widersetzte sich der noch vorhandene urchristliche Geist dieser unevangelischen Anmaßung, und die Laien beriefen sich darauf, daß auch sie als Christen ein priesterliches Volk seyen.

Da ferner orientalische Theosophen, die zum Christenthum übergetreten waren, ohne ihre Denkart ganz nach dem Christenthum und durch dasselbe umbilden zu wollen, die in den alten orientalischen Religionssystemen vorherrschende Unterscheidung einer höhern geheimen Priesterlehre und einer exoterischen Volksreligion auch in das Christenthum zu übertragen suchten, die Gnostiker sich einer höheren Erkenntniß von der nur zum Autoritätsglauben fähigen Menge rühmten, sich die Geistlichgesinnten im Gegensatz gegen die das Christenthum zu fleischlich Auffassendem zu nennen pflegten; so hielt dagegen die christliche Kirche den Grundsatz fest, daß alle Christen an demselben Einen einfachen Glauben und in demselben an Einem höhern Leben Theil haben sollten, daß

alle

alle ächte Christen auch nothwendig von dem Geiste Gottes erleuchtete, wahrhaft geistlich gesinnte Menschen seyen. Gegen jene Anmaßung vertheidigt Clemens von Alexandrien den allgemeinen geistlichen Charakter aller wahren Christen (Pädagog. L. I. c. VI.): „Wir leben schon, die wir vom Tode uns losgemacht haben. Christo nachfolgen ist also schon das Heil. Wer mein Wort hört und glaubt dem, der mich gesandt hat, spricht er, der hat das ewige Leben, und kommt nicht in das Gericht, sondern er ist vom Tode zum Leben hindurchgedrungen. So ist schon das Glauben und Wiedergeborenwerden das wahre Leben, denn Gott wirkt nichts halb. Ihr selbst, spricht der Apostel (1. Thessal. 4, 8.), seyd von Gott gelehrt. Wir können uns also nicht vorstellen, daß er seinen Unterricht unvollständig lasse. Wer nun wiedergeboren und erleuchtet worden, ist sogleich befreit von der Finsterniß, und hat von selbst das Licht empfangen; so wie wer vom Schlaf sich losgemacht, sogleich im Inneren wach ist. Oder vielmehr, so wie, wer sich den Staar gestochen, nicht von außen her dem kranken Auge ein neues Licht mittheilt, da er ein solches nicht hat, sondern er hat nur das dem Gesicht entgegenstehende Hinderniß hinweggenommen und dem Augapfel seine Freiheit wieder gegeben; so werden wir auch durch die Taufe von der Sünde, welche wie ein Nebel den Strahlen des göttlichen Geistes entgegensteht, befreit, und erhalten wieder frei, ungehemmt in

seinem Licht, das Geistesauge, durch welches allein wir das Göttliche schauen können, wenn vom Himmel herab der heilige Geist uns zufließt. — Daß der Glaube das Eine allgemeine Heil für die ganze Menschheit ist, erklärt uns am deutlichsten der Apostel Paulus, indem er spricht (Gal. 3, 23.): Ehe denn der Glaube kam, wurden wir unter dem Gesetze verwahret und verschlossen auf den Glauben, der da sollte geoffenbaret werden. Also ist das Gesetz unser Zuchtmeister gewesen auf Christum, daß wir durch den Glauben gerecht würden. Nun aber der Glaube gekommen ist, sind wir nicht mehr unter dem Zuchtmeister. Hört ihr nicht, daß wir nicht mehr unter jenem Gesetze stehen, welchem die Furcht beiwohnte, sondern unter dem Erzieher der Freiheit, dem Sohn Gottes? Dann fügt er hinzu jenes Wort, wodurch aller Unterschied der Personen aufgehoben wird: „Denn ihr seyd alle Gottes Kinder durch den Glauben an Christum Jesum. Denn wie viele Eurer getauft sind, die haben Christum angezogen. Hier ist kein Jude noch Grieche, hier ist kein Knecht noch Freier, hier ist kein Mann noch Weib, denn ihr seyd allzumal Einer in Christo Jesu."

Es sind also in dem Christenthum nicht die Einen Inhaber höherer Wahrheit, die Andern Fleischlichdenkende, (όι μεν γνωςικοι, οι δὲ ψυχικοι), sondern alle wahren Christen sind von der Herrschaft der fleischlichen Begierden befreit, einander gleich bei dem Herrn und sämmtlich

Geistliche geworden." So wie schon in dieser Zeit der ächt evangelische Geist sich denen entgegenstellen mußte, welche mehr als die übrigen Christen glaubten seyn oder des Besitzes höherer Wahrheit vor dem einfachen Glauben voraus sich rühmen zu können, so mußte auch die Allgemeinheit und Gleichheit des Christenberufs dargethan werden gegen diejenigen, welche eine solche dem Geist des Evangeliums feindselige Unterscheidung unter den Christen benutzten, um der Ermahnung zu einem größeren Ernste des christlichen Lebens auszuweichen, welche sich damit entschuldigten: „sie seyen keine Philosophen, sie hätten nicht lesen gelernt, und könnten daher die Bibel auch nicht lesen." Gegen diese sagt Clemens (L. III. Paedag. fol. 255.): „Wenn sie auch nicht lesen könnten, seyen sie doch unverantwortlich, weil sie das Wort Gottes hören könnten (das Vorlesen der heiligen Schrift nahm bei den kirchlichen Zusammenkünften einen Haupttheil der Zeit ein; man wollte denen, die nicht lesen konnten, dadurch Gelegenheit geben, sich doch eine vertraute Bekanntschaft mit der heiligen Schrift zu erwerben); der Glaube sey nicht das Eigenthum der Weltweisen, aber der in Gott Weisen. Die Schrift des Glaubens, die eine göttliche sey, und doch auch von Unwissenden erlernt werden könne, heiße Liebe" (das heißt, durch die Liebe müsse sich der Glaube in den Herzen aller Christen auf gleiche Weise in göttlicher Kraft lebendig und wirksam zeigen).

Ferner betrachteten die Christen ihren neuen Stand gern als einen Kinderstand in Bezug auf das durch Christum erlangte neue Leben, das neue kindliche Verhältniß zum himmlischen Vater, den heiligen Kindersinn der nichts Eigenes suchenden, an kein Falsch denkenden, unbefangenen, aufrichtigen Gottergebenheit (daher in manchen Gegenden von Afrika der symbolische Gebrauch, dem Neugetauften als Zeichen jener christlichen Kindschaft und jenes davon unzertrennlichen Kindersinnes eine Mischung von Milch und Honig, womit man die Kinder zu nähren pflegte, vorzusetzen). Christus der Kindererzieher, der sich zu allen ihren Bedürfnissen herabläßt, um sie zu sich heraufzuziehen. (So sagt Clemens in seinem Hymnus an Christus: versammle deine einfachen Kinder, zu preisen mit heiligem Sinne, zu loben ohne Falsch, mit unschuldigem Munde den Führer der Kinder, Christus.) Sie betrachteten sich auch gern als die freien Kinder im Reiche der Gnade im Gegensatz gegen die Knechte unter der Herrschaft des Gesetzes, oder als die durch den Erlöser freigemachten Knechte. Sie waren aber fern davon, die Freiheit zu mißbrauchen, um dem Fleische Raum zu geben; sie wußten wohl, daß das Wesen der christlichen, der einzig wahren Freiheit (da alle andre, die sich dafür ausgiebt, nur Knechtschaft mit Knechtschaft, Götzen mit Götzen vertauscht) in der freimachenden, mit Lust und Freude das Gesetz erfüllenden Liebe bestehet. „Nicht deshalb" —

sagt Irenäus (IV. 27.) — „hat er uns befreit, daß wir ihn verlassen sollten (denn Keiner kann von den Gütern seines Herrn sich ausschließend sich selbst, was ihm zum Heil nothwendig ist, erwerben), sondern daß wir, je mehr wir seine Gnade erlangt, desto mehr ihn lieben sollten."

V.

Lieblingssinnbilder der Christen.

Die Sinnbilder, welche den Christen dieser Zeit am geläufigsten und liebsten waren, zeigen uns die Empfindungen und Ideen, durch welche ihr inneres Leben beseelt wurde. Zwar gab es noch keine Gemälde und Bildnisse in den einfachen Versammlungshäusern der Christen, denn diese fürchteten durch den Gebrauch derselben bei dem Gottesdienste den Heiden sich zu sehr zu nähern, und wir bemerkten ja oben, wie ihnen diese bilderlose Religion von den Heiden zum Vorwurf gemacht wurde. Aber sie verschmähten darum den Gebrauch der Kunst nicht im gewöhnlichen Leben. Sie sahen hier Wände, Trinkgefäße, Siegelringe voll von Bildern, wie sie der heidnische Götzendienst und Fabelkreis darbot. Da diese Bilder ihrem christlichen Gefühle nun unmöglich zusagen konnten, so fühlten sie sich gedrungen, diesen Bildern andre aus dem christlichen Leben gegriffene entgegenzustellen. So

war ein Lieblingsbild auf den Bechern der Christen nach jenem evangelischen Gleichnisse ein Hirt, der ein Lamm auf seinen Schultern trägt; wie sie immer von Dankbarkeit gegen den Erlöser durchdrungen waren, der sie aus der verderbten Welt errettet, auf dessen Gnade sie allein vertrauten, wie sie am liebsten als die von ihm erlöseten Sünder sich betrachteten. Auf ihren Siegelringen sollten die Sinnbilder seyn: eine Taube, das bekannte Sinnbild des heiligen Geistes, ein gen Himmel segelndes Schiff, die christliche Kirche und jede ihr angehörende christliche Seele; eine Leier, die Freude im heiligen Geist, der im Lobgesange seines Gottes lebende Christ; ein Anker, die christliche Hoffnung, die auch hineingeht in das Inwendige des Vorhangs; ein Fisch oder ein Fischer, der geistliche Fischfang (Matth. 4, 19.); die Christen, als Wiedergeborne durch die Taufe, gleichsam geboren aus dem Wasser (die Kinder, welche der Erlöser aus dem Wasser hervorgezogen, τα ἐξ ὑδατος ἀνασπωμενα παιδια Clemens Alex.); der griechische Name eines Fisches, die Anfangsbuchstaben der griechischen Worte: Jesus Christus, der Sohn Gottes und Heiland, in sich schließend (ἰχθυς. ἰησους χριστος θεου υἱος σωτηρ). „Wir Fische werden durch unseren Fischer Jesus Christus im Wasser geboren, und können nur im Wasser bleibend gedeihen, d. h. nur wenn wir, dem Taufbund treu, die dort empfangene Gnade bewahren.“ (Sed nos pisciculi secundum ἰχθυν nostrum Jesum Chris-

tum in aqua nascimur nec aliter quam in aqua permanendo salvi sumus. Tertull. de Bapt. c. I.). So zeigt sich in diesen Bildern, mit denen der Christ am meisten vertraut war, der auf das Himmlische gerichtete Sinn, die kindliche Liebe zum Erlöser, das Bewußtseyn der Christen, daß sie aus sich selbst nichts vermögten, ihm Alles verdankten; hier zeigt sich uns

---

VI.

Die Seele des inneren Christenlebens.

Es war die beseelende Idee in der christlichen Denkart, daß aus der Gemeinschaft mit dem Erlöser die Theilnahme an dessen göttlichem Leben hervorgehe, welches immer mehr die ganze Natur des Menschen durchdringen, und durch einen neuen heiligen Wandel sich offenbaren sollte. „Wie die trockne Erde" — sagt Irenaeus (L. III. c. 19.) — „wenn sie nicht befeuchtet wird, keine Frucht bringt, so würden auch wir, die wir vorher ein dürres Holz waren, niemals Frucht göttlichen Lebens bringen, ohne den Thau von oben. Durch den heiligen Geist — sagt er nachher — wird das Bild und Gepräge des Vaters und Sohnes uns mitgetheilt." „Der Mensch — sagt derselbe (L. III. c. 22.) — sollte, an sich selbst erfahrend, aus welchem Elende er befreit worden, immer Gott dankbar seyn, und nachdem er die Gabe des unvergänglichen Lebens von ihm er-

langt, desto mehr ihn lieben, denn wem viel vergeben worden, der liebt viel. Der Mensch ist bestimmt die Wirkungen Gottes in sich aufzunehmen, daß an ihm die Weisheit und Kraft Gottes sich offenbare. So wie die Kunst des Arztes an den Kranken sich offenbart, so offenbart sich Gott an dem Menschen."

„Wir" — sagt der römische Clemens am Ende des ersten Jahrhunderts — „die wir durch den Willen Gottes in Christo berufen worden, wir werden nicht gerechtfertigt durch uns selbst, nicht durch unsre Weisheit, Frömmigkeit oder unsre in Heiligkeit des Herzens vollbrachten Werke, sondern durch den Glauben. Was sollen wir also nun thun? sollen wir ablassen vom Gutesthun und der Liebe entsagen? Nimmermehr lasse der Herr dies bei uns geschehen, sondern laßt uns streben, mit rastlosem Eifer und Freudigkeit alle guten Werke zu vollbringen, denn so erfreut sich ja der Schöpfer und Herr alles Daseyns seiner Werke." Er will sagen: Wir verdanken unsre Rechtfertigung nur der göttlichen Gnade, die wir uns durch den Glauben aneignen, wir konnten sie nicht durch unsre Werke verdienen; denn erst durch den Glauben erlangen wir die heiligende Gnade und dadurch Kraft zum Guten. Alles was wir haben ist nur ein Werk der Gnade, die uns Sündern ohne unser Verdienst verliehen worden, und auch als durch die Gnade gebesserte Menschen bleiben wir doch immer noch hinter dem Ideal der Heiligkeit, welches die Menschheit darzustellen bestimmt ist, zu-

rück, und wir können also nie auf die ewige Seligkeit als schuldigen Lohn eines vollkommenen Gehorsams gegen das göttliche Gesetz Anspruch machen. Aber sollen wir denn darum, weil wir der Rechtfertigung durch den Glauben gewiß sind, weil wir dieselbe durch unsre Werke nicht verdienen können, die Vollbringung des Guten uns nicht angelegen seyn lassen? Nein, nach dem Ebenbilde Gottes erneut, mit einem göttlichen Leben erfüllt, fühlen wir uns nothwendig durch das göttliche Leben gedrungen, in göttlichem Sinne zu wirken, fühlen uns nur selig im Gutesthun, thun das Gute, nicht um etwas dadurch zu erlangen, sondern weil die uns eingepflanzte neue göttliche Natur uns von selbst dazu antreibt, gleich wie der selbstgenugsame Gott, dessen Bild wir jetzt in uns tragen, aus freier Liebe immerfort wirkt, und durch seine Werke sich offenbart. So sagt auch der an das apostolische Zeitalter wahrscheinlich gränzende Verfasser des Briefes an den Diognet, nachdem er von der Gnade der Erlösung gesprochen: „Welche Freude muß dich erfüllen, wenn du dies erkennst? Oder wie wirst du den lieben, der dich so sehr zuerst geliebt hat? Wenn du ihn aber liebst, wirst du Nachahmer seiner Güte werden.“ Und wie ahmt der Mensch Gott nach, frägt er? „Wenn er die Last des Nächsten auf sich nimmt, wenn er durch das, was er vor dem anderen voraus hat, dem, der ihm nachsteht, wohlzuthun sucht, wenn er das, was er selbst von Gott empfangen, den Dürftigen mittheilt, und so gleichsam Gott wird für

die Empfangenden (Gottes Werkzeug, durch das Gott selbst seine Gaben mittheilt), ein Solcher ist Nachahmer Gottes." —

VII.

Allgemeine Schilderung des christlichen Lebens.

Dieses göttliche Leben konnte sich unter allen verschiedenen Verhältnissen und Lagen der Menschen offenbaren, es ließ alle äußere menschliche Ordnung, insofern sie nichts dem Sittengesetze oder der wahren und reinen Gottesverehrung Widersprechendes enthielt, wie sie war, bestehen, theilte aber einen neuen Geist derselben mit. Während die Christen sich äußerlich allen bestehenden Gesetzen und gesellschaftlichen Einrichtungen unterwarfen, erhoben sie sich doch durch ihr in Gott ruhendes Leben, ihren himmlischen Wandel über alles Beschränkende in denselben. Wir wollen hören, wie der schon genannte Verfasser des Briefes an den Diognet uns das Leben der Christen in dieser Rücksicht schildert: „Die Christen sondern sich weder durch ihren Wohnsitz, noch Sprache, noch Sitten von den übrigen Menschen ab; obgleich sie in den Städten der Hellenen und Barbaren wohnen, je nachdem einem Jeden das Loos zu Theil geworden, und in Kleidung und Nahrung und der übrigen Lebensweise den Landessitten folgen, so zeichnen sie sich doch durch einen wunderbaren und allgemein auffallenden Le-

benswandel aus. Sie bewohnen ihr eigenes Vaterland, aber wie Fremdlinge, sie nehmen an Allem Theil, wie Bürger, und sie dulden Alles, wie Fremde. Ein jedes fremde Land ist ihnen Vaterland, und jedes Vaterland wie ein fremdes Land. Sie heirathen wie Alle; sie zeugen Kinder, aber sie setzen ihre Kinder nicht aus (was damals unter den Heiden nicht selten war. s. Anmerk.). Sie leben im Fleisch, aber nicht nach dem Fleisch. Sie wohnen auf der Erde, aber sie leben im Himmel, sie gehorchen den bestehenden Gesetzen, und durch ihr Leben erheben sie sich über die Gesetze. Sie lieben alle, und werden von Allen verfolgt, verkannt und verdammt. Sie werden getödtet und lebendig gemacht (d. h. der Tod führt sie zum Leben, sie gehn durch Leiden in das ewige Leben ein, daher der Todestag der Märtyrer ihr Geburtstag genannt wurde). Sie sind arm und machen viele reich, sie haben an Allem Mangel und an Allem Ueberfluß. Sie werden beschimpft und segnen. Mit einem Worte, was in dem Körper die Seele ist, das sind in der Welt die Christen. Wie die Seele durch alle Glieder des Körpers verbreitet ist, so sind die Christen in alle Städte der Welt verbreitet. Die Seele wohnt zwar im Körper, aber sie ist nicht von dem Körper, und die Christen wohnen in der Welt, sie sind aber nicht von der Welt. Die unsichtbare Seele ist in einem sichtbaren Körper eingeschlossen, so kennt man die Christen als Bewohner der Welt, aber ihre Gottesvereh-

rung bleibt eine unsichtbare (s. oben). Das Fleisch haßt und bekämpft die Seele, obgleich die Seele dem Fleisch nichts zu Leide thut, weil sie dasselbe hindert, seinen Lüsten sich hinzugeben. So haßt auch die Welt die Christen, obgleich sie derselben nichts zu Leide thun, weil sie den Lüsten derselben sich entgegenstellen. Die Seele liebt das sie hassende Fleisch, und die Christen lieben diejenigen, von denen sie gehaßt werden. Die Seele ist in dem Körper eingeschlossen, und sie ist es doch, die den Körper zusammenhält, und die Christen werden in der Welt wie auf einem Posten zurückgehalten, und sie sind es doch, welche die Welt zusammenhalten. Die unsterbliche Seele wohnt in dem sterblichen Körper, und die Christen wohnen als Fremdlinge im Vergänglichen, und erwarten das unvergängliche Leben im Himmel. Einen so wichtigen Posten hat ihnen Gott vertraut, den sie nicht verlassen dürfen." Justin der Märtyrer entwirft diese Schilderung von dem Leben der Christen (Apol. II.): „Wir, die wir einst der Wollust dienten, streben jetzt nur nach Sittenreinheit, wir, die wir auch Zauberkünste gebrauchten (die damals so vielfach unter den Heiden verbreiteten Gaukeleien vorgeblicher Magie, Goëteia), wir haben uns dem guten und ewigen Gott geweiht. Wir, die wir einst Geldgewinn mehr als Alles liebten, theilen jetzt auch das, was wir besitzen, mit Allen, und geben jedem Dürftigen. Wir, die wir einst einander gegenseitig haßten und mordeten, die wi[r]

die aus fremden Völkern Stammenden wegen der Verschiedenheit der Sitten nicht in unser Haus aufnehmen wollten, wir tragen nach der Erscheinung Christi kein Bedenken, mit ihnen zusammen zu leben; wir beten für unsre Feinde, und wir suchen die uns mit Unrecht Hassenden zu überzeugen, damit sie nach den herrlichen Lehren Christi leben und dadurch die freudige Hoffnung empfangen mögten, dasselbe, wie wir, von dem allmächtigen Gott zu erhalten." Die großen sittlichen Wirkungen des Christenthums bedurften keiner glänzenden äußerlichen Verhältnisse, um hervorzuleuchten, wie die großen Wirkungen der Vaterlandsliebe im Alterthum, die doch oft von einer feineren Selbstsucht begleitet waren, sondern die christliche Tugend, still und anspruchslos mit Furcht und Zittern einhergehend (in der Erscheinung der Knechtsgestalt das Bewußtseyn einer Freiheit in sich tragend, die nicht auf irdischen Verhältnissen, sondern in Gott gegründet und darum allein eine ächte und unveräußerliche ist, die nicht durch Fleisch und Blut, sondern allein durch den Sohn Gottes verliehen wird), diese Tugend konnte in der Hütte des Aermsten, wie in dem Pallaste, ja in der ersten noch leichter, ihren Platz finden, weil weniger die Täuschung des Scheins irdischer Herrlichkeit ihr entgegenstand; und in dem Gegensatze gegen die irdische Niedrigkeit strahlte nur desto heller die verborgene Herrlichkeit in dem armseligen Gefäß hervor. Wir bemerkten schon oben, daß das Chri-

stenthum frühzeitig unter den Sklaven Eingang fand. Diese erhielten nun zwar dasselbe erhabene Bewußtseyn, wie alle Gläubige, welches den Menschen nicht allein über alle irdische Gewalt, sondern auch über alle Stufen des Daseyns bis zu dem Throne des ewigen Gottes erhebt, das Bewußtseyn, daß sie Kinder Gottes seyen, nicht von dem Willen des Fleisches, noch von dem Willen eines Menschen, sondern von Gott geboren, und alle Kinder Gottes erkannten sie als ihre Brüder an. Alle erschienen in den gemeinschaftlichen Zusammenkünften als gleich vor dem Herrn, sie erhielten ja wie jeder Andere Theil an der Gemeinschaft mit dem Herrn im heiligen Abendmahl als Glieder des Einen Leibes Christi, an welchem kein Unterschied zwischen dem Knecht und dem Freien seyn sollte, sondern alle allzumal sollten Einer seyn in Christo Jesu. Keiner scheute sich, ihnen den Bruderkuß bei der heiligen Feier zu ertheilen, wie jedem andern; bei den gemeinschaftlichen Liebesmählern erhielten sie ihren Platz unter allen übrigen Gläubigen. Aber das Christenthum bewahrte auch vor der verderblichen Verwechselung geistlicher und leiblicher Freiheit; es ließ auch den Sklaven im Bewußtseyn der beseligenden Gemeinschaft Christi mit seiner Lage zufrieden seyn und seinen Beruf mit Liebe, und Gott vor Augen, erfüllen. Von innen heraus wirkte überall das Christenthum, keine gewaltsamen Umwälzungen brachte es hervor, wie das menschliche Kraftgefühl, das nicht mit stiller

Ergebung Gottes Wege gehen will, sondern mit stolzem Eigenwillen sich selbst durch Zerstörung den Weg zu bahnen sucht, — wenn gleich, sobald das Christenthum in das Leben der Menschheit nach allen Seiten eingedrungen war, von selbst ein Verhältniß fallen mußte, das der christlichen allgemeinen Menschenliebe, den durch das Christenthum verbreiteten Ideen über die Bestimmung, das Recht, die Hoffnungen aller Menschen entgegen ist. Der Bischof Ignatius von Antiochia schreibt so über die Sklaven an den Bischof Polykarpus von Smyrna: „Verachte die Knechte und Mägde nicht. Sie müssen aber auch nicht hochmüthig werden, sondern zur Ehre Gottes desto eifriger dienen, um die höhere Freiheit von Gott zu erlangen. Sie müssen nicht darnach verlangen, von der Gemeinde frei gekauft zu werden, damit sie nicht als Knechte ihrer irdischen Begierde sich zeigen."

Wie der Herzensumgang mit Gott und ihrem Erlöser das wesentliche Bedürfniß der Christen war, wie sie durchdrungen waren von dem Bewußtseyn, daß sie ohne Gott, ihrer sündhaften und schwachen Natur überlassen, nichts vermögten, so war ihnen tägliche Nahrung und Stärkung, Hülfe in allen Gefahren, Trost in allen Leiden

VIII.

Das Gebet.

Tertullian fordert mit diesen Worten zum Gebet auf: „Laßt uns unter den Waffen die Fahne unsers Herzogs bewachen (s. oben), die Posaunen des Engels betend erwarten. Auch alle Engel beten, alle Geschöpfe beten, selbst der Herr betete.“ Von dem Eigenthümlichen des christlichen Gebetes redet er so: „Was mag Gott dem vom Geiste und von der Wahrheit kommenden Gebete nicht verliehen haben, da er ein solches Gebet verlangte? Das Gebet des alten Bundes rettete aus dem Feuer, aus dem Rachen der wilden Thiere, vom Hunger, und es hatte noch nicht seine Regel von Christo empfangen. Um so viel mächtiger wird übrigens jetzt gebetet, da das Gebet der Christen nicht den löschenden Engel mitten in die Flammen herabruft (Daniel 3, 28.), nicht den Rachen des Löwen verstopft (Daniel 6.), und nicht dem hungernden Volk Speise bringt (II. Könige IV.). Da die Gnade den Menschen verliehen ist, wehrt es kein Gefühl der Leiden von ihnen ab, sondern es rüstet die Leidenden, die Fühlenden, die Schmerz Empfindenden mit Geduld aus, daß der Glaube wisse, was er von dem Herrn zu erwarten habe, sich bewußt, was er für den Herrn leide. Aber ehemals führte das Gebet auch Landplagen herbei, schlug feindliche Heere. Jetzt aber wehrt

das Gebet der Gerechtigkeit allen Zorn Gottes ab, es wacht für die Feinde, es verwendet sich für die Verfolger. Christus hat dem Gebet nur Kraft zum Guten verliehen. Es weiß nichts als die Seelen der Abgeschiedenen von dem Wege des Todes selbst zurückzurufen, Kranke zu heilen, von der Herrschaft böser Geister zu befreien (s. oben), die Fesseln der Unschuldigen zu lösen. Es tilgt Sünden, vertreibt Versuchungen, dämpft Verfolgungen, tröstet die Kleinmüthigen, beseligt die Hochherzigen, geleitet die Wanderer, beruhigt die Wellen, nährt die Armen, leitet die Reichen, richtet die Gefallenen auf, hält die Fallenden aufrecht, bewahrt die Stehenden. Das Gebet ist die Mauer des Glaubens, unsere vollständige Waffenrüstung gegen den von allen Seiten uns auflauernden Feind. Also lasset uns nie unbewaffnet einhergehen." Origenes behauptet den Nutzen und die Kraft des Gebetes gegen den Hochmuth gewisser Theosophen, welche, wie schon frühzeitig die unchristlichen Richtungen an das Christenthum sich anzuschließen wagten, das Gebet als ein Zeichen der Schwäche verachteten (freilich des Gefühls der Schwäche; das Christenthum setzt aber auch voraus, daß die Menschen sich schwach fühlen und nur stark seyn wollen im Herrn), er sagt gegen diese: „Wie viel hat Jeder von uns, wenn er sich dankbar der Wohlthaten Gottes erinnernd, Lobgesang dafür zu Gott hinaufsenden will, zu erzählen? Seelen, welche lange Zeit Dürre empfunden, wur-

den durch anhaltendes Gebet von dem heiligen Geiste befruchtet. Wie viele Feinde, da Tausende von der Macht des Bösen gegen uns zu Felde zogen und von dem Glauben uns loszureißen drohten, wurden zurückgeschlagen; indem wir vertrauten, daß, wenn die Einen sich verlassen auf Rosse, die Andern hoffen auf Wagen (Jes. 31.), wir, den Namen des Herrn anrufend, sehen würden, daß wahrhaft das Roß ein trügerisches Rettungsmittel ist? Die Macht trügerischer Scheinweisheit, welche selbst viele der für gläubig gehaltenen in Furcht setzte, wurde oft zu Schanden gemacht durch den auf das Lob Gottes Vertrauenden. Und wie viele fielen oft in Versuchungen, die brennender waren als Feuer, und litten nichts dadurch, gingen ohne allen Schaden hindurch? Was soll ich noch anderes erwähnen: wie viele, welche auf wilde Thiere trafen, die gegen uns wütheten, böse Geister und grausame Menschen, brachten sie oft durch ihr Gebet zum Schweigen, so daß sie nicht einmal mit den Zähnen uns zu berühren wagten, die wir Glieder Christi geworden waren? Wir wissen aber auch, daß oft solche, die von den Geboten Gottes sich entfernt hatten, und schon von dem Tode, der über sie Gewalt gewonnen, verschlungen worden, daß sie durch die Buße aus so großem Uebel errettet wurden, da sie nicht verzweifelten, auch schon gefangen in dem Schlunde des Todes noch gerettet werden zu können, denn der Tod hatte sie verschlungen, und Gott hatte wieder abgewischt die Thränen von ihren Augen."

Im Allgemeinen wurden nach der unter den Juden früher herrschenden Gewohnheit die drei Tageszeiten neun, zwölf und drei Uhr als besondere Gebetszeiten auch unter den Christen angesehen, die jedoch nicht auf eine der christlichen Freiheit widersprechende Weise gesetzmäßig beobachtet zu werden brauchten, denn über die Zeiten zum Gebet, sagt Tertullian, ist gar nichts vorgeschrieben, als daß wir zu jeder Zeit und an jedem Orte beten können. Mit Gebet begannen ferner die Christen den Tag, mit Gebet schlossen sie ihn. Ehe sie speiseten, ehe sie badeten, beteten sie, denn die Erquickung und Nahrung des Geistes, sagt Tertullian, muß der Erquickung und Nahrung des Leibes, das Himmlische dem Irdischen vorangehen. Wenn ein aus der Fremde kommender Christ nach brüderlich gastfreundlicher Aufnahme in dem Hause eines christlichen Bruders Abschied nahm, wurde er mit Gebet aus der christlichen Familie entlassen, denn in deinem Bruder — sagte man — hast du deinen Herrn selbst gesehen. Zu allen gemeinsamen Berathungen bereitete man sich durch Gebet vor. Bei wichtigen, die allgemeine Theilnahme erregenden Begebenheiten, wie drohenden Verfolgungen, wie wenn ein Mann, dessen Leben für das Beste der ganzen Gemeinde wichtig war, vom Tode bedroht wurde, pflegten sie sich zu gemeinschaftlichem Gebete zu versammeln, und man erzählte Beispiele von besonderen Gebetserhörungen in solchen Fällen. „Oft“ — sagt Irenäus II. 56. — „wenn

die ganze Gemeinde eines Ortes mit Fasten Gott anrief wegen des besondern Bedürfnisses, kehrte das Leben in den Gestorbenen zurück, und er wurde dem Gebet der Christen geschenkt."

Die christliche Kirche war, wie wir oben bemerkten, fern davon, das Gebet in fleischlich jüdischem Sinn an gewisse Zeiten, als ob diese eine besondere Heiligkeit enthielten, zu binden. Sie betrachtete das Gebet als einen den belebenden Geist von oben an sich ziehenden Aushauch des innersten christlichen Lebens. Durch das Gebet sollte das ganze Leben der Christen geheiligt werden und ihr ganzes Leben sollte ein fortwährendes Gebet seyn, — Dank für die Gnade der Erlösung und Bitte um fernere Gnade zur Heiligung. „Das ganze Leben des Christen" — sagt Origenes (de orat. 12.) — soll ein zusammenhängendes großes Gebet seyn (μια συναπτομενη μεγαλη ευχη) und das gewöhnlich so genannte Gebet nur ein Theil dieses großen Gebetes." Und Clemens von Alexandria sagt (Stromat. 7. 722.): „Das Gebet ist Umgang mit Gott; wenn wir also auch nur leise lispeln, wenn wir auch nicht einmal die Lippen öffnen, nur schweigend mit Gott reden, so rufen wir zu ihm von innen heraus, denn Gott hört ohne Unterlaß alles, was wir im Innern mit ihm reden. — Wenn Einige aber auch bestimmte Stunden für das Gebet festsetzen, so betet doch der gereifte Christ durch sein ganzes Leben, indem er durch das Gebet sich mit Gott zu verbinden strebt."

Die christlichen Kirchenlehrer bekämpften eine abergläubische Denkart, welche auf eine gewisse äußerliche Richtung des Körpers und gewisse äußere Gebräuche bei dem Gebete den größten Werth legte, und sie suchten den Christen zu zeigen, daß nicht auch auf eine gewisse Richtung des Körpers, sondern eine gewisse Richtung des Herzens bei dem Gebet Alles ankomme. So sagt Origenes: „Es scheint mir, daß wer zum Gebet kommen will, sich zuerst etwas zurückziehen und in sich selbst sich sammeln, und dann desto inbrünstiger ganz dem Gebet sich hingeben muß. Er muß sich vorher so viel als möglich an die Größe dessen erinnern, zu dem er sich naht, daß es ein Frevel ist, nachlässig, als wenn man ihn verachte, zu ihm zu kommen, daß man alles Fremde abthuend, so zum Gebet kommen muß, indem man vor den Händen die Seele, vor den Augen den Geist zu Gott emporhebt, daß man alle Vergeltungssucht gegen Jemand, von dem man Unrecht erlitten, so sehr aus der Seele verbannt, als man Nichtvergeltung der eigenen Sünden bei Gott sucht. Man kann gar nicht zweifeln, daß, da sich mannichfaltige Richtungen des Körpers denken lassen, die Richtung mit Emporstrecken der Hände und Emporheben der Augen allen andern vorzuziehen ist, als ein Bild derjenigen Gemüthsbeschaffenheit, in welcher sich die Seele bei dem Gebet befinden sollte. Wir meinen aber nur, daß dies vor allem vorgezogen werden muß, wenn keine Umstände es hindern,

denn unter gewissen Umständen kann man auf eine würdige Weise auch sitzend oder liegend beten wegen einer Krankheit. Und unter gewissen Umständen, zum Beispiel, wenn man zu Schiffe ist, oder Geschäfte es uns nicht erlauben, uns zurückzuziehen und das gewohnte Gebet zu verrichten, kann man beten, ohne daß man zu beten scheint. Auf das geistige Kniebeugen, welches so genannt wird, weil das Herz im Namen Jesu vor Gott sich nieder wirft, und ein jedes Wesen sich bei sich selbst demüthigt, auf dies scheint uns der Apostel hinzuweisen Phil. II. 10." „Gott" — sagt Tertullian gegen diejenigen, welche zu laut in der Versammlung der Gemeinde ihre Gebete verrichteten — „Gott hört nicht die Stimmen, sondern das Herz, so wie er in das Herz sieht." Derselbe sagt gegen diejenigen, welche vor jedem Gebet sich glaubten waschen zu müssen (orat. c. XI.): „Was heißt das, mit gewaschenen Händen, aber unreinem Geiste das Gebet verrichten? da doch den Händen selbst die Geistesreinheit nothwendig ist, daß sie rein von Trug, Blutvergießen, Grausamkeit, Zauberei (s. oben), vom Götzendienst und von dem übrigen Bösen, das, vom Geiste ausgehend, durch das Werk der Hände vollbracht wird, zu Gott erhoben werden. Das ist die wahre Reinheit, nicht diejenige, für welche Viele (Solche nämlich, die jüdischen oder heidnischen Aberglauben in das Christenthum mit hinüber genommen hatten) Sorge tragen. Rein genug sind unsere Hände, die wir

mit dem ganzen Körper ein für alle Mal in Christo abgewaschen haben" (Anspielung auf die Taufe, welche damals mit Untertauchung des ganzen Körpers verrichtet wurde. Dem Tertullian schwebte hier Joh. 13, 10. vor. Der Sinn: da wir ein für alle Mal durch die Wiedergeburt im Glauben an den Erlöser gereinigt worden, kann uns nichts verunreinigen, wenn wir nur die empfangene Reinigung treu bewahren). Von solchen eiteln Gebräuchen, welche nicht aus der Lehre des Herrn und seiner Apostel genommen seyen, sagte er, „solche erkünstelte Gebehrden gehören nicht der Religion, sondern dem Aberglauben an, es zeigt sich darin vielmehr ein fürwitziger und nutzlos geschäftiger, als ein vernünftiger Gottesdienst. Man muß solches schon deshalb unterdrücken, weil wir dadurch den Heiden ähnlich werden." Eben derselbe sagt (c. 10.): „Die treue Beobachtung der Lehre Christi bahnt dem Gebete den Weg zum Himmel, worunter das Vornehmste ist, daß wir nicht bevor zum Altar Gottes hinaufsteigen, als wir uns mit unsern Brüdern versöhnen, wenn wir uns mit ihnen entzweit oder sie beleidigt haben. Denn was heißt das: zum Frieden Gottes kommen ohne Frieden? Vergebung der Schuld suchen, wenn man sie Andern behält? Wie kann der seinen Vater versöhnen, wer gegen seinen Bruder zürnt? Und die Richtung des Gebetes muß nicht allein von Zorn, sondern überhaupt von aller Gemüthsunruhe frei seyn, aus einem solchen Geiste kom-

mend, welcher ähnlich ist dem Geiste, an den es gerichtet wird. Der heilige Geist kann keinen unreinen Geist, der Geist der Freude keinen betrübten Geist, der freie Geist keinen in irdischen Sorgen befangenen Geist anerkennen, keiner nimmt den, welcher feindselig gegen ihn ist, jeder nur den Befreundeten in seine Gemeinschaft auf."

Insbesondere waren die Christen überzeugt, daß man mit dem Lesen der heiligen Schrift das Gebet verbinden müsse, um in den Sinn derselben recht eindringen zu können. Da Origenes seinen ehemaligen Schüler, den nachher allgemein verehrten Gregorius Thaumaturgus zum fleißigen Studium der heiligen Schrift ermahnte, setzte er hinzu: „Es sey dir aber nicht genug, zu suchen und anzuklopfen; am nothwendigsten, um die göttlichen Dinge verstehn zu lernen, ist das Gebet. Indem der Herr uns dazu antrieb, sprach er nicht allein: Klopfet an, so wird euch aufgethan; suchet so werdet ihr finden; sondern auch: bittet, so wird euch gegeben werden."

IX.

Das Fasten mit dem Gebet verbunden.

Die Christen betrachteten zwar das Gebet als ihre tägliche Geistes- und Herzensnahrung, als die tägliche Weihe ihres Lebens; aber sie hatten doch, Jeder nach seinen besonderen Lagen

und Bedürfnissen gewisse Zeiten, da sie sich besonders aus dem Gewirr der irdischen Geschäfte zurückzogen, sich im Stillen vor Gott sammelten, ihr bisheriges Leben vor seinen Augen und nach der Anleitung seines Wortes durchgingen; wegen des Schlechten, das sie in ihrem innern und äußern Leben bemerkten, Buße thaten und ihn mit zerknirschtem Herzen im Namen Christi um die Gnade der Sündenvergebung und Heiligung anriefen. Wenn die Christen sich einen Tag zu diesem Zwecke auswählten, pflegten sie dann zugleich einen Theil desselben, etwa bis um drei Uhr Nachmittags, zu fasten, oder nur eine besonders dürftige Kost an diesem Tage zu führen, um durch die Sinnlichkeit (was besonders in den heißen Gegenden des Orients und Afrikas der Fall war) in der Beschäftigung ihres Gemüths mit göttlichen Dingen weniger gestört zu werden, so daß sie dann zugleich, was sie durch ihre Entbehrungen an diesem Tage erübrigten, unter Arme austheilten. Am liebsten wählte man zu diesem Zwecke den Freitag, der wegen des Andenkens an das Leiden Jesu zur Erlösung der sündhaften Menschheit besonders geeignet schien, die Empfindungen der Buße hervorzurufen; denn der Gedanke, in der Buße, der Kreuzigung des alten Menschen, dem Leiden Christi, des Gekreuzigten, nachfolgen, um mit ihm aufzuerstehen in vollkommener Heiligkeit, zu dem herrlichen Leben einer zweiten höheren Schöpfung, in einem verklärten Körper und in einer verklärten Welt; dieser Gedanke beseelte ja das ganze Leben der

Christen. So war ja der Sonntag hingegen nur ein Tag heiliger Freude, an dem man nicht an den alten Adam denken, sondern des neuen, von dem auferstandenen und verherrlichten Christus empfangenen Lebens sich freuen sollte, an dem Keiner fasten, das Knie beugen, sondern Jeder nur aufrecht stehend beten sollte, sich freuend, daß Christus den gefallenen Menschen von der Erde wieder zum Himmel aufgerichtet. So war ja auch in jedem Jahr der Erinnerungstag an das Leiden Christi und die nächste vorhergehende Zeit vorzugsweise Bußzeit, und die Zeit von dem Auferstehungsfeste hingegen bis zum eigentlichen Pfingstfeste, diese sieben Wochen wurden auf ähnliche Art wie jeder Sonntag mit freudiger Feier begangen.

An einem solchen Freitage pflegte man entweder nur Jeder für sich in seinem Hause einen solchen Bet- und Fasttag zu halten, oder sich auch an die versammelte Gemeinde anzuschließen.

X.

Das Leben der Asketen.

Wenn die übrigen Christen nur für einen bestimmten Tag sich solche Entbehrungen vorschrieben, so wurden dagegen einzelne, da sie dem heidnischen Sündendienste bei der Taufe entsagten, von einer solchen Sehnsucht nach heiligem Leben, einem solchen Abscheu gegen die sinnlichen

Christus vor uns sehen, der aus der Gefahr der Gefangenschaft uns losgekauft, der uns von der Gefahr des Todes erlöset hat; den, der aus dem Schlunde des Satans uns befreit hat, der jetzt in uns bleibt und wohnt, aus den Händen der Barbaren zu befreien; durch eine kleine Summe Geldes den loszukaufen, der uns durch sein Kreuz und Blut losgekauft hat, der deshalb dies geschehen läßt, damit unser Glaube geprüft werde, ob Jeder für den Andern das thue, was er wünschte, daß für ihn geschähe, wenn er selbst bei den Barbaren gefangen gehalten würde." Er setzt ferner hinzu: „Wir wünschen zwar, daß in Zukunft nichts dergleichen geschehen möge; wenn aber doch wieder so etwas sich zutragen sollte, um die Liebe unsers Herzens zu erproben und unsern Glauben zu prüfen, so zögert nicht, uns durch neue Briefe davon zu benachrichtigen, indem ihr überzeugt seyn könnt, daß unsere ganze Gemeinde zu Gott betet, daß das nicht wieder geschehe, daß sie aber, wenn es wieder geschieht, freudig und reichlich helfen wird."

XIII.

Allgemeine Menschenliebe.

Wenngleich die Heiden häufig den Christen Menschenhaß zum Vorwurf machten, weil diese sich in ihrem Wandel der Welt nicht gleich stellen wollten, so wurde doch von der christlichen

wenn sie in dem Philosophenmantel (τρίβων pallium) erschienen, in besonderer Verehrung. Die Christen, die nun in dieser Tracht als Asketen umhergingen, konnten also dadurch die Heiden auf die aus dem Orient gekommene Weisheit aufmerksam machen, und dadurch Veranlassung gewinnen, sie ihnen vorzutragen.

Um einen solchen im Philosophenmantel erscheinenden Mann sammelte sich leicht eine Anzahl wißbegieriger, Wahrheit suchender oder neugieriger Menschen; man hielt ihn für einen erleuchteten Weisen, man erlaubte dem strengen Sittenrichter auch die öffentlichen Laster anzugreifen (s. Tertullian de pallio c. VI.). Wer ihm auf einsamen Wege begegnete, der knüpfte ein Gespräch mit ihm an, und so konnte er mancherlei Gelegenheiten zur Verkündigung des Evangeliums benutzen. „Freue dich, Philosophenmantel," sagt Tertullian, „eine bessere Philosophie hat dich gewürdigt, sich in dich zu hüllen, seitdem du angefangen, das Gewand eines Christen zu seyn (Gaude pallium et exulta, melior jam te philosophia dignata est, ex quo Christianum vestire coepisti)."

XI.

Opposition des ächt christlichen Geistes gegen eine falsche asketische Richtung.

Diese asketische Lebensrichtung war nun an und für sich nichts dem Christenthum Eigenthüm-

ihre Feinde, die Christen, solche Strafgerichte verhängten. Aber der Bischof Cyprian wußte wohl, daß den Christen es zukomme, durch Gutesthun die glühende Kohle der Beschämung auf der Feinde Haupt zu streuen. Er versammelte seine Gemeinde und sprach zu ihnen: „Wenn wir bloß den Unsern Gutes erweisen, thun wir nichts mehr, als Zöllner und Heiden; wir müssen als ächte Christen das Böse durch das Gute besiegen, auch unsre Feinde lieben, wie unser Herr uns ermahnt; auch für unsre Verfolger beten. Da wir aus Gott geboren sind, müssen wir als Kinder Gottes des Geschlechtes unsers guten Vaters durch Nachahmung seiner Güte uns würdig zeigen."

Nach seiner Aufforderung theilten sich die Christen schnell nach der Verschiedenheit des Standes in das Werk. Die Einen gaben Geld, die Andern arbeiteten selbst mit, und bald waren die Todten bestattet, und Carthago war von der Gefahr allgemeiner Verpestung gerettet.

XIV.

Der Christ unter den Verfolgungen.

Es ist freilich noch kein Beweis für die Göttlichkeit und Wahrheit einer Ueberzeugung, wenn sie dem Menschen die Kraft verleiht, den Tod zu verachten, denn auch der Rausch der Schwärmerei, der die feineren menschlichen Em-

thum mit jener Askefik überein, und es konnte sich allerdings an dieselbe eher, als an eine sinnliche Genußsucht anschließen. Entbehren, leiden, aufopfern, mehr im Geiste als im Fleisch leben lehrte ja das Christenthum wie jene Askese. Aber das Unterscheidende im Christenthum war bei diesem Ernste und dieser Richtung zum Innern der Geist der thätigen Liebe und der unbefangene Kindersinn.

So konnte nun allerdings das Vorherrschen dieser asketischen Richtung dem Wesen des praktischen Christenthums nachtheilig werden; aber wir bemerken auch, sobald sich Spuren dieses nachtheiligen Einflusses zeigen, einen aus dem ursprünglichen christlichen Geiste hervorgehenden Widerstand gegen denselben. Das wahre, gottgefällige Fasten — wird in einer wenigstens aus der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts herrührenden Schrift gesagt — ist nicht das äußerliche Fasten, sondern: „vor allen Dingen reinige zuerst dein Herz vor aller Befleckung, von Rach- und Gewinnsucht. An dem Tage, wo du fastest, sey zufrieden mit Wasser und Brodt und Gemüse, und genieße dieses, Gott dafür Dank sagend; berechne, was du sonst an diesem Tage für dein Mittagsmahl ausgegeben haben würdest, und gieb dies einer Wittwe, einem Weisen oder einem anderen Armen." (Der Hirt des Hermas III. Sim. V.)

Clemens von Alexandria sagt gegen die Casteyungen gewisser Sekten (Stromat. L. III. 446),

daß es ja manche Priesterarten in verschiedenen heidnischen Religionen gebe, welche im Coelibat und in strenger Enthaltung lebten. „So wie die Demuth durch Sanftmuth sich offenbare, nicht aber durch Casteyung des Körpers, so ist auch die Enthaltsamkeit eine Tugend der Seele, nicht im Aeußerlichen, sondern im Innern gegründet. Diese Hochmüthigen sagen, daß sie dem Herrn nachahmen, der weder geheirathet noch etwas Irdisches besessen, aber die heilige Schrift ruft ihnen zu: „Gott widersteht den Hoffärtigen, aber dem Demüthigen giebt er Gnade.“ (1. Petri 5, 5.) In diesem Sinne schrieb auch Clemens eine Abhandlung über die Frage: Wer ist der Reiche, der zur Seligkeit gelangt? (τις ὁ σωζομενος πλουσιος;), wo er zu zeigen sucht, daß das Aeußere etwas an und für sich selbst Gleichgültiges sey, an und für sich dem Seelenheil weder schaden, noch nützen könne, daß alles vielmehr auf die Gesinnung, in welcher man es recht anwende oder mißbrauche, ankomme, daß nicht der Reichthum an und für sich etwas Schädliches sey, sondern nur die Liebe zum irdischen Gut, nicht die Armuth an und für sich etwas Lobenswerthes, sondern nur die Lossagung der Seele von dem Irdischen in der Gesinnung. Als die Schwärmer der montanistischen Sekte gesetzmäßige Fasten für gewisse Zeiten vorschreiben wollten, erklärten sich viele Stimmen dagegen: der evangelischen Freiheit gemäß — sagten sie — dürfe hier nichts vorgeschrieben werden, ein Jeder

müsse hier frei nach seinen Bedürfnissen, seinen Verhältnissen und Neigungen verfahren. Sie beriefen sich auf Jesa. 58, 5, 6 u. f.: „Daß nicht Fasten, sondern Werke der Gerechtigkeit Gott wohlgefällig seyen.“ (Matth. 18, 1., 1. Timoth. 4, 1 u. d. f. 1. Cor. 8, 8.)

In der blutigen Verfolgung, welche die Gemeinde zu Lyon im Jahre 177 traf, legte auch ein Mann, der bisher als Askete gelebt hatte, Namens Alcibiades, ein standhaftes Bekenntniß ab, und wurde in ein schweres Gefängniß geworfen. Hier setzte er seine frühere harte Lebensweise fort, nährte sich bloß von Wasser und Brot und wollte wahrscheinlich nichts von den Speisen genießen, welche die Christen ihren gefangenen Bekennern ins Gefängniß schickten. Aber Einer seiner christlichen Mitgefangenen, Attalus, sagte zu ihm, wie er sich dies ihm zu sagen vom göttlichen Geiste getrieben fühlte: er thue Unrecht, Gottes Gaben nicht zu genießen, und dadurch Andern ein Aergerniß zu geben. Der Asket, der verehrte Bekenner, der so leicht von geistlicher Eitelkeit bestochen werden konnte, gab ein Beispiel von Verleugnung des eigenen Willens, welche etwas Höheres und Schwereres ist, als alle äußerliche Asketik. Er aß jetzt von Allem, was vorgesetzt wurde, und sagte Gott Dank, auch für diese Gaben. (Euseb. V. III.)

XII.

XII.

Thätige Bruderliebe der Christen unter einander.

Der Name der Brüder und Schwestern war derjenige, welchen sich die Christen unter einander gaben; an ihr brüderliches Verhältniß zu einander erinnerte sie der Bruderkuß, den sie einander bei der Feier des heiligen Abendmahls, welche mit jeder gottesdienstlichen Zusammenkunft verbunden war, ertheilten. Die gemeinschaftlichen Liebesmähler, die wenigstens in der ersten Zeit statt fanden, und wobei Christen von allen Ständen, den Unterschied des Standes, des Vermögens, der Bildung vergessend, zusammenkamen (die Agapen) und die Reichen mit den Armen theilten. Von diesen Liebesmählern, wie sie am Ende des zweiten Jahrhunderts beschaffen waren, finden wir diese Beschreibung bei dem Tertullian (Apologet. c. 39.): „Man setzt sich nicht zu Tische, bis Gebet zu Gott vorausgeschickt worden. Es wird so viel gegessen, als der Hunger eines Jeden verlangt; so viel getrunken als es zur Erhaltung keuscher Triebe nützlich ist. Man sättigt sich so, daß man des noch in der bevorstehenden Nacht zu haltenden Gebetes eingedenk ist. Man führt Gespräche, bei denen man daran denkt, daß Gott sie höre. Nachdem man sich die Hände gewaschen und Licht angezündet worden, wird Jeder aufgefordert, etwas vor Allen zum Lobe Gottes zu singen, sey es aus der heiligen Schrift entlehnt, oder wie das

gaben; aber das Wort des Herrn Matth. 10, 23., sein und der Apostel Beispiel galten den Christen mehr als die Stimme des augenblicklichen Gefühls. Die christliche Kirche im Ganzen verwarf dieses sich selbst dem Tode preis geben immer als ein unevangelisches Verfahren, ein verkehrtes Selbstvertrauen, einen Mangel an jener gottergebenen Demuth. In dem Schreiben, durch welches die Gemeinde zu Smyrna von der Verfolgung im J. 161, in welcher der Bischof Polykarpus den Märtyrertod gestorben, Bericht erstattet, erwähnt sie eines Mannes, der auf diese Weise sich selbst preis gegeben, aber nachher — eine natürliche Folge seines kühnen Selbstvertrauens und seines mehr fleischlichen als göttlichen Eifers — nicht standhaft geblieben war. Sie sagt dabei: „Deshalb, liebe Brüder, loben wir diejenigen nicht, welche sich selbst preis geben, denn so lehrt das Evangelium nicht.“ Clemens von Alexandria sagt (Strom. VII. 738.), daß die ächten Christen, wenn sie Gott wirklich ruft, sich freudig hingeben, und den Ruf Gottes eben dadurch bewähren, daß sie sich keiner Verwegenheit bewußt sind. Der Bischof Cyprianus von Carthago, der durch seinen späteren Märtyrertod bewies, daß Feigheit ihn nicht beherrschte, er entfernte sich im Anfang der decianischen Verfolgung eine Zeitlang von seiner Gemeinde, um die Ruhe derselben zu sichern, die Wuth der Heiden durch seine Gegenwart nicht noch mehr zu reizen. Und zu seinen Sorgen für seine Gemeinde wäh-

daß es ja manche Priesterarten in verschiedenen heidnischen Religionen gebe, welche im Coelibat und in strenger Enthaltung lebten. „So wie die Demuth durch Sanftmuth sich offenbart, nicht aber durch Casteyung des Körpers, so ist auch die Enthaltsamkeit eine Tugend der Seele, nicht im Aeußerlichen, sondern im Innern gegründet. Diese Hochmüthigen sagen, daß sie dem Herrn nachahmen, der weder geheirathet noch etwas Irdisches besessen, aber die heilige Schrift ruft ihnen zu: „Gott widersteht den Hoffärtigen, aber dem Demüthigen giebt er Gnade.“ (1. Petri 5, 5.) In diesem Sinne schrieb auch Clemens eine Abhandlung über die Frage: Wer ist der Reiche, der zur Seligkeit gelangt (τις ὁ σωζομενος πλουσιος), wo er zu zeigen sucht, daß das Aeußere etwas an und für sich selbst Gleichgültiges sey, an und für sich dem Seelenheil weder schaden, noch nützen könne, daß alles vielmehr auf die Gesinnung, in welcher man es recht anwende oder mißbrauche, ankomme, daß nicht der Reichthum an und für sich etwas Schädliches sey, sondern nur die Liebe zum irdischen Gut, nicht die Armuth an und für sich etwas Lobenswerthes, sondern nur die Lossagung der Seele von dem Irdischen in der Gesinnung. Als die Schwärmer der montanistischen Sekte gesetzmäßige Fasten für gewisse Zeiten vorschreiben wollten, erklärten sich viele Stimmen dagegen: der evangelischen Freiheit gemäß — sagten sie — dürfe hier nichts vorgeschrieben werden, ein Jeder

Heiden preis. Wenn er ergriffen und überliefert wird, dann muß er reden, denn in jener Stunde redet aus uns der in uns wohnende Herr."

Wir wollen nun an einzelnen Zügen betrachten, wie die christliche Begeisterung und der christliche Glaubensmuth unter den Verfolgungen wirkten.

Einen neunzigjährigen Greis, den Bischof Polykarpus von Smyrna, sehen wir mit gelassener Ruhe, nachdem er das Seine gethan, um sich der, seiner bedürfenden, Gemeinde länger zu erhalten, dem Rufe des Herrn, den er immer vor Augen hatte, folgen. Der Wille des Herrn geschehe, spricht er, da die Verfolger kommen. Mit der Freundlichkeit und Milde, die dem Bekenner eines sanft- und demüthigen Herrn ziemt, nimmt er sie auf. Durch zweistündiges Gebet mit solcher Inbrunst, daß selbst die Heiden gerührt werden, bereitet er sich zu dem letzten Wege vor. Mit Ehrerbietung spricht er zu der, wenngleich heidnischen, doch vom Herrn eingesetzten Obrigkeit: er ist bereit, vor derselben von seinem Glauben Rechenschaft abzulegen. Aber so demüthig er hier erscheint, so fest entschlossen ist er, nichts gegen sein Gewissen zu thun. Mit dem Abscheu der einfachen kindlichen Liebe weiset er die Zumuthung zurück, daß er seinen Herrn lästern sollte, um sein Leben zu retten. „Wie könnte ich ihn lästern, meinen Herrn und Heiland! sechs und achtzig Jahre diene ich ihm, und er hat mir nur Gutes erwiesen." Nicht selbstvertrauend sucht er den Tod, aber da ihn der Herr berufen

hat, weiß er auch, daß der ihn berufen, ihm Kraft verleihen werde, das Feuer auszuhalten und in den Flammen fest zu stehn. Mit Gebet tritt er durch Kreuz in die Herrlichkeit hinüber. Mit ähnlicher Ruhe geht Cyprian unter der Verfolgung des Kaisers Valerianus dem Tode entgegen. Als er zum ersten Mal vor dem Proconsul erscheint und verhört wird, antwortet er: „Ich bin ein Christ und Bischof. Ich kenne keinen Gott, außer dem Einen und Wahren, der Himmel und Erde, und Wasser und Alles, was darin ist, geschaffen. Diesem Gott dienen wir Christen. Zu diesem beten wir Tag und Nacht für uns, für alle Menschen und das Wohl der Kaiser selbst." Auf die Frage des Proconsuls: Und beharrst du bei diesem Vorsatz? antwortet er: „Unwandelbar ist ein auf Gotteserkenntniß gegründeter Vorsatz." Aufgefordert, seine Geistlichen zu nennen, antwortet er: „Eure Gesetze haben wohl und nützlich die Angeberei untersagt; unsere Religion verbietet, daß Jemand sich selbst angebe: aber wenn ihr selbst nachsucht, werdet ihr sie finden." Cyprian wird dem kayserlichen Edikt zufolge zum Exil verurtheilt. An dem Orte der Verbannung sucht er für die Ausbreitung des Christenthums zu wirken, gewinnt die Liebe der Einwohner, wird von Mitgliedern seiner Gemeinde häufig besucht, und ist mit derselben in lebendiger Verbindung, dem Leibe nach getrennt, im Geiste bei ihr. Da aber der Kaiser sieht, daß er das Licht nicht unter den Scheffel setzen kann,

daß es nicht leuchte, beschließt er, es mit Gewalt zu unterdrücken. Alle Vorsteher und Lehrer der christlichen Gemeinden werden zum Tode verurtheilt. Cyprian wird bei der Ankunft des neuen von Rom geschickten Proconsuls im Anfang des folgenden Jahres 258 nach Carthago zurückgerufen, um die Entscheidung seines Schicksals zu erhalten. Auf seinem Landsitze, den er in der Gluth der ersten Liebe verkauft hatte, um mit dem Gelde den Armen zu helfen, und den ihm die Anhänglichkeit seiner Gemeinde wieder zurückgeschenkt, wartet er ruhig, was der Wille des himmlischen Vaters bestimmt. Wenn er in der ersten Verfolgung (s. oben) sich entfernte, weil es das Beste seiner Gemeinde forderte, weil er auch hoffen konnte, nachdem er die erste Hitze der blutigen Verfolgung überstanden, sich seiner Gemeinde zu erhalten, so können ihn jetzt hingegen die Bitten vieler Freunde, selbst angesehener Männer unter den Heiden, welche ihm einen Zufluchtsort anbieten, nicht bewegen, dem öffentlichen Bekenntnisse, zu dem er sich von dem Herrn berufen glaubt, auszuweichen. Doch da er hörte, daß er nach der Stadt Utika, wohin sich damals der Proconsul begeben, geführt werden solle, um dort hingerichtet zu werden, entschloß er sich, nach dem Rathe der Freunde einstweilen sich zurückzuziehen, „da der Bischof vor der Gemeinde, welcher ihn der Herr vorgesetzt, Ihn bekennen müsse, um durch sein Bekenntniß die ganze Gemeinde zu verherrlichen, denn was

in

in jenem Augenblicke des Bekenntnisses nach Eingebung Gottes der Bischof rede, das rede er mit dem Munde Aller."

Plötzlich wurde Cyprian von einer durch den Proconsul abgeschickten Wache abgeholt; weil aber der Proconsul sich auf seinem Landsitze gerade ausruhte, sollte er noch nicht verhört und verurtheilt werden. Er blieb die Nacht über in anständigem Gewahrsam und wurde freundlich behandelt. Ein großer Theil der Gemeinde, der gehört, daß ihr geistlicher Vater hingerichtet werden sollte, war herbeigeeilt, und umlagerte die ganze Nacht das Haus, in welchem sich der geliebte Hirt befand, damit ihm nicht etwas ohne ihr Wissen geschehe. Den Tod, dem er am andern Tage entgegengehen sollte, vor Augen, hat er doch nur die Fürsorge für seine Gemeinde im Herzen. Da unter der Menge sich auch viele Jungfrauen aus seiner Gemeinde befanden, verordnete er, daß man diese wohl in Acht nehme, damit Anstand und gute Sitte nicht gefährdet werde. Am andern Morgen wurde er, begleitet von einer zahllosen Menge Christen und Heiden, zum Gericht geführt. Der Ort war eine kleine Strecke entfernt. Da der Proconsul noch nicht da war, wurde er unterdessen nach einem einsamen Platze geführt. Ermattet von Schweiß, ließ er sich auf eine dort befindliche Bank nieder. Ein Soldat, der vom Christenthum abgefallen war, bot ihm, aus Liebe und Verehrung und um ein geheiligtes Andenken von dem Märtyrer zu

erhalten, trockene Kleider an, seine von Schweiß träufelnden damit zu verwechseln. Aber Cyprian antwortete ihm: „Soll ich Befreiung suchen von dem Ungemach, das ich vielleicht heute nicht mehr empfinden werde?" Als er endlich vor dem Proconsul erschien, sprach dieser zu ihm: „Des Kaisers Majestät gebietet dir, die Ceremonien unserer Staatsreligion zu verrichten." Cyprian antwortet: „Das kann ich nicht thun." Der Proconsul spricht darauf: „Sorge für dein Leben." Cyprian antwortet: „Thut, was euch vorgeschrieben ist. Bei einer so gerechten Sache findet keine Ueberlegung weiter statt." Als er das Todesurtheil vernimmt, spricht er: „gelobt sey Gott!" — Dies waren seine letzten Worte.

Wenn wir an diesen beiden Männern die stille ruhige Gottergebenheit verehren, so sehn wir dagegen die feurige Seele eines Ignatius von einer, in heftigeren Ergüssen ausströmenden, heißen Sehnsucht nach innigerer Gemeinschaft mit dem geliebten Erlöser fortgerissen. Das von Natur ruhigere und das feurigere Gemüth fassen jedes auf seine eigene Weise in verklärter Eigenthümlichkeit die Wirkung des Christenthums auf. Da Ignatius, Bischof der antiochenischen Gemeinde, unter dem Kaiser Trajanus von Soldaten, von denen er viele Mißhandlungen erleiden muß, nach Rom fortgeführt wird, wo er gerichtet werden soll, dem Märtyrertode entgegen sehend, schreibt er unterwegs der römischen Gemeinde, voll der Liebe zu seinem Erlöser, für

den er so freudig sein Leben hingiebt, dem im Leiden nachzufolgen, zu dessen unmittelbarer Anschauung zu gelangen er so sehr sich sehnte: er bittet die römischen Christen, ihm nicht durch ihre Verwendung am kaiserlichen Hofe die bereitete Märtyrerkrone zu rauben. „Wenn ihr" — schreibt er ihnen — „kein Wort um meinetwillen verliert, so werde ich zu Gott kommen. Wenn ihr aber mein Fleisch lieb habt, werde ich von Neuem laufen müssen (ein Bild wie Hebr. 12, 1., 1. Cor. 9, 24.). Gebt mir nichts mehr, als daß ich Gott zum Opfer geweiht werde. Erbetet mir nur Kraft von innen und außen, daß ich nicht nur einen Christen mich nennen, sondern auch als ein Christ befunden werden möge. Dann werde ich wahrhaft ein Jünger Christi seyn, wann die Welt auch nicht einmal meinen Körper mehr sehen wird. — Ich habe von Syrien bis nach Rom zu Land und Wasser, Tag und Nacht, mit wilden Thieren zu kämpfen, an zehn Leoparden gebunden, diese Soldaten, die, wenn man ihnen auch Gutes erweiset, nur desto ärger werden. Doch bei dem, was ich von ihnen zu leiden habe, lerne ich desto mehr, aber darum bin ich nicht gerechtfertigt. Jetzt fange ich an, ein Jünger zu seyn. Nichts von den sichtbaren und den unsichtbaren Dingen hat einen Reiz für mich, wenn ich nur Jesu Christi theilhaftig werde. Feuer und Kreuz, die Wuth der wilden Thiere, Zerschmetterung der Glieder und alle mögliche Martern mögen über mich kommen, wenn ich nur Jesu

Heilandes tief eingeprägt waren: „So Jemand zu mir kommt und hasset nicht seinen Vater, Mutter, Weib, Kinder, Brüder, Schwestern, auch dazu sein eigenes Leben, der kann nicht mein Jünger seyn."

Wir finden aber auch Beispiele, daß Väter ihre Söhne, Mütter ihre Töchter, Jünglinge ihre Väter in der Zuversicht des Glaubens selbst zum Todeskampf ermunterten. — Und sodann reißt die Schwärmerei gleich einer Fieberhitze den Menschen fort, läßt das Gefühl der menschlichen Schwächen nicht aufkommen. Vertrauen auf Gottes Kraft, ruhige, besonnene Gottergebenheit bei dem Gefühl menschlicher Schwäche, nüchtern wachen und beten, daß man nicht in Anfechtung falle, es dem Erlöser nachempfinden: der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach; und durch den Geist des verherrlichten Menschensohnes den Widerstand des schwachen Fleisches besiegen, mit dem Apostel Paulus sagen: wann ich schwach bin, dann bin ich stark — diese Denk- und Empfindungsweise macht das Eigenthümliche des christlichen Märtyrers aus und diese leuchtet aus Beispielen, die wir nachher betrachten wollen, uns entgegen. Jene gottergebene Geduld, welche Tertullian in einem besonderen Buche als die Seele des christlichen Lebens geschildert, setzt derselbe, als aus der lebendigen himmlischen Lehre hervorgehend, entgegen jenem durch menschliche Kunst hervorgebrachten thierischen Gleichmuth, der auf gefühllosem Stumpfsinn beruhe (affectatio hu-

mana caninae aequanimitatis stupore formata. de Patientia c. II.). Er stellt sie so dar: „Sie vollendet das Märtyrerthum, sie tröstet den Armen, sie lehrt Mäßigung den Reichen, sie dehnt den Schwachen nicht über seine Kräfte aus, sie zehrt die Kraft des Starken nicht auf, sie erfreut den Gläubigen, sie lockt den Heiden an, sie macht den Knecht seinem Herrn und den Herrn Gott wohlgefällig, sie wird geliebt in dem Jüngling, verehrt in dem Greise, sie ist schön in jedem Alter, jedem Geschlechte. Wir wollen uns ein Bild von ihr machen: ruhig und sanft ist ihr Angesicht, offen ihre Stirn, durch keine Runzeln der Trauer oder des Zorns zusammengezogen, das Auge nicht durch Betrübniß, sondern durch Demuth niedergeschlagen. Eine Gesichtsfarbe, wie sie bei dem Sorglosen und Unschuldigen zu seyn pflegt. Wo Gott ist, da ist auch diese seine Pflegetochter. Wo also der Geist Gottes herabsteigt, da ist diese gottergebene Geduld seine unzertrennliche Begleiterin. Kann wohl der Geist immer da bleiben, wo sie nicht zugleich Aufnahme findet? Ohne seine Begleiterin und Dienerin muß er stets und überall im Gedränge seyn. Das ist die Beschaffenheit, das sind die Werke der himmlischen und wahren, das heißt der christlichen Geduld." Es gab zwar solche, die, fortgerissen von der Gluth ihres Eifers für das Bekenntniß des Evangeliums, sich selbst unaufgefordert vor den heidnischen Staatsbehörden als Christen ankündigten, und sich dadurch dem Tode preis

gaben; aber das Wort des Herrn Matth. 10, 23., sein und der Apostel Beispiel galten den Christen mehr als die Stimme des augenblicklichen Gefühls. Die christliche Kirche im Ganzen verwarf dieses sich selbst dem Tode preis geben immer als ein unevangelisches Verfahren, ein verkehrtes Selbstvertrauen, einen Mangel an jener gottergebenen Demuth. In dem Schreiben, durch welches die Gemeinde zu Smyrna von der Verfolgung im J. 161, in welcher der Bischof Polykarpus den Märtyrertod gestorben, Bericht erstattet, erwähnt sie eines Mannes, der auf diese Weise sich selbst preis gegeben, aber nachher — eine natürliche Folge seines kühnen Selbstvertrauens und seines mehr fleischlichen als göttlichen Eifers — nicht standhaft geblieben war. Sie sagt dabei: „Deshalb, liebe Brüder, loben wir diejenigen nicht, welche sich selbst preis geben, denn so lehrt das Evangelium nicht.“ Clemens von Alexandria sagt (Strom. VII. 738.), daß die ächten Christen, wenn sie Gott wirklich ruft, sich freudig hingeben, und den Ruf Gottes eben dadurch bewähren, daß sie sich keiner Verwegenheit bewußt sind. Der Bischof Cyprianus von Carthago, der durch seinen späteren Märtyrertod bewies, daß Feigheit ihn nicht beherrschte, er entfernte sich im Anfang der decianischen Verfolgung eine Zeitlang von seiner Gemeinde, um die Ruhe derselben zu sichern, die Wuth der Heiden durch seine Gegenwart nicht noch mehr zu reizen. Und zu seinen Sorgen für seine Gemeinde wäh-

siegte doch der Glaube und die Liebe zum Erlöser.

Da während der Gefangenschaft die Leidensgefährtinn der Perpetua, die Felicitas, der Niederkunft nahe war, und viel zu leiden hatte, sprach ein heidnischer Sklave zu ihr: „Da du jetzt schon so große Schmerzen leidest, was wird dir erst dann geschehen, wann du den wilden Thieren wirst vorgeworfen werden, welche du verachtetest, als du nicht opfern wolltest?“ Sie antwortete: „Jetzt leide ich für mich allein, was ich leide. Dort aber wird ein Andrer in mir seyn, welcher für mich leiden wird, weil auch ich für ihn leiden werde.“

Von einem alten grausamen Götzendienst, bei welchem Menschenblut zur Ehre der Götzen an ihren Altären floß, war noch der Gebrauch übrig geblieben, daß man bei solchen grausamen Schauspielen die zum Tode verurtheilten dem Saturnus zum Opfer weihete. Als solche Opfer wollte man die hier verurtheilten Christen darstellen, auch wohl, damit die Götzen einen desto größeren Triumph über das Christenthum erhielten, daß selbst ihre Feinde ihrer Verehrung dienen mußten. Man wollte daher die Männer als Priester des Saturnus, die Weiber als Priesterinnen der Ceres ankleiden. Aber sie widersetzten sich standhaft, indem sie sagten: „Wir sind deshalb freiwillig hiehergekommen, um uns unsere Freiheit nicht nehmen zu lassen. Wir haben unser Leben daran gesetzt, um so etwas nicht thun

zu müssen. Das haben wir mit euch ausgemacht.“ Der Offizier, der die Hinrichtung leitete, sah selbst das Gerechte dieser Forderung ein und gab nach. Als die Perpetua schon verwundet war, ließ sie ihren Bruder und einen Katechumenen, der ihr in der Leidenszeit manchen christlichen Liebesdienst erwiesen, kommen, und sagte zu ihnen: „Steht fest im Glauben, und liebt einander Alle gegenseitig, und nehmt kein Aergerniß an unsern Leiden.“ Als einer der Jünglinge, Saturus, durch den Biß eines Leoparden tödtlich verwundet worden, rief er den oben genannten Soldaten Pudens zu sich, nahm Abschied von ihm mit den Worten: „Lebe wohl, sey meines Glaubens eingedenk, und laß dich durch dies nicht beunruhigen, sondern vielmehr nur im Glauben befestigen;“ und er nahm zugleich den Ring von dessen Finger, tauchte ihn in das Blut seiner Wunde, und gab ihm denselben zum Andenken zurück. Ehe die Märtyrer den gewöhnlichen Gnadenstoß empfingen, ertheilten sie einander, im Begriff zu sterben, den christlichen Bruderkuß, mit dem die Christen jeden Gottesdienst zu besiegeln pflegten.

Märtyrer in Numidien unter der valerianischen Verfolgung schreiben so aus einer harten Gefangenschaft, in welcher sie viel von Hunger und Durst gelitten hatten (Passio Montanii, Lucii u. s. w. Ruinart. F. 231.): „Der finstere Kerker glänzte bald von dem leuchtenden Lichte des heiligen Geistes, wir stiegen zum Orte der Stra-

fen hinauf, als wenn wir zum Himmel hinaufstiegen. Es läßt sich nicht beschreiben, welche Tage, welche Nächte wir dort zugebracht haben. Wir scheuen uns auch nicht, das Schreckliche jenes Ortes, wie es ist, zu schildern, denn je größer die Versuchung, desto größer ist, der sie in uns besiegte. Und es ist auch nicht unser Kampf, denn unter dem Beistande des Herrn wird uns der Sieg; denn auch getödtet zu werden wird den Knechten Gottes leicht, und der Tod ist deshalb nichts, weil der Herr ihm den Stachel und die Macht genommen, durch dies Siegeszeichen des Kreuzes über ihn triumphirt hat."

Wir finden Beispiele, daß Männer ihre Frauen, Frauen ihre Männer, Mütter ihre Söhne, Söhne ihre Väter, das natürliche menschliche Gefühl besiegend, zur Standhaftigkeit im Glauben ermahnten. Da unter dem Kaiser Septimius Severus, Leonides, der Vater des großen Kirchenlehrers Origenes, zu Alexandria als Bekenner Christi ins Gefängniß geworfen wurde, brannte der letzte, erst ein sechzehnjähriger Jüngling, vor Begierde, seinen Erlöser vor den Heiden zu bekennen. Die Mutter wußte ihn nicht anders zurückzuhalten, als dadurch, daß sie seine Kleider versteckte, und ihn dadurch zu Hause zu bleiben nöthigte. Nun schrieb er seinem gefangenen Vater einen Brief, worin er ihn zur Standhaftigkeit im Glauben ermahnte, und ihm unter andern zurief: „Hüte dich, um unsert willen von deinem Sinn zu weichen." Ein Christ, Namens Nu-

daß es nicht leuchte, beschließt er, es mit Gewalt zu unterdrücken. Alle Vorsteher und Lehrer der christlichen Gemeinden werden zum Tode verurtheilt. Cyprian wird bei der Ankunft des neuen von Rom geschickten Proconsuls im Anfang des folgenden Jahres 258 nach Carthago zurückgerufen, um die Entscheidung seines Schicksals zu erhalten. Auf seinem Landsitze, den er in der Gluth der ersten Liebe verkauft hatte, um mit dem Gelde den Armen zu helfen, und den ihm die Anhänglichkeit seiner Gemeinde wieder zurückgeschenkt, wartet er ruhig, was der Wille des himmlischen Vaters bestimmt. Wenn er in der ersten Verfolgung (s. oben) sich entfernte, weil es das Beste seiner Gemeinde forderte, weil er auch hoffen konnte, nachdem er die erste Hitze der blutigen Verfolgung überstanden, sich seiner Gemeinde zu erhalten, so können ihn jetzt hingegen die Bitten vieler Freunde, selbst angesehener Männer unter den Heiden, welche ihm einen Zufluchtsort anbieten, nicht bewegen, dem öffentlichen Bekenntnisse, zu dem er sich von dem Herrn berufen glaubt, auszuweichen. Doch da er hörte, daß er nach der Stadt Utika, wohin sich damals der Proconsul begeben, geführt werden solle, um dort hingerichtet zu werden, entschloß er sich, nach dem Rathe der Freunde einstweilen sich zurückzuziehen, „da der Bischof vor der Gemeinde, welcher ihn der Herr vorgesetzt, Ihn bekennen müsse, um durch sein Bekenntniß die ganze Gemeinde zu verherrlichen, denn was

in

in jenem Augenblicke des Bekenntnisses nach Eingebung Gottes der Bischof rede, das rede er mit dem Munde Aller."

Plötzlich wurde Cyprian von einer durch den Proconsul abgeschickten Wache abgeholt; weil aber der Proconsul sich auf seinem Landsitze gerade ausruhte, sollte er noch nicht verhört und verurtheilt werden. Er blieb die Nacht über in anständigem Gewahrsam und wurde freundlich behandelt. Ein großer Theil der Gemeinde, der gehört, daß ihr geistlicher Vater hingerichtet werden sollte, war herbeigeeilt, und umlagerte die ganze Nacht das Haus, in welchem sich der geliebte Hirt befand, damit ihm nicht etwas ohne ihr Wissen geschehe. Den Tod, dem er am andern Tage entgegengehen sollte, vor Augen, hat er doch nur die Fürsorge für seine Gemeinde im Herzen. Da unter der Menge sich auch viele Jungfrauen aus seiner Gemeinde befanden, verordnete er, daß man diese wohl in Acht nehme, damit Anstand und gute Sitte nicht gefährdet werde. Am andern Morgen wurde er, begleitet von einer zahllosen Menge Christen und Heiden, zum Gericht geführt. Der Ort war eine kleine Strecke entfernt. Da der Proconsul noch nicht da war, wurde er unterdessen nach einem einsamen Platze geführt. Ermattet von Schweiß, ließ er sich auf eine dort befindliche Bank nieder. Ein Soldat, der vom Christenthum abgefallen war, bot ihm, aus Liebe und Verehrung und um ein geheiligtes Andenken von dem Märtyrer zu

erhalten, trockene Kleider an, seine von Schweiß triefenden damit zu verwechseln. Aber Cyprian antwortete ihm: „Soll ich Befreiung suchen von dem Ungemach, das ich vielleicht heute nicht mehr empfinden werde?" Als er endlich vor dem Proconsul erschien, sprach dieser zu ihm: „Des Kaisers Majestät gebietet dir, die Ceremonien unserer Staatsreligion zu verrichten." Cyprian antwortet: „Das kann ich nicht thun." Der Proconsul spricht darauf: „Sorge für dein Leben." Cyprian antwortet: „Thut, was euch vorgeschrieben ist. Bei einer so gerechten Sache findet keine Ueberlegung weiter statt." Als er das Todesurtheil vernimmt, spricht er: „gelobt sey Gott!" — Dies waren seine letzten Worte.

Wenn wir an diesen beiden Männern die stille ruhige Gottergebenheit verehren, so sehn wir dagegen die feurige Seele eines Ignatius von einer, in heftigeren Ergüssen ausströmenden, heißen Sehnsucht nach innigerer Gemeinschaft mit dem geliebten Erlöser fortgerissen. Das von Natur ruhigere und das feurigere Gemüth fassen jedes auf seine eigene Weise in verklärter Eigenthümlichkeit die Wirkung des Christenthums auf. Da Ignatius, Bischof der antiochenischen Gemeinde, unter dem Kaiser Trajanus von Soldaten, von denen er viele Mißhandlungen erleiden muß, nach Rom fortgeführt wird, wo er gerichtet werden soll, dem Märtyrertode entgegen sehend, schreibt er unterwegs der römischen Gemeinde, voll der Liebe zu seinem Erlöser, für

den er so freudig sein Leben hingiebt, dem im Leiden nachzufolgen, zu dessen unmittelbarer Anschauung zu gelangen er so sehr sich sehnte: er bittet die römischen Christen, ihm nicht durch ihre Verwendung am kaiserlichen Hofe die bereitete Märtyrerkrone zu rauben. „Wenn ihr" — schreibt er ihnen — „kein Wort um meinetwillen verliert, so werde ich zu Gott kommen. Wenn ihr aber mein Fleisch lieb habt, werde ich von Neuem laufen müssen (ein Bild wie Hebr. 12, 1., 1. Cor. 9, 24.). Gebt mir nichts mehr, als daß ich Gott zum Opfer geweiht werde. Erbetet mir nur Kraft von innen und außen, daß ich nicht nur einen Christen mich nennen, sondern auch als ein Christ befunden werden möge. Dann werde ich wahrhaft ein Jünger Christi seyn, wann die Welt auch nicht einmal meinen Körper mehr sehen wird. — Ich habe von Syrien bis nach Rom zu Land und Wasser, Tag und Nacht, mit wilden Thieren zu kämpfen, an zehn Leoparden gebunden, diese Soldaten, die, wenn man ihnen auch Gutes erweiset, nur desto ärger werden. Doch bei dem, was ich von ihnen zu leiden habe, lerne ich desto mehr, aber darum bin ich nicht gerechtfertigt. Jetzt fange ich an, ein Jünger zu seyn. Nichts von den sichtbaren und den unsichtbaren Dingen hat einen Reiz für mich, wenn ich nur Jesu Christi theilhaftig werde. Feuer und Kreuz, die Wuth der wilden Thiere, Zerschmetterung der Glieder und alle mögliche Martern mögen über mich kommen, wenn ich nur Jesu

Christi theilhaftig werde. Es ist mir mehr, für Jesus Christus zu sterben, als über die ganze Erde zu herrschen. Laßt mich zu dem reinen Lichte gelangen. Wenn ich dort bin, werde ich ein Mann Gottes seyn. Laßt mich dem Leiden meines Gottes nachfolgen. Wer ihn in sich hat, der verstehe, was ich will, und fühle mit mir, da er weiß, was mich treibt."

In einer heftigen Verfolgung gegen die Christen im Jahre 202 unter dem Kaiser Septimius Severus ward zu Carthago mit mehreren Anderen eine junge zweiundzwanzigjährige Frau, Perpetua, ergriffen. Ihr alter Vater, ein Heide, kam gleich zu ihr, und suchte sie mit zärtlicher Liebe zu bewegen, daß sie dem Christenthum entsage, um ihr Leben zu retten. Nachdem er ihr viel zugeredet, sprach sie zu ihm in kindlicher Einfalt: „Siehst du diesen Krug, der da auf der Erde liegt?" Ja, sagte er. „Nun" — fragte sie ihn — „kann ich das Gefäß wohl etwas anderes nennen, als was es ist?" Nein, sagte er. „So" — antwortete sie — „kann ich mich auch für nichts anderes ausgeben, als für das, was ich bin, eine Christinn." Als sich das Gerücht verbreitete, daß sie verhört werden sollte, kam der Vater kummervoll zu ihr ins Gefängniß und sprach: „Theure Tochter, habe Mitleid mit meinen grauen Haaren. Habe Mitleid mit dem Vater, wenn ich von dir Vater genannt zu werden verdiene. Wenn ich dich mit diesen Händen zu diesem blühenden Alter auferzogen,

wenn ich dich allen deinen Brüdern vorgezogen habe, so bringe nicht Schimpf und Schande unter den Menschen über mich. Blicke auf deine Brüder, deine Mutter und deine Schwiegermutter, deinen Sohn hin (einen Säugling, den im Gefängniß bei sich zu haben und selbst zu nähren, ihre größte Freude war), der, wenn du stirbst, nicht am Leben bleiben kann. Laß fahren den hohen Sinn, damit du nicht uns Alle ins Verderben stürzest. Denn Keiner von uns wird frei zu reden wagen, wenn du etwas erleidest." Er küßte ihre Hände und warf sich weinend ihr zu Füßen. „Es schmerzte mich" — sagt Perpetua, indem sie dies erzählt — „das graue Haar meines Vaters, daß er allein in meiner Familie sich meines Leidens nicht freuen sollte, und ich suchte ihn zu stärken, indem ich zu ihm sagte: „Wenn ich vor Gericht stehe, wird, was Gott will, mit mir geschehen, denn wisse, daß wir nicht in unsrer, sondern in Gottes Gewalt stehen." Als sie mit den übrigen gefangenen Christen zum Verhör erschien, und die Reihe an sie kam, trat plötzlich der alte Vater mit dem Säugling in seinen Armen hervor, wies ihn bittend der Mutter, und sagte: „Habe doch Mitleid mit dem Kinde." Der Richter unterstützte die Bitten des Vaters und sagte: „Schone doch das graue Haar deines Vaters, schone das zarte Alter des Kindes. Opfere für das Wohl der Kaiser." Sie antwortete: „Das kann ich nicht thun." „Bist du eine Christinn?" fragte der Richter,

und sie antwortete: „Ich bin eine Christinn.“ Da der Vater noch ferner in sie dringen wollte, befahl der Richter, daß er mit Gewalt weggestoßen werde. Die Soldaten schlugen ihn. „Es schmerzte mich;“ — sagt Perpetua — „als wenn ich selbst geschlagen worden wäre, so schmerzte mich sein unglückseliges Alter.“ Perpetua und ihre Gefährten, drei Jünglinge und noch eine junge Frau, wurden verurtheilt, zur Lust des grausamen Volks bei einem Thiergefecht, das zur Geburtstagsfeier des jungen kaiserlichen Prinzen Geta gegeben werden sollte, den wilden Thieren vorgeworfen zu werden. Der wachhabende Soldat Pudens, dessen Herz durch das Verhalten der gefangenen Christen gerührt worden war, der die Wirkung eines göttlichen Geistes in ihnen wahrzunehmen glaubte, und wohl dadurch — wie das zuweilen bei den, die Christen zum Märtyrertode geleitenden, Soldaten oder ihren Gefangenwärtern der Fall war — selbst auf das Christenthum als Gotteskraft aufmerksam gemacht wurde, er ließ viele der christlichen Brüder, was die Christen sonst durch Geld erkaufen mußten, freiwillig zu ihnen in den Kerker, damit sie sich gegenseitig erquicken könnten. Kurz vor dem Thiergefecht kam auch der alte Vater zum letzten Mal zu ihr, riß sich die Haare seines Bartes aus, warf sich auf die Erde nieder und sprach, wie die Tochter sich ausdrückt, Worte, welche jedes Geschöpf bewegen mußten. Aber so tief erschüttert, so voll Mitleid und Schmerz sie war, so

siegte doch der Glaube und die Liebe zum Erlöser.

Da während der Gefangenschaft die Leidensgefährtinn der Perpetua, die Felicitas, der Niederkunft nahe war, und viel zu leiden hatte, sprach ein heidnischer Sklave zu ihr: „Da du jetzt schon so große Schmerzen leidest, was wird dir erst dann geschehen, wann du den wilden Thieren wirst vorgeworfen werden, welche du verachtetest, als du nicht opfern wolltest?“ Sie antwortete: „Jetzt leide ich für mich allein, was ich leide. Dort aber wird ein Andrer in mir seyn, welcher für mich leiden wird, weil auch ich für ihn leiden werde.“

Von einem alten grausamen Götzendienst, bei welchem Menschenblut zur Ehre der Götzen an ihren Altären floß, war noch der Gebrauch übrig geblieben, daß man bei solchen grausamen Schauspielen die zum Tode verurtheilten dem Saturnus zum Opfer weihete. Als solche Opfer wollte man die hier verurtheilten Christen darstellen, auch wohl, damit die Götzen einen desto größeren Triumph über das Christenthum erhielten, daß selbst ihre Feinde ihrer Verehrung dienen mußten. Man wollte daher die Männer als Priester des Saturnus, die Weiber als Priesterinnen der Ceres ankleiden. Aber sie widersetzten sich standhaft, indem sie sagten: „Wir sind deshalb freiwillig hiehergekommen, um uns unsere Freiheit nicht nehmen zu lassen. Wir haben unser Leben daran gesetzt, um so etwas nicht thun

zu müssen. Das haben wir mit euch ausgemacht.“ Der Offizier, der die Hinrichtung leitete, sah selbst das Gerechte dieser Forderung ein und gab nach. Als die Perpetua schon verwundet war, ließ sie ihren Bruder und einen Katechumenen, der ihr in der Leidenszeit manchen christlichen Liebesdienst erwiesen, kommen, und sagte zu ihnen: „Steht fest im Glauben, und liebt einander Alle gegenseitig, und nehmt kein Aergerniß an unsern Leiden.“ Als einer der Jünglinge, Saturus, durch den Biß eines Leoparden tödtlich verwundet worden, rief er den oben genannten Soldaten Pudens zu sich, nahm Abschied von ihm mit den Worten: „Lebe wohl, sey meines Glaubens eingedenk, und laß dich durch dies nicht beunruhigen, sondern vielmehr nur im Glauben befestigen;“ und er nahm zugleich den Ring von dessen Finger, tauchte ihn in das Blut seiner Wunde, und gab ihm denselben zum Andenken zurück. Ehe die Märtyrer den gewöhnlichen Gnadenstoß empfingen, ertheilten sie einander, im Begriff zu sterben, den christlichen Bruderkuß, mit dem die Christen jeden Gottesdienst zu besiegeln pflegten.

Märtyrer in Numidien unter der valerianischen Verfolgung schreiben so aus einer harten Gefangenschaft, in welcher sie viel von Hunger und Durst gelitten hatten (Passio Montanii, Lucii u. s. w. Ruinart. F. 231.): „Der finstere Kerker glänzte bald von dem leuchtenden Lichte des heiligen Geistes, wir stiegen zum Orte der Stra-

fen hinauf, als wenn wir zum Himmel hinaufstiegen. Es läßt sich nicht beschreiben, welche Tage, welche Nächte wir dort zugebracht haben. Wir scheuen uns auch nicht, das Schreckliche jenes Ortes, wie es ist, zu schildern, denn je größer die Versuchung, desto größer ist, der sie in uns besiegte. Und es ist auch nicht unser Kampf, denn unter dem Beistande des Herrn wird uns der Sieg; denn auch getödtet zu werden wird den Knechten Gottes leicht, und der Tod ist deshalb nichts, weil der Herr ihm den Stachel und die Macht genommen, durch dies Siegeszeichen des Kreuzes über ihn triumphirt hat."

Wir finden Beispiele, daß Männer ihre Frauen, Frauen ihre Männer, Mütter ihre Söhne, Söhne ihre Väter, das natürliche menschliche Gefühl besiegend, zur Standhaftigkeit im Glauben ermahnten. Da unter dem Kaiser Septimius Severus, Leonides, der Vater des großen Kirchenlehrers Origenes, zu Alexandria als Bekenner Christi ins Gefängniß geworfen wurde, brannte der letzte, erst ein sechzehnjähriger Jüngling, vor Begierde, seinen Erlöser vor den Heiden zu bekennen. Die Mutter wußte ihn nicht anders zurückzuhalten, als dadurch, daß sie seine Kleider versteckte, und ihn dadurch zu Hause zu bleiben nöthigte. Nun schrieb er seinem gefangenen Vater einen Brief, worin er ihn zur Standhaftigkeit im Glauben ermahnte, und ihm unter andern zurief: „Hüte dich, um unsert willen von deinem Sinn zu weichen." Ein Christ, Namens Nu-

midicus, hatte in der decianischen Verfolgung Viele durch seine Ermahnungen zum Märtyrertode angefeuert; heiter sah er seine Frau an seiner Seite verbrennen, er selbst wurde zuletzt halb verbrannt mit Steinen überschüttet, und man ließ ihn so als todt liegen. Seine Tochter sucht seinen Körper hervor, um ihn zu bestatten, und wird zu unaussprechlicher Freude überrascht, noch Zeichen des Lebens bei ihm zu finden. Durch ihre Pflege wird er wieder hergestellt, und kann noch als Verkündiger des Evangeliums und Vorsteher einer Gemeinde wirken. (Cypr. ep. 30.)

Freilich macht das äußerliche Bekenntniß des Herrn, wenn es auch unter Martern und im Angesicht des Todes geschieht, noch keinen wahren Christen, wenn dieses Bekenntniß nicht aus dem Geiste der Liebe hervorgeht, und dem durch das ganze Leben abgelegten Bekenntnisse des Glaubens sich anschließt, denn der Apostel Paulus spricht: „Wenn ich meinen Leib brennen ließe und hätte der Liebe nicht, so wäre mir es nichts nütze." Es geschah freilich auch zuweilen, daß diejenigen, welche die Kraft empfangen hatten, Tod und Martern um des Herrn willen zu verachten, nun nachher vergaßen, daß es nicht ihre eigene Kraft war, durch welche sie gesiegt hatten, so daß sie durch die Einbildung auf diesen Sieg ihres Glaubens, durch die daraus entstehende Vernachlässigung der Wachsamkeit über sich selbst von dem geraden Wege des neuen Gehorsams abgeführt wurden. Diejenigen, welche die fleisch-

liche Selbstliebe, die natürliche Schwäche des Fleisches und die natürliche Todesfurcht hatten überwinden können, unterlagen doch zuweilen den Regungen jener verborgenen, feineren, aber desto gefährlichern Selbstliebe. Die Kirchenlehrer machten aber auch immer die Christen darauf aufmerksam, daß nur, wenn das Zeugniß durch das Wort dem Zeugnisse durch das Leben entspreche, dies vor Gott den rechten Werth habe. Man sorgte, weil man die denen, welche einen solchen Sieg des Glaubens erkämpft hatten, drohende Gefahr wohl kannte, deshalb insbesondere dafür (s. Cyprian. ep. 10.), daß einsichtsvolle Geistliche die Bekenner in den Gefängnissen besuchten, die heilige Schrift ihnen vorlasen, Worte des Trostes, aber auch der Warnung, aus der Schrift ihnen mittheilten, und durch schriftgemäßen geistlichen Rath ihnen zu Hülfe kamen.

„Mögen sie von euch lernen" — so schreibt der Bischof Cyprianus darüber an seine Geistlichen (ep. V.) — „daß sie demüthig und ruhig seyn müssen, damit sie die Ehre ihres Namens bewahren, und sie, die durch das Wort den Herrn verherrlicht haben, ihn auch durch ihren Wandel verherrlichen. Es bleibt ihnen ja noch mehr übrig, als sie vollbracht haben, da geschrieben steht: vor dem Tode lobe Niemand; und der Herr sagt: „Wer aber beharrt bis ans Ende, der wird selig." Mögten sie dem Herrn nachahmen, der in der Zeit des Leidens nicht hochmüthiger, sondern demüthiger erschien, denn in diesem Zeitpunkt

wusch er die Füße seiner Jünger, indem er sprach: „So, nun ich, euer Herr und Meister, euch die Füße gewaschen habe, so sollt ihr auch euch unter einander die Füße waschen.“ Mögen sie auch dem Beispiele des Apostels Paulus folgen, welcher nach vielfacher Gefangenschaft und Geißelung in Allem sanft und demüthig verharrte, und auch nach dem dritten Himmel und dem Paradiese sich keine Anmaßung erlaubte. Und weil nur der erhöht wird, wer sich selbst erniedrigt, so müssen sie jetzt desto mehr den ihnen nachstellenden Widersacher fürchten, indem dieser dadurch, daß er besiegt, desto mehr erbittert worden, und den Sieger zu besiegen sucht.“ An diese Bekenner selbst schrieb er so: „Noch sind wir in der Welt, noch stehn wir auf dem Schlachtfelde, wir kämpfen für unser tägliches Leben. Ihr müßt dahin streben, daß ihr nach diesem Anfange auch zum Wachsthum gelanget, daß in euch vollendet werde, was ihr schon so glücklich angefangen. Es ist noch wenig, wenn man etwas hat erlangen können. Mehr ist es, was man erlangt hat, bewahren zu können; wie auch der Glaube selbst und die Wiedergeburt nicht dadurch, daß sie empfangen worden, sondern wenn sie bewahrt werden, zum Leben führen. Der Herr selbst hat dies gelehrt, indem er sprach: Joh. 5, 14.: „Siehe zu, du bist gesund geworden, sündige hinfort nicht mehr, daß dir nicht etwas ärgeres wiederfahre.“ Endlich Salomo und Saul und viele Andere konnten die ihnen verliehene Gnade bewahren, so

lange sie auf den Wegen des Herrn wandelten: sobald der Gehorsam von ihnen wich, wich auch die Gnade. Wir müssen auf dem engen und schmalen Wege der Ehre verharren; und da Sanftmuth und Demuth, ein ruhiger und sittlicher Wandel allen Christen ziemt nach dem Worte des Herrn, der keinen ansieht, als den Demüthigen und Stillen, welcher mit Furcht und Zittern sein Wort vernimmt: so müssen dies um desto mehr die Bekenner beobachten und erfüllen, ihr, die ihr ein Beispiel für die übrigen Brüder geworden seyd. Unser Herr ward wie ein Lamm zur Schlachtbank geführt; und wie ein Schaaf, das verstummet vor seinem Scheerer, that er seinen Mund nicht auf. Und es wagt jetzt, wer durch ihn und in ihm lebt, sich zu überheben und sich groß zu machen, uneingedenk dessen, was Er gethan, und dessen, was Er selbst oder durch seine Apostel gelehrt hat? Wenn aber der Knecht nicht größer ist als der Herr, so müssen diejenigen, welche dem Herrn nachfolgen, demüthig, ruhig und still seinen Fußstapfen nachgehn, denn je niedriger Einer ist, desto höher wird er werden, da der Herr sagt: Welcher aber der Kleinste ist unter euch allen, der wird groß seyn." — Diese Gesinnung zeigten die ächtevangelischen Bekenner. So schlossen jene oben genannten numidischen Märtyrer den Bericht von ihren Leiden mit diesen Worten: „Theure Brüder, laßt uns Eintracht, Frieden, Einheit des Sinnes mit aller Kraft festhalten. Laßt uns schon jetzt streben, das zu seyn,

was wir dort seyn werden. Wenn wir mit Christo seyn und herrschen wollen, so müssen wir das thun, was zu Christo und zu seinem Reiche hinführt." Als sie unter großem Zulaufe der Christen und Heiden zum Blutgerüste geführt wurden, und die Ersteren ihnen zuriefen: „Gedenket unser, wenn ihr zum Herrn kommet;" antwortete einer der Märtyrer in Demuth: „Mögt ihr doch meiner vor dem Herrn gedenken."

Da ein Bekenner zu Rom während der decianischen Verfolgung an einen Bekenner zu Carthago schrieb, um die Fürbitte der afrikanischen Märtyrer für seine gefallene Schwester nachzusuchen, spricht er so: „Ich glaube, daß wenn wir uns auch in dieser Welt nicht wieder sehn, wir doch in der zukünftigen vor Christo uns umarmen werden. Bitte für mich, daß auch ich gewürdigt werde, in eurem Reiche die Märtyrerkrone zu empfangen. Doch wisse, daß ich viel zu leiden habe, und ich gedenke, gleich als wenn Du bei mir wärst, Deiner alten Liebe Tag und Nacht. Gott allein weiß es. Deshalb bitte ich Dich, meinen Wunsch zu erfüllen und mit mir zu trauern über den Tod meiner Schwester, welche in dieser Verwüstung von Christo abgefallen ist, denn sie hat geopfert und den Herrn erzürnt, wie es uns offenbar scheint. Wegen ihrer Vergehung bringe ich in dieser Osterfreude Tag und Nacht in Thränen zu."

XV.

Theilnahme aller Christen an den Leiden der Bekenner.

Wenn die Christen an allen ihren Brüdern einen lebendigen Antheil nahmen, so geschah dies nun ganz besonders bei diesen Bekennern des Herrn. Auch von entfernten Gemeinden wurden Geldbeiträge zur Erleichterung der Gefangenen oder der in den Bergwerken arbeitenden geschickt; es kamen Abgeordnete, sie zu besuchen. Man wetteiferte, sie geistlich und leiblich zu erquicken. Das Gefängniß wurde bald zur Kirche durch die Menge derer, welche sich versammelten, mit ihrem Gebete den Leidenden beizustehen; und die Bischöfe mußten ja, wie wir oben sahen, den zu unvorsichtigen Liebeseifer der Christen nur zu mäßigen suchen. Tertullian widmete der Erquikkung der zu Carthago im Kerker schmachtenden Bekenner unter dem Septimius Severus eine kleine Schrift, welche er so beginnt: „Unter den Nahrungsmitteln des Fleisches, welche euch sowohl die Mutter Kirche aus ihrem Vorrath, als die einzelnen Brüder aus ihrem eigenen Vermögen ins Gefängniß schicken, nehmt von mir auch etwas, das zur Förderung des Geistes diene; denn es ist nicht gut, daß das Fleisch gesättiget werde, und der Geist hungere. Wenn für das, was schwach ist, gesorgt wird, darf doch auch das Stärkere eben so wenig vernachläßigt werden. Ich bin nun zwar nicht ein Solcher, daß ich euch zu-

zureden würdig wäre. Jedoch die vollkommensten Fechter werden nicht nur von ihren Meistern ermuntert, sondern oft hat ihnen sogar der Zuruf aus dem Volke genützt.“ Er fährt dann fort: „Insbesondere betrübet nicht den heiligen Geist, der mit euch in den Kerker gekommen. Denn wenn er nicht mit euch hereingekommen wäre, würdet auch ihr heute nicht da seyn. Daher strebt darnach, daß er mit euch dort wohne und euch von dort zum Herrn führe. Zwar ist der Kerker auch ein Haus des bösen Geistes, wo er die Seinen zusammenhält; aber ihr seyd deshalb in den Kerker gekommen, um ihn auch in seinem Hause zu besiegen. Finster ist der Kerker, aber ihr seyd das Licht; er hat Fesseln, aber ihr seyd frei vor Gott. Laßt uns das Leben in der Welt und das Leben im Kerker vergleichen, ob nicht im Kerker der Geist mehr gewinnet als das Fleisch verliert. Auch verliert ja das Fleisch nicht einmal, was ihm zukommt, durch die Sorgfalt der Kirche, die Liebe der Brüder; und obendrein erlangt der Geist das, was immer dem Glauben nützlich ist. Du siehst keine fremde Götter, du begegnest nicht ihren Bildern, du mußt nicht an den Festen der Heiden durch das Leben unter ihnen selbst Theil nehmen; du wirst nicht von dem Opfergeruch verfolgt, du wirst nicht von dem Geschrei derer getroffen, welche die grausamen oder unanständigen Schauspiele (die Fechterspiele oder die schmutzigen, dem Gemeinsten der menschlichen Natur schmeichelnden Lust- und Possenspiele) feiern; deine Augen fal-

len

len nicht auf die Orte öffentlicher Wollust. Wenn auch dein Körper eingeschlossen ist, so steht doch deinem Geiste Alles offen. Wandle im Geiste und bilde dir nicht dunkle Schattengänge vor oder lange Säulengänge, sondern den Weg, der zu Gott führt. So oft du wandelst im Geiste, bist du nicht im Kerker, die Füße empfinden die Banden nicht, wenn die Seele im Himmel ist. Die Seele führt den ganzen Menschen mit sich und versetzt ihn, wohin sie will. Wo aber dein Herz ist, da ist auch dein Schatz."

Mögen noch die schönen Ermunterungsworte des Bischofs Cyprianus an eine afrikanische Gemeinde bei einer drohenden Verfolgung sich hier anschließen (ep. 56.): „Nicht in dem Sinne haben wir uns den Reihen der Streiter des Herrn angeschlossen, daß wir nur auf Frieden sinnen und vor dem Kampfe uns scheuen sollten, da in dem Kampfe der Herr als Lehrer der Demuth, der Duldung und des Leidens uns vorangegangen, da, was er uns vollbringen gelehrt, er zuerst vollbracht, und was er uns zu leiden ermahnt, er zuerst für uns gelitten hat. Und keiner von euch, theure Brüder, beunruhige sich, wenn er unsre Gemeinde durch die Furcht vor der Verfolgung aus einander gesprengt sieht; keiner von euch beunruhige sich, daß er die Brüder nicht versammelt sehn und den Bischof nicht predigen hören kann. Die Christen, denen es nicht erlaubt ist zu morden, sondern die sich morden lassen müssen, können dann nicht beisammen seyn. Wo auch an jenen Tagen

zu müssen. Das haben wir mit euch ausgemacht." Der Offizier, der die Hinrichtung leitete, sah selbst das Gerechte dieser Forderung ein und gab nach. Als die Perpetua schon verwundet war, ließ sie ihren Bruder und einen Katechumenen, der ihr in der Leidenszeit manchen christlichen Liebesdienst erwiesen, kommen, und sagte zu ihnen: „Steht fest im Glauben, und liebt einander Alle gegenseitig, und nehmt kein Aergerniß an unsern Leiden." Als einer der Jünglinge, Saturus, durch den Biß eines Leoparden tödtlich verwundet worden, rief er den oben genannten Soldaten Pudens zu sich, nahm Abschied von ihm mit den Worten: „Lebe wohl, sey meines Glaubens eingedenk, und laß dich durch dies nicht beunruhigen, sondern vielmehr nur im Glauben befestigen;" und er nahm zugleich den Ring von dessen Finger, tauchte ihn in das Blut seiner Wunde, und gab ihm denselben zum Andenken zurück. Ehe die Märtyrer den gewöhnlichen Gnadenstoß empfingen, ertheilten sie einander, im Begriff zu sterben, den christlichen Bruderkuß, mit dem die Christen jeden Gottesdienst zu besiegeln pflegten.

Märtyrer in Numidien unter der valerianischen Verfolgung schreiben so aus einer harten Gefangenschaft, in welcher sie viel von Hunger und Durst gelitten hatten (Passio Montanii, Lucii u. s. w. Ruinart. F. 231.): „Der finstere Kerker glänzte bald von dem leuchtenden Lichte des heiligen Geistes, wir stiegen zum Orte der Stra-

fen hinauf, als wenn wir zum Himmel hinaufstiegen. Es läßt sich nicht beschreiben, welche Tage, welche Nächte wir dort zugebracht haben. Wir scheuen uns auch nicht, das Schreckliche jenes Ortes, wie es ist, zu schildern, denn je größer die Versuchung, desto größer ist, der sie in uns besiegte. Und es ist auch nicht unser Kampf, denn unter dem Beistande des Herrn wird uns der Sieg; denn auch getödtet zu werden wird den Knechten Gottes leicht, und der Tod ist deshalb nichts, weil der Herr ihm den Stachel und die Macht genommen, durch dies Siegeszeichen des Kreuzes über ihn triumphirt hat."

Wir finden Beispiele, daß Männer ihre Frauen, Frauen ihre Männer, Mütter ihre Söhne, Söhne ihre Väter, das natürliche menschliche Gefühl besiegend, zur Standhaftigkeit im Glauben ermahnten. Da unter dem Kaiser Septimius Severus, Leonides, der Vater des großen Kirchenlehrers Origenes, zu Alexandria als Bekenner Christi ins Gefängniß geworfen wurde, brannte der letzte, erst ein sechzehnjähriger Jüngling, vor Begierde, seinen Erlöser vor den Heiden zu bekennen. Die Mutter wußte ihn nicht anders zurückzuhalten, als dadurch, daß sie seine Kleider versteckte, und ihn dadurch zu Hause zu bleiben nöthigte. Nun schrieb er seinem gefangenen Vater einen Brief, worin er ihn zur Standhaftigkeit im Glauben ermahnte, und ihm unter andern zurief: „Hüte dich, um unsert wille Sinn zu weichen." Ein Christ,

dem alten Sitze solcher trügerischen und vorwitzigen Künste, daß diejenigen, die solche trieben, ihre Sünde bekannten und das, was bisher so großen Werth für sie gehabt, und ihnen so großen irdischen Gewinn gebracht hatte, dem Evangelium opferten. Es mußte unter den Heiden wohl bekannt seyn, daß das Christenthum diesen Künsten der Finsterniß entgegenwirke, da jener berüchtigte Goet im Pontus, Alexander, dessen Leben Lucian beschrieben, die Christen und die Epikuräer als Feinde seiner Gaukeleien in eine Liste setzte und in ihrer Gegenwart seine Künste nie machen wollte. Ferner Schauspieler (Histriones), deren Beschäftigung mit dem christlichen Ernste und Anstand und der strengen christlichen Sitte unvereinbar schien. Da in einer afrikanischen Gemeinde ein zum Christenthum übergetretener Schauspieler sich dadurch zu ernähren fortfuhr, daß er Knaben für das Theater bildete, erklärte der Bischof Cyprianus, daß dies durchaus nicht geduldet werden dürfe (ep. 61.) und er fügte hinzu: „Wenn ein Solcher Armuth und Noth vorwendet, so kann unter den Uebrigen, welchen die Kirche ihren Unterhalt giebt, auch für die Noth dieses Mannes gesorgt werden, wenn er nämlich mit mäßigerer, aber schuldloser Kost zufrieden ist. Denn er muß nicht glauben, daß er einen Gehalt dafür verdient, daß er zu sündigen aufhört, da er nicht uns, sondern sich selbst dadurch dient. Suche ihn also, wie du nur kannst, von diesem schlechten und

schmachvollen Leben zum Wege der Unschuld und zur Hoffnung des ewigen Lebens zurückzurufen, daß er mit dem zwar sparsameren aber doch heilsameren Unterhalt, den ihm die Gemeinde giebt, zufrieden sey. Wenn aber bei euch die Gemeinde nicht vermögend genug ist, um dem Nothleidenden Nahrung zu geben, so kann er sich zu uns begeben und hier so viel als ihm zur Kost und Kleidung nothwendig ist, empfangen, daß er nicht Andere, die sich außerhalb der Kirche befinden, verderbliche Dinge lehre, sondern selbst in der Kirche, was zum Heil dient, lerne." Getheilt waren die Meinungen der Christen über den Soldatendienst. Daß die Meinung, dieser Beruf sey den Christen nicht erlaubt, keine allgemeine war, geht aus der schon früher angeführten Stelle des Tertullianus, es geht aus jener Sage von der Legio fulminea unter dem Kaiser M. Aurel hervor; denn wenn man auch nicht annehmen wollte, daß dieser Sage eine Thatsache zum Grunde liege, so würde doch schon die Verbreitung dieser Sage unter den Christen dieser Zeit beweisen, daß ihnen das Beispiel von christlichen Soldaten nichts Befremdendes war. Es finden sich auch noch manche andere einzelne Beispiele von solchen; und aus den Schriften, worin Tertullian die Angemessenheit des Soldatenstandes für Christen bestreitet, sehn wir zugleich, daß eine andere Parthei denselben vertheidigte und sich dabei namentlich auf die Vorschriften, welche Johannes der Täufer den Kriegsleuten gegeben (Luc. 3, 14.), auf das Beispiel des gläubigen

Hauptmanns (Luc. 7.) und des bekannten Cornelius berief. Andere aber wandten nicht allein dies gegen den Kriegsdienst der Christen ein, daß derselbe mancherlei Versuchungen zur Theilnahme an heidnischen Religionsübungen mit sich führe, sondern es schien ihnen auch dieser Stand mit dem priesterlichen Charakter aller Christen unvereinbar: „Wie soll der Sohn des Friedens, dem es nicht einmal einen Prozeß zu führen ziemt, Blut vergießen? er, der Bekenner der Religion der Feindesliebe, als Werkzeug dienen, um Gefängniß, Martern, Tod über seine Brüder zu bringen?" Gewiß zeugen diese Bedenklichkeiten eines Theils der Christen von ihrer zarten Gewissenhaftigkeit, wie ihre Seele von dem himmlischen Ideal der Gesetzgebung eines höhern als irdischen Staats, welche der Erlöser in der Bergpredigt entworfen, erfüllt war. In dieser Gesinnung gab der mit jugendlichem Feuer das Christenthum anpreisende Jüngling Maximilianus in Numidien unter dem Kaiser Diocletianus, noch vor dem Ausbruche der Verfolgung sein Leben hin, um nichts wider sein Gewissen zu thun. Die Begeisterung des einundzwanzigjährigen Jünglings, die ein kalter römischer Staatsbeamter, welcher für alle Dinge nur Ein Maaß kannte, freilich nicht zu würdigen wußte, rührt das Herz, wenn er gleich zu der rechten christlichen Demuth noch nicht gelangt zu seyn scheint. Da er den Soldateneid leisten sollte, erklärte er standhaft: „Ihr mögt mir den Kopf abhauen lassen; doch streite ich nicht für die Welt;

ich streite für meinen Gott." „Wer hat dir dies gerathen?" fragte der Proconsul. „Mein Herz," antwortete der Jüngling, „und der, welcher mich berufen hat." „Nimm das Soldatenzeichen," sprach der Proconsul. „Ich trage schon das Zeichen Christi, meines Gottes," erwiderte der Jüngling (das Kreuzeszeichen). Der Proconsul sprach: „Gleich will ich dich zu deinem Christus schicken." Der Jüngling: „Mögtet ihr das nur thun, das würde euch nie zur Ehre gereichen." Da ihm der Proconsul mit Gewalt das Soldatenzeichen wollte umhängen lassen, sprach er: „Ich kann das Zeichen nicht tragen, nachdem ich das Zeichen des Heils empfangen, das Zeichen meines Herrn Jesus Christus, welcher ist der Sohn des lebendigen Gottes, den ihr nicht kennet, der gelitten hat für unser Heil, den Gott hingegeben für unsere Sünden; dem dienen wir Christen alle, dem folgen wir als dem Lebensfürsten, dem Urheber unsers Heils." „Nimm Kriegsdienst," wiederholte der Proconsul, „daß du nicht jämmerlich umkommest." „Ich komme nicht um," sprach der Jüngling, „denn mein Name ist schon bei dem Herrn." Der Proconsul sagte: „In dem Gefolge unsers Kaisers befinden sich Christen, die gute Soldaten sind." Der Jüngling antwortete: „Sie wissen, was sie zu thun haben. Ich aber bin ein Christ und kann nicht Böses thun." „Und was für Böses verüben denn die Soldaten?" sprach der Proconsul. „Ihr wißt wohl was sie thun," antwortete der Jüngling. „Ich komme

nicht um;" sagte er auf alle Drohungen, „wenn ich aus dieser Welt scheide, wird meine Seele mit meinem Herrn Christus leben." „Gelobt sey Gott," sprach er, als er das Todesurtheil empfing. Heiter bat er seinen gegenwärtigen Vater, das Kleid, welches er ihm für seinen Eintritt unter die Soldaten hatte machen lassen, dem, der ihn mit dem Schwerte hinzurichten beordert war, zu schenken.

Nicht gleich scheinen auch die Christen über die Frage gedacht zu haben, ob sie unter den heidnischen Kaisern Staats- oder Hofämter annehmen dürften, insoweit dies unbeschadet den Grundsätzen der Religion geschehen könne. Doch war die allgemeine Stimme wohl dafür; man berief sich auf das Beispiel eines Josephs, Daniels. Wir finden unter mehreren Kaisern Christen in angesehenen Staatsämtern und im kaiserlichen Pallast. Wir wollen hier Einiges ausheben aus den Anweisungen eines christlichen Bischofs, Theonas, für einen Oberkammerherrn (Praepositus Cubiculariorum), wie er sein Amt christlich verwalten solle an dem Hofe eines den Christen zwar günstigen, aber noch nicht zum Christenthum übergetretenen Kaysers. „Du mußt dich nicht rühmen, mein lieber Lucian," schreibt er ihm, „daß Viele aus dem kaiserlichen Pallast durch dich zur Erkenntniß der Wahrheit gekommen sind, sondern du mußt vielmehr danken unserem Gott, der aus dir ein gutes Rüstzeug für eine gute Sache gemacht, und

dich bei dem Kaiser zu hohem Ansehn gebracht hat, damit du den guten Geruch des christlichen Namens zu seinem Ruhme und zu Vieler Heil ausbreiten möchtest. Denn da der Kaiser, obgleich noch kein Christ, doch Christen, als den treusten, Leib und Leben anvertrauen zu müssen glaubte, so müßt ihr in eurem Dienste desto sorgfältiger seyn, damit dadurch Christi Name am meisten verherrlicht, und der Glaube des Kaisers durch euch, die ihr ihn täglich bedient, gefördert werde. Fern sey es von euch, daß ihr den Zutritt zum Kaiser Fremden für Geld verkaufet, daß ihr auf irgend eine Weise, durch Bitten oder Bestechung besiegt, etwas Unziemliches dem Kaiser rathet. Fern von euch sey aller Reiz der Habsucht, welcher vielmehr dem Götzendienst als der Religion Christi ähnlich sieht. Kein unrechtmäßiger Gewinn, keine Falschheit ziemt dem Christen, der dem einfachen, ungeheuchelten Christus sich ergiebt. Keine lasterhafte, keine unanständige Reden müssen unter euch geführt werden. Alles muß mit Bescheidenheit, Freundlichkeit und Rechtschaffenheit betrieben werden, damit durch Alles der Name Gottes und unseres Herrn Jesu Christi verherrlicht werde." Dem Bibliothekar unter den Kammerherren giebt er diesen Rath: „Wenn er gleich Christ ist, verachte er doch die weltlichen Wissenschaften und die großen Geister der Heiden, an denen der Kaiser seine Freude hat, nicht. Er lobe jeden der großen Schriftsteller in seiner Art, aber zuweilen streue er auch etwas zum Lobe

der heiligen Schrift ein, er führe das Gespräch auf Christus hin, und zeige nach und nach, daß Er allein wahrer Gott ist. Alles dies kann mit Hülfe Christi gelingen."

„Thut nur ja Keinem etwas Böses, Keinen reizet zum Zorne. Wenn euch Unrecht gethan wird, so seht auf Jesus Christus hin, und wie ihr wünscht, daß er euch vergebe, so vergebt auch ihr. So werdet ihr auch über allen Neid siegen, und das Haupt der alten Schlange, welche allen euren guten Werken und allem euren glücklichen Erfolg mit aller List nachstellt, zertreten. Es vergehe kein Tag, an dem ihr nicht zu gelegener Zeit etwas in der heiligen Schrift leset, und darüber nachdenket. Vernachlässiget ja das Lesen der Bibel nicht; nichts nährt so das Herz und bereichert so den Geist, als das Lesen der Bibel; aber zieht besonders den Nutzen daraus, daß ihr in Geduld, rechtschaffen und gottselig, das heißt in der Liebe Christi, euren Beruf erfüllet, alles Vergängliche wegen seiner Verheißungen für die Ewigkeit verachtet, welche Verheißungen alle Begriffe und Vorstellungen der Menschen übersteigen, und euch zu ewiger Seligkeit führen werden."

XVII.

Häusliches Leben.

Tertullian schildert so die Glückseligkeit einer christlichen Ehe (ad uxorem II. 8.): „Welche

Verbindung zwischen zweien Gläubigen, sie haben Eine Hoffnung und Eine Richtung ihrer Wünsche; sie dienen Einer Lehre und Einem Herrn. Es ist eine Verbindung des Geistes wie des Fleisches, Ein Geist und Ein Fleisch. Sie lesen mit einander die Schrift, sie beten mit einander, sie fasten mit einander, sie belehren, ermahnen, tragen einander gegenseitig; sie finden sich mit einander in der Kirche bei dem Mahle des Herrn ein; Noth, Verfolgungen und Freude theilen sie mit einander; keiner verbirgt dem Andern etwas; keiner meidet den Andern; keiner ist dem Andern lästig; frei kann der Kranke besucht, der Arme unterstützt werden; Psalmen und Hymnen ertönen unter beiden, und sie wetteifern mit einander, wer seinem Gott am besten singen könne. Christus freuet sich, indem er solches sieht und hört; solchen sendet er seinen Frieden. Wo zwei in seinem Namen sind, da ist auch Er. Wo Er ist, da ist der Böse nicht."

Tertullian setzt die Freuden des christlichen Lebens den weltlichen und heidnischen Vergnügungen entgegen (de Spectac. c. 29.). „Glaube ja nicht, daß auch dieser kurze Zeitraum des zeitlichen Lebens den Christen freudenleer sey. Warum bist du so undankbar, daß du an so vielen und so großen Vergnügungen, welche dir von Gott verliehen worden, nicht genug hast und sie nicht anerkennen willst? Denn was ist beseligender, als die Versöhnung mit Gott, unserm Vater und Herrn, als die Offenbarung der Wahrheit, die Erkenntniß der Irrthümer, die Vergebung von großen

Sünden? Welche größere Freude, als selbst der Ueberdruß an weltlicher Freude, als die Verachtung alles Weltlichen? als die wahre Freiheit? als ein reines Gewissen? als Zufriedenheit im Leben, keine Furcht vor dem Tode? daß du Erleuchtung von Gott verlangen kannst? daß du Gott lebest?" Die christlichen Frauen sollten die mit ihnen vorgegangene Veränderung in ihrer ganzen äußerlichen Erscheinung ausdrücken, die Sittsamkeit und Prunklosigkeit in der Tracht der Christinnen sollte gegen die unanständige und prachtvolle Kleidung so vieler Heidinnen einen auffallenden Gegensatz bilden. „Wenn euch" — sagt Tertullian (de cultu feminar. II, 11.) — „das Gebot der Freundschaft und des Freundschaftsdienstes in die Häuser der Heiden ruft; warum erscheint ihr nicht in eurer Waffenrüstung, um so mehr, da ihr zu den Ungläubigen geht? daß sich der Unterschied zwischen den Dienerinnen Gottes und den Dienerinnen des Satans zu erkennen gebe, daß ihr ihnen zum Beispiele dienet, daß sie sich an euch erbauen könnten, damit, wie der Apostel gesagt, Gott an eurem Leibe gepriesen werde. Er wird aber an eurem Leibe gepriesen durch Keuschheit und durch eine der Keuschheit entsprechende äußere Tracht." Wenn nun manche Laxergesinnte dagegen sagten: man müsse den Heiden nicht durch eine zu plötzliche und auffallende Veränderung im Aeußern Veranlassung geben, daß der Name Gottes und die Lehre verlästert werde (1. Tim. 6, 1.); damit die Leute

nicht etwa sagten, was man ja ohnehin so sehr zu sagen geneigt war: das Christenthum mache die Menschen zu finstern Kopfhängern; so antwortete Tertullian: „So laßt uns auch die alten Laster nicht ablegen, in der Gesinnung, wie auf der Oberfläche dieselben bleiben; und dann werden die Heiden gewiß nicht lästern.“ — „Wohl eine große Lästerung, wenn man sagt: seitdem sie Christinn geworden, geht sie ärmer gekleidet. Fürchtest du dich, ärmer zu erscheinen, seitdem du reicher geworden bist? Sollen die Christen nach dem Wohlgefallen Gottes oder nach dem Wohlgefallen der Heiden einhergehen? Laßt uns nur wünschen, daß wir zu gerechter Verlästerung keine Veranlassung geben. Wie viel mehr verdient es, verlästert zu werden, wenn ihr, die ihr Priesterinnen der Keuschheit genannt werdet, wie unkeusche geschmückt geht?“ Wenn Jemand sagte: es komme ja doch nicht auf das Aeußere, sondern auf die Gesinnung an, welche dem, der in das Innerste des Herzens sehe, offenbar sey, suchte Tertullian zu zeigen, daß es Christenpflicht sey, auch jeden bösen Anschein zu meiden, durch sein ganzes äußeres Leben das Wesen der Religion, die man bekenne, auszudrücken, und dadurch die Menschen für diese zu gewinnen. „Daß Gott in das Herz sieht, wissen wir Alle, aber wir erinnern uns auch deß, was er durch den Apostel gesprochen (Phil. 4, 5.): Eure Rechtschaffenheit lasset kund seyn allen Menschen. Wie sollte das geschehen, wenn nicht so, daß das

Böse bei euch gar keinen Eingang finde, oder daß ihr dem Bösen zum Beispiel und zum Zeugniß dienen solltet? Oder was heißt es: Laßt eure Werke leuchten? Warum nennt uns der Herr das Licht der Welt? Warum hat er uns mit der auf dem Berge erbauten Stadt verglichen, wenn wir nicht in der Finsterniß leuchten, und unter den Versunkenen hervorragen? Das ist es, was uns zum Licht der Welt macht, das Gute an uns. Das Gute aber, wenn es anders das ächte und reine ist, liebt die Finsterniß nicht, es strebt, sich zu offenbaren, es freut sich selbst der Lästernamen. Die christliche Keuschheit muß eine so große Fülle in sich haben, daß sie von der Seele auf das Aeußere, von der Gesinnung auf auf die Erscheinung ausströmt." „Die christliche Frau" — sagt Tertullian (de cultu femin. II, 11.) — „besucht nicht die heidnischen Schauspiele und die lärmenden Lustbarkeiten an ihren Festtagen, sondern sie geht aus, um den kranken Bruder zu besuchen, an der Communion Theil zu nehmen, oder das Wort Gottes zu hören." Als gewöhnliche Geschäfte der christlichen Frau schildert Tertullian (ad uxorem II, 4.) daß sie die Bekenner in den Kerkern besuchte, die kranken Brüder bis in die ärmsten Hütten aufsuchte, reisende Brüder in das Haus aufnähme und bewirthete.

XVIII.

Der Christ bei allgemeinen Landplagen, ansteckenden Krankheiten und Sterbefällen.

Wir bemerkten oben, daß die Heiden bei öffentlichen Unglücksfällen häufig die Christen anklagten, daß der Zorn der Götter gegen ihre Feinde diese Unglücksfälle herbeigeführt habe. Oder sie sagten doch zu den Christen: „Was habt ihr denn durch die Verehrung eures Gottes vor uns voraus, seyd ihr doch denselben Leiden unterworfen?" Darauf antworteten die Kirchenlehrer, daß zwar die Christen, äußerlich der irdischen Welt angehörend, auch noch diese irdischen Leiden mit Allen theilen müßten; daß sie aber ihrem inneren Leben nach über diese Leiden erhaben wären, und sich daher durch den Eindruck, welchen diese Leiden auf sie machten, durch die Art, wie sie dieselben ertrügen, vor den Heiden, mit denen sie das Aeußerliche gemein hätten, auszeichneten. „Der hält das Unglück dieser Welt für eine Strafe" — sagt Cyprian (ad Demetrian.) — „dessen ganze Freude und Herrlichkeit in der Welt ist, dessen Freude alle mit diesem Leben aufhört. In dem Sturme der gegengenwärtigen Leiden empfinden diejenigen keinen Schmerz, welche das Vertrauen auf zukünftige Güter besitzen. Wir, die wir mehr im Geiste als im Fleisch leben, besiegen durch die Kraft der Seele die Schwäche des Körpers. — Wir wis-

sen und vertrauen, daß durch das, was euch peinigt und ermüdet, wir geprüft und gestärkt werden. Glaubt ihr, daß wir das Unglück mit euch auf gleiche Weise erleiden, da ihr doch sehet, daß das Unglück von euch und von uns nicht auf gleiche Weise getragen werde? Bei euch ist eine immer schreiende und klagende Ungeduld; bei uns eine standhafte und fromme Ergebung, die immer ruhig und gegen Gott dankbar ist: nichts Freudiges oder Glückliches eignet sie hienieden sich zu, sondern sanftmüthig und demüthig und standhaft gegen alle Stürme der wogenden Welt erwartet sie die Zeit der göttlichen Verheißung. Wir, die wir die irdische Geburt abgeschleift haben und im Geiste neu geschaffen und wiedergeboren sind, die wir nicht mehr der Welt, sondern Gott leben, wir werden erst, wann wir zu Gott kommen, Gottes Gaben und Verheißungen fassen. Und doch beten wir Tag und Nacht inbrünstig für die Abwehrung der Feinde, um Regen, um Hinwegnahme oder Milderung des Unglücks, um Frieden und euer Wohl." Wenn selbst aber einzelne, noch schwachgläubige, von einer unevangelischen, auf das Irdische gerichteten Lohnsucht noch beherrschte Christen dadurch beunruhigt wurden, daß sie von einer ansteckenden Krankheit nicht mehr als die Heiden verschont blieben (s. oben), sagte der Bischof Cyprian, der zur Beruhigung solcher Mitglieder seiner Gemeinde sein Buch über die Sterblichkeit schrieb: „Als ob der Christ deshalb gläubig geworden wäre, um frei

von der Berührung des irdischen Uebels, die Welt glücklich zu genießen, und nicht vielmehr um aus allen Leiden dieser Welt in die künftige Seligkeit einzugehen. Was ist uns denn in dieser Welt nicht mit allen übrigen Menschen gemein, so lange wir noch nach dem Gesetze der leiblichen Geburt diesen Leib mit ihnen gemein haben? So lange wir in dieser Welt leben, haben wir die leibliche Natur mit den übrigen Menschen gemein, nur im Geiste sind wir von ihnen verschieden. Ja wenn der Christ erkennt und fest hält, unter welcher Bedingung er zum Glauben sich bekennt, so wird er wissen, daß er mehr als die Uebrigen in der Welt zu kämpfen hat." Wenn Andere, die den Tod nicht fürchteten, sich doch darüber betrübten, daß sie, statt als Märtyrer zu sterben, vielleicht auf dem Krankenbette sterben würden, antwortete Cyprian: „Erstlich steht der Märtyrertod nicht in deiner Gewalt, sondern hängt von Gottes Gnade ab. Sodann ist Gott Erforscher des Herzens und der Nieren, er erkennet das Verborgene und siehet deine Gesinnung. Etwas anders ist, wenn der Gesinnung das Märtyrerthum, etwas anders, wenn zum Märtyrerthum die Gesinnung fehlt. Denn Gott verlangt nicht unser Blut, sondern unsern Glauben. Wir müssen eingedenk seyn, daß wir nicht unsern Willen, sondern Gottes Willen thun sollen, wie uns der Herr täglich beten geheißen hat. Diese herrschende Krankheit soll dazu dienen, die Gesinnung der Menschen zu erproben, ob die Ge-

nicht um;" sagte er auf alle Drohungen, „wenn ich aus dieser Welt scheide, wird meine Seele mit meinem Herrn Christus leben." „Gelobt sey Gott," sprach er, als er das Todesurtheil empfing. Heiter bat er seinen gegenwärtigen Vater, das Kleid, welches er ihm für seinen Eintritt unter die Soldaten hatte machen lassen, dem, der ihn mit dem Schwerte hinzurichten beordert war, zu schenken.

Nicht gleich scheinen auch die Christen über die Frage gedacht zu haben, ob sie unter den heidnischen Kaisern Staats- oder Hofämter annehmen dürften, insoweit dies unbeschadet den Grundsätzen der Religion geschehen könne. Doch war die allgemeine Stimme wohl dafür; man berief sich auf das Beispiel eines Josephs, Daniels. Wir finden unter mehreren Kaisern Christen in angesehenen Staatsämtern und im kaiserlichen Pallast. Wir wollen hier Einiges ausheben aus den Anweisungen eines christlichen Bischofs, Theonas, für einen Oberkammerherrn (Praepositus Cubiculariorum), wie er sein Amt christlich verwalten solle an dem Hofe eines den Christen zwar günstigen, aber noch nicht zum Christenthum übergetretenen Kaysers. „Du mußt dich nicht rühmen, mein lieber Lucian," schreibt er ihm, „daß Viele aus dem kaiserlichen Pallast durch dich zur Erkenntniß der Wahrheit gekommen sind, sondern du mußt vielmehr danken unserem Gott, der aus dir ein gutes Rüstzeug für eine gute Sache gemacht, und

dich bei dem Kaiser zu hohem Ansehn gebracht hat, damit du den guten Geruch des christlichen Namens zu seinem Ruhme und zu Vieler Heil ausbreiten möchtest. Denn da der Kaiser, obgleich noch kein Christ, doch Christen, als den treusten, Leib und Leben anvertrauen zu müssen glaubte, so müßt ihr in eurem Dienste desto sorgfältiger seyn, damit dadurch Christi Name am meisten verherrlicht, und der Glaube des Kaisers durch euch, die ihr ihn täglich bedient, gefördert werde. Fern sey es von euch, daß ihr den Zutritt zum Kaiser Fremden für Geld verkaufet, daß ihr auf irgend eine Weise, durch Bitten oder Bestechung besiegt, etwas Unziemliches dem Kaiser rathet. Fern von euch sey aller Reiz der Habsucht, welcher vielmehr dem Götzendienst als der Religion Christi ähnlich sieht. Kein unrechtmäßiger Gewinn, keine Falschheit ziemt dem Christen, der dem einfachen, ungeheuchelten Christus sich ergiebt. Keine lasterhafte, keine unanständige Reden müssen unter euch geführt werden. Alles muß mit Bescheidenheit, Freundlichkeit und Rechtschaffenheit betrieben werden, damit durch Alles der Name Gottes und unseres Herrn Jesu Christi verherrlicht werde." Dem Bibliothekar unter den Kammerherren giebt er diesen Rath: „Wenn er gleich Christ ist, verachte er doch die weltlichen Wissenschaften und die großen Geister der Heiden, an denen der Kaiser seine [illegible] hat, nicht. Er lobe jeden der großen Sc[illegible] [illegible]iner Art, aber zuweilen streue er

der heiligen Schrift ein, er führe das Gespräch auf Christus hin, und zeige nach und nach, daß Er allein wahrer Gott ist. Alles dies kann mit Hülfe Christi gelingen."

„Thut nur ja Keinem etwas Böses, Keinen reizet zum Zorne. Wenn euch Unrecht gethan wird, so seht auf Jesus Christus hin, und wie ihr wünscht, daß er euch vergebe, so vergebt auch ihr. So werdet ihr auch über allen Neid siegen, und das Haupt der alten Schlange, welche allen euren guten Werken und allem euren glücklichen Erfolg mit aller List nachstellt, zertreten. Es vergehe kein Tag, an dem ihr nicht zu gelegener Zeit etwas in der heiligen Schrift leset, und darüber nachdenket. Vernachlässiget ja das Lesen der Bibel nicht; nichts nährt so das Herz und bereichert so den Geist, als das Lesen der Bibel; aber zieht besonders den Nutzen daraus, daß ihr in Geduld, rechtschaffen und gottselig, das heißt in der Liebe Christi, euren Beruf erfüllet, alles Vergängliche wegen seiner Verheißungen für die Ewigkeit verachtet, welche Verheißungen alle Begriffe und Vorstellungen der Menschen übersteigen, und euch zu ewiger Seligkeit führen werden."

XVII.

Häusliches Leben.

Tertullian schildert so die Glückseligkeit einer christlichen Ehe (ad uxorem II. 8.): „Welche

Verbindung zwischen zweien Gläubigen, sie haben Eine Hoffnung und Eine Richtung ihrer Wünsche; sie dienen Einer Lehre und Einem Herrn. Es ist eine Verbindung des Geistes wie des Fleisches, Ein Geist und Ein Fleisch. Sie lesen mit einander die Schrift, sie beten mit einander, sie fasten mit einander, sie belehren, ermahnen, tragen einander gegenseitig; sie finden sich mit einander in der Kirche bei dem Mahle des Herrn ein; Noth, Verfolgungen und Freude theilen sie mit einander; keiner verbirgt dem Andern etwas; keiner meidet den Andern; keiner ist dem Andern lästig; frei kann der Kranke besucht, der Arme unterstützt werden; Psalmen und Hymnen ertönen unter beiden, und sie wetteifern mit einander, wer seinem Gott am besten singen könne. Christus freuet sich, indem er solches sieht und hört; solchen sendet er seinen Frieden. Wo zwei in seinem Namen sind, da ist auch Er. Wo Er ist, da ist der Böse nicht."

Tertullian setzt die Freuden des christlichen Lebens den weltlichen und heidnischen Vergnügungen entgegen (de Spectac. c. 29.). „Glaube ja nicht, daß auch dieser kurze Zeitraum des zeitlichen Lebens den Christen freudenleer sey. Warum bist du so undankbar, daß du an so vielen und so großen Vergnügungen, welche dir von Gott verliehen worden, nicht genug hast und sie nicht anerkennen willst? Denn was ist beseligender, als die Versöhnung mit Gott, unserm Vater und Herrn, als die Offenbarung der Wahrheit, die Erkenntniß der Irrthümer, die Vergebung von großen

Vollkommene folgen wird, wenn der Glaube sich wird in Schauen verwandeln, wird die Liebe, je näher sie dem Urquell aller Liebe, der Liebe, welche Gott selbst ist, kommt, nur desto mehr wachsen. „Wir werden" — sagt Tertullian (de Monogam. c. XI.) — „desto inniger mit einander verbunden seyn, weil wir für einen besseren Zustand bestimmt sind, weil wir auferstehen werden zu einer geistigen Gemeinschaft; wir werden sowohl uns als die Unsrigen erkennen. Wie würden wir übrigens Gott ewig Dank singen können, wenn nicht das Gefühl und die Erinnerung deß, was wir ihm schuldig sind, uns bleibt? wenn nicht auch in der verklärten Natur das Bewußtseyn uns bleiben wird? Wir, die wir also bei Gott seyn werden, werden auch bei einander seyn, indem wir Alle bei Gott Eins seyn werden."

Das Christenthum unterdrückte also keinesweges in dem Menschen die in der menschlichen Natur liegenden Gefühle des Schmerzes bei der Trennung von denen, die seinem sichtbaren Umgang entrissen werden, um in ein höheres Leben überzugehen; aber es milderte und mäßigte diese Empfindungen durch die veränderte Ansicht von dem Tode (der jetzt als ein Schlaf, aus dem der Mensch zu einem verklärten Daseyn erwachen werde, als der Geburtstag für ein höheres Leben betrachtet wurde), durch die zuversichtliche Hoffnung auf ein Wiedersehn in der Gemeinde der Vollendeten, durch die kindliche Ergebung in die Wege der unerforschlichen Weisheit eines Alles

zum Besten der Seinen leitenden himmlischen Vaters. Cyprianus sagte es oft seiner Gemeinde in seinen Predigten, insbesondere während jener verheerenden Krankheit (s. oben): „Sie müßten diejenigen nicht betrauern, welche durch den Ruf des Herrn aus der Welt befreit worden, da sie doch wüßten, daß diese nicht verloren seyen, sondern nur vorausgeschickt würden; daß sie vor den Zurückbleibenden vorausgingen, wie Reisende, wie Abschiffende pflegten; daß man sich zwar nach ihnen sehnen, aber sie nicht beklagen müsse, man müsse um derselben willen keine schwarze Gewänder anlegen, da sie dort schon weiße angelegt hätten. Man müsse den Heiden keine Gelegenheit geben, die Christen mit Recht zu tadeln, wenn sie diejenigen, welche sie als bei Gott lebend nannten, als verlorne und untergegangene Menschen betrauerten, und den Glauben, den sie mit Worten äußerlich bekannten, durch das Zeugniß des Herzens nicht als wahr anerkannten. Wir verrathen — sagte er — unsere Hoffnung und unseren Glauben. Alles, was wir sagen, scheint erheuchelt und erkünstelt zu seyn" (de mortalitate).

Das liebevolle Andenken an die theuren Verstorbenen wurde durch das Christenthum nicht unterdrückt oder geschwächt, sondern vielmehr gesteigert, neu belebt und inniger gemacht. Die Gemeinschaft mit den Lebenden und den Verstorbenen war ja eine Gemeinschaft im Herrn, eine Gemeinschaft für die Ewigkeit gegründet, deren in

dem Ewigen ruhendes Band durch keine Macht des Todes und der Hölle zerrissen werden konnte. Man war sich der immerfortwährenden unsichtbaren Gemeinschaft mit dem, von dem man äußerlich getrennt war, bewußt. Im Gebete, bei welchem der Christ sich bewußt war, mit der ganzen heiligen Gottesgemeinde der seligen Geister, der er angehörte, verbunden zu seyn, gedachte er besonders derjenigen Theuren, die ihm dahin vorausgegangen waren. Besonders feierten die Christen in diesen Empfindungen die Jahrestage des Todes derselben oder ihre Geburtstage für das ewige Leben. Sie genossen an diesem Tage besonders den Leib des Herrn in dem lebendigen Bewußtseyn, daß sie in der Gemeinschaft mit dem Herrn auch mit ihren Theuren, seinen Gliedern, verbunden seyen; sie ließen derselben in dem Kirchengebet bei der Feier des heiligen Abendmahls, in welchem die Kirche der in der Gemeinschaft mit dem Herrn Verstorbenen überhaupt erwähnte, noch besonders gedenken. In diesem Sinne wurden von der ganzen Gemeinde die Todestage der Märtyrer aus derselben gefeiert. Die Gemeinde versammelte sich auf ihren Gräbern, genoß hier das heilige Abendmahl in jenem lebendigen Bewußtseyn der unauflöslichen Gemeinschaft mit dem Herrn und den Seinen; sie betete für die Märtyrer, die auch sündhafte Menschen gewesen waren und nur in der Gnade des Erlösers ihr Heil finden konnten.

Auch den leiblichen Ueberbleibseln der Ver-

storbenen erwiesen die Christen ihre zarte Liebe; diese erschienen nicht als unrein, wie das Todte den Juden und Heiden als unrein, und den letztern als eine schlechte Vorbedeutung mit sich führend erschienen war. Der Christ kannte nur Ein Todtes und Unreines, die Sünde, durch die der Mensch von der Quelle alles wahren Lebens getrennt wird; nur von diesem Unreinen sollte der Mensch durch den Glauben an den Erlöser, der für ihn gelitten und gestorben, (durch die innere Herzensbesprengung mit dem Blute Jesu, wie es in dem Briefe an die Hebräer heißt) sich reinigen lassen; er sollte dem neuen Leben zur Wegschaffung alles Todten sich immer mehr hingeben: dann würde alles lebendig, rein, geheiligt, zum Organ für ein heiliges, Alles durchdringendes, höheres Leben bestimmt. So bestatteten die Christen die Ueberbleibsel der Ihrigen mit besonderer Liebe und Sorgfalt als die einst von einer geheiligten Seele belebten Organe, Tempel des heiligen Geistes, die einst als verklärte Organe der verklärten Seele wieder belebt werden sollten.

Anmerkungen.

(Zu Seite 5. u. f.)

1) Der Geschichtsschreiber muß hier die zum Grunde liegenden Thatsachen von der Ansicht der Erzähler unterscheiden, welcher letzteren zu folgen wir durch wissenschaftlichen Beweis allerdings nicht verpflichtet werden können. Daß Kranke geheilt, Leute, die man von bösen Geistern besessen glaubte, wieder zu Besinnung gebracht, Menschen, die man für todt hielt, zu Aeußerungen des Lebens zurückgerufen wurden, indem Christen ihnen ihren Segen ertheilten und für sie beteten, ist Thatsache, die man nach dem Bericht wahrheitsliebender Männer, die noch dazu vor Heiden, welche sie einer Lüge überführen konnten, sich darauf beriefen, zu bezweifeln keine Ursache hat. Daß durch solche Umstände die Ausbreitung des Christenthums in dieser Zeit befördert wurde, ist auch nicht zu leugnen. Ueber das aber, was die wirkende Ursache bei diesen Begebenheiten gewesen, zumal wir so allgemeine Schilderungen derselben haben, kann durch nüchterne historische Forschung nichts ausgemacht werden. Der Christ wird es am natürlichsten finden, mit den Kirchenvätern den Finger Gottes, der die Ausbreitung seines Reiches unter den Menschen förderte, die Wirkung des göttlichen Geistes, der die

Kirche Christi nach Seiner Verheißung zu allen Zeiten und zwar in jeder Zeit so, wie es gerade für dieselbe Bedürfniß war, leitete, hier anzuerkennen. Es ist wohl zu bemerken, daß die Kirchenväter, wenn sie von diesen Wirkungen des göttlichen Geistes reden, immer die sittliche Triebfeder und den sittlichen Zweck dem bloß Magischen entgegenstellen. So stellt Irenäus (L. II. c. 56.) dem, was durch magische Täuschungen gewirkt werde, entgegen, was in der Kirche aus Barmherzigkeit, zur Hülfe der Menschen geschehe, nicht allein, ohne daß man Geld dafür nehme (wie die Goëten s. Lucian Philoph. c. 16.), sondern so, daß die Christen oft selbst denen, welche durch sie geheilt würden, von dem Ihrigen mittheilten. Origenes (c. Celsum L. I. p. 54.) sagt: „Noch jetzt entfernt Jesu Namen von den Menschen Wahnsinn und böse Geister (εκστασεις διανοιας και δαιμονας), und hat auch Krankheiten entfernt, und eben derselbe wirkt wunderbare Sanftmuth, Ordnung der Sitten, Menschenliebe, Herzensgüte und Milde bei denen, welche nicht, um Lebensunterhalt zu gewinnen oder wegen eines irdischen Vortheils (um in der christlichen Gemeinde reiche Almosen zu erhalten, oder durch die Verbindung mit den Christen, unter welchen damals schon angesehene Personen waren, irgend etwas zu erlangen — will Origenes wohl sagen) das Bekenntniß des Christenthums erheucheln, sondern welche die Lehre von Gott und Christo und dem zukünftigen Gericht aufrichtig annehmen.“ So betrachtet Origenes jene in die Augen fallenden Thatsachen und die Heiligung des inneren Lebens als Wirkungen desselben Einen göttlichen Geistes. Und l. c. p. 7. zur Antwort auf den Vorwurf des Celsus, daß die Christen durch die Namen gewisser Dämonen und Zauberformeln wirken zu können vorgäben: „Nicht durch Zauberformeln, sagt er, wirken die Christen, sondern durch Jesu Namen und

die Verkündigung seiner Geschichte. Denn dadurch, daß dieses ausgesprochen worden, sind oft Menschen von bösen Geistern befreit worden, und dies besonders, wenn diejenigen, welche es aussprachen in gesunder und gläubiger Gesinnung es aussprachen.“ Derselbe (L. VII. p. 344.): „Nicht wenige der Christen treiben die bösen Geister von den Leidenden aus, nicht durch irgend eine Art von Zaubermitteln (συν ουδενι περιεργῳ και μαγικῳ ἢ φαρμακευτικῳ πραγματι; wie heidnische und jüdische Goëten durch Bestreichungen, durch gewisse Kräuter oder Wurzeln, Formeln, die vom Könige Salomo herrühren sollten v. Joseph. Archaeol. L. 8. und Justin Dial. c. Tryph. fol. 311., wo er gegen die Juden sagt: ἠδη μεντοι οἱ ἐξ ὑμων ἐπορκισται τῃ τεχνῃ, ὡσπερ και τα ἐθνη, χρωμενοι ἐξορκιζουσι και θυμιαμασι και καταδεσμοις χρωνται), sondern durch Gebet und einfachere Beschwörungen (im Namen Gottes und Christi), und was ein ungebildeter Mensch sagen kann; denn gewöhnlich wirken dies ungebildete Menschen (Leute aus niedern Ständen, welche also auch am meisten in Berührung kommen mit denjenigen Menschen, welche besonders eines solchen sinnlichen Eindrucks bedurften, um aus dem Dunstkreise des blinden Aberglaubens herausgezogen und für die Eindrücke des Evangeliums auf ihr Herz empfänglich gemacht zu werden).“ L. VII. p. 347.: „Wunderwerke des heiligen Geistes wurden im Anfange während des Lehramtes Jesu und nach seiner Himmelfahrt in größerer Zahl verrichtet; nachher weniger, doch sind noch jetzt Spuren derselben bei einigen Wenigen, deren Seelen durch das göttliche Wort und ein daraus hervorgehendes Leben gereinigt worden: denn der heilige Geist, der Geist der Weisheit, flieht die Falschheit und weichet von ruchlosem Sinne (Weish. 1, 5.).“ Vom Zwecke der Wunder sagt er L. VIII. p. 420.: „Im Anfange wurden die Menschen mehr durch die Wunder als durch die

Ermahnungsreden bewogen, die vaterländische Religion zu verlassen, und der ihnen fremden sich zu ergeben. Es ist nicht wahrscheinlich, daß Jesu Apostel, ungelehrte und unwissende Menschen, bei der Verkündigung des Christenthums auf etwas Anderes sollten vertraut haben als auf die ihnen verliehene Kraft und die mit dem göttlichen Worte verbundene Gnade, und es ist auch nicht wahrscheinlich, daß ihre Zuhörer die verjährten vaterländischen Sitten sollten verlassen haben, wenn sie nicht durch eine glaubwürdige Macht und durch Wunder zu der ihnen fremden und von ihren gewohnten Meinungen sich so sehr entfernenden Lehre hingeführt worden wären.“ Womit zu vergleichen, was Origenes von dem höchsten Ziele aller äußerlichen Wunder sagt, von der Erweckung eines höhern Lebens durch die göttliche Kraft des Evangeliums (l. c. L. I, p. 90. 91.): „Ich mögte sagen, daß nach Jesu Verheißung (Joh. 14, 12.) seine Jünger selbst Größeres verrichteten, als die von ihm verrichteten sinnlichen Wunderwerke, denn immerfort werden die Augen der Geistig-Blinden und die Ohren derer, welche für die Stimme der Sittlichkeit taub geworden waren, geöffnet, daß sie willig aufnehmen, was von Gott und dem seligen Leben bei Ihm ihnen verkündigt wird.

Merkwürdig ist in Rücksicht auf den Begriff, welchen die alte Kirche mit den Geistesgaben (χαρισματα) verband die oben Seite 60 angeführte Stelle Justins Dial. c. Tryph. Jud. p. 258. (ὁ μεν λαμβανει συνεσεως πνευμα, ὁ δε βουλης, ὁ δε ἰσχυος, ὁ δε ἰασεως, ὁ δε προγνωσεως, ὁ δε διδασκαλιας, ὁ δε φοβου θεου). Wir finden hier diejenigen Geistesgaben, welche etwas sinnlich Auffallendes, ein Wunder in der Erscheinungswelt hervorbrachten, mit denen zusammengestellt, welche von keinen solchen auch dem sinnlichen Menschen auffallenden Wirkungen begleitet waren; denn nicht dies sinnlich auffallende Wunder war, nach dem apostoli-

dem Begriffe, wie dem Begriffe der ersten Kirche, das Wesentliche bei dem Charisma, sondern die innere unsichtbare Wirkung des göttlichen Geistes. Diese, ihrem Wesen nach immer dieselbe, etwas über die Natur und die natürliche Entwickelung der sich selbst überlassenen und auf sich selbst beschränkten Menschheit Hinausliegendes, das Princip aller Wunder, äußert sich auf verschiedene Weise nach der verschiedenen Eigenthümlichkeit der von diesem göttlichen Geiste beseelten und geleiteten Menschennaturen und nach dem verschiedenen Bedürfnisse der verschiedenen Zeitalter der Kirche. Eine jede intellektuelle oder moralische vorherrschende Fähigkeit oder Richtung der menschlichen Natur, die von dem heiligen Geiste durchdrungen, beseelt, gesteigert, zum Besten des Reiches Gottes geleitet wird, ist nach ihrem ursprünglichen Begriffe ein Charisma. Während es daher gewisse Gaben dieser Art giebt, welche nur für die erste Zeit erforderlich waren, sind andere nothwendig in dem Verhältnisse der menschlichen Natur zur Wirkung des Christenthums oder der Wirkung des göttlichen Geistes durch dasselbe gegründet und müssen sich daher durch alle Zeiten der Kirche fortpflanzen. Wann müssen z. B. nicht die Gnadengaben der Einsicht (συνεσις) und der Kraft (ισχυς) zum Besten der Kirche zusammenwirken? So lange es eine christliche Kirche giebt, muß es auch Charismata geben, weil die christliche Kirche ein todter Körper ist ohne die beseelende Wirkung des durch Christus ihr verliehenen göttlichen Geistes und dieser in der menschlichen Natur und durch die menschliche Natur nur wirken kann in der Form menschlicher Eigenthümlichkeit. Wie wird doch erst durch das Christenthum menschliche Eigenthümlichkeit in ihren mannichfachen Abstufungen entwickelt und erhält durch dasselbe erst ihre rechte Bedeutung und Würde: eigenthümliche Offenbarungs-, und Erschei-

nungsform göttlichen Lebens! Wie sehr widerstreitet dem Geiste des Christenthums ein die freie Entwickelung der Eigenthümlichkeit beengender, unterdrückender Methodismus, das Streben nach Einförmigkeit und äußerlicher Einheit, Geisteszwang, der der Wirkung des göttlichen Geistes in der menschlichen Natur Maaß und Ziel setzen will! Fortschreitende Individualisirung, in ihrem ganzen Umfange immer klarer hervortretende Eigenthümlichkeit (Eigenthümlichkeit als Inbegriff einer ganzen Welt) ist Gesetz aller fortschreitenden Lebensentwickelung, aller Bildung — und jene kann nur bewirkt werden, und ist, wie die Geschichte gelehrt hat und immerfort lehrt, nur bewirkt worden durch das Christenthum.

Da wir hier von den Charismaten reden, müssen wir noch der merkwürdigen Stelle des Irenäus[1] L. V. c. 6. erwähnen, wo er von dem λαλειν γλωσσαις, der Sprachengabe, redet als wie von etwas zu seiner Zeit noch vorhandenem. Da er diese Gabe nicht als etwas ganz Einzelnes, eine für sich bestehende wunderbare Erscheinung, hinstellt, sondern sie mit dem Charakter der vollkommenen, erleuchteten Christen in so genaue Verbindung setzt, da er sie mit dem: „göttliche Mysterien verkündigen," in so genaue Verbindung setzt: so ist es am natürlichsten nach seinem Sinne sich darunter zu denken eine Gabe höherer Erleuchtung, wodurch der Geist über die Schranken des gewöhnlichen zeitlichen Bewußtseyns erhoben wurde, und wodurch er ganz besondere Anschauungen göttlicher Dinge erhielt, um welche mitzutheilen man sich natürlich auch eine ganz eigenthümliche Sprache (Ausdrucksweise) bilden mußte. Ueber das Wort γλωσσαι vergl. dabei noch Plutarch de Pythiae oraculis c. 24.

1 Hier die eigenen Worte des Irenäus: Propter quod et apostolus ait: sapientiam loquimur inter perfectos; perfectos dicens eos qui perceperunt

spiritum Dei et omnibus linguis loquuntur per spiritum Dei, quemadmodum et ipse loquebatur. Καθως και πολλων ἀκουομεν ἀδελφων εν τῃ ἐκκλησιᾳ προφητικα χαρισματα ἐχοντων, και παντοδαπαις λαλουντων δια του πνευματος γλωσσαις, και τα κρυφια των ἀνθρωπων εἰς φανερον ἀγοντων και τα μυστηρια του θεου ἐκδιηγουμενων.

Es ist übrigens zu bedauern, daß uns die Streitschriften zwischen den Montanisten, den heftigsten Gegnern dieser, welche die Sache auf die Spitze stellten, wie jene vor dem Ueberschwenglichen sich scheuenden, in ihrer Beschränktheit aburtheilenden einseitigen Verstandesmenschen, den mit einem unpassenden Namen sogenannten Alogern (welche vermöge dieser ihrer eigenthümlichen Richtung eben sowohl des Montanismus als des Gnosticismus heftige Gegner waren, und aus übertriebener Angst vor beiden wohl manches Wahre und wesentlich Christliche als montanistisch und gnostisch anfeindeten) und der gemäßigteren Parthei, die in der Mitte zwischen beiden Gegensätzen sich erhielt, daß uns diese Streitschriften über die Charismata, ihre Fortdauer, die charismata prophetica insbesondere nicht geblieben sind. Wir würden dieselben, in den verschiedenen Geistesrichtungen der Menschen gegründeten Ansichten von diesen wichtigen Gegenständen finden, die unter verschiedenen Formen immer wiederkehren.

(Zu Seite 11. Z. 4.)

2) Ich habe diese Stelle übersetzt nach einer Verbesserung, welche mir oft, und insbesondere, als ich Jenes schrieb, nothwendig schien, statt ἐπιθυμιας των κακων: των καλων. Nach der ersten Leseart müßte es hingegen heißen: „aus der Schmach (dem schmachvollen, mit Sünden befleckten Leben) und der Begierde nach dem Bösen alle Menschen herauszuziehen," und ich muß gestehen,

stehen, daß mir selbst in diesem Augenblick die stehende Leseart beizubehalten scheint, weil das ἐξάγειν ἐκ in dieser Bedeutung: „herausziehen aus" ganz dem μεταβάλλεσθαι ἐκ in dem gleich Folgenden entspricht.

(Zu Seite 24. Zeile 20.)

8) Wir können uns nicht darüber wundern, wenn dieser Wahn sich frühzeitig auch in die christliche Kirche einschleichen wollte, da es dem verderbten Menschen so natürlich ist, indem er das Innere und das Aeußere verwechselt, in dem, was seine inneren Uebel heilen sollte, nur eine Stütze für seine Unsittlichkeit zu suchen; aber die christliche Kirche stellte sich diesem Wahne entgegen. So spricht z. B. Tertullian, bei dem wir die erste Spur dieses auf die Taufe übertragenen Wahns finden, sehr nachdrücklich gegen diejenigen, welche als Katechumenen noch glaubten, ihren Lüsten sich frei hingeben zu können, in der Hoffnung auf die durch die Taufe doch auf alle Fälle zu empfangende Sündentilgung. de Poenitentia c. VI.: „Wie thöricht, wie unbillig ist es, die Buße nicht zu erfüllen und Vergebung der Sünden zu erwarten, das heißt: den Kaufpreis nicht bezahlen und doch nach der Waare die Hand ausstrecken. Denn an diesen Preis hat der Herr die Sündenvergebung zu knüpfen beschlossen. Wenn also diejenigen, welche etwas verkaufen, zuerst das ausbedungene Geld untersuchen, ob auch keine zerschabte oder unächte Münze dabei sey, so meinen wir, prüft auch der Herr zuerst die Beschaffenheit unserer Buße, für die er uns etwas so Großes, wie die ewige Seligkeit, geben will. Es ist dir zwar leicht, die Taufe zu erschleichen und den Kirchenvorsteher durch deine Betheurungen zu täuschen; aber Gott wacht über seinem Schatze und läßt ihn nicht in die Hände der Unwürdigen kommen. Ist wohl ein anderer Christus für die Getauften, ein Anderer für die

dem Ewigen ruhendes Band durch keine Macht des Todes und der Hölle zerrissen werden konnte. Man war sich der immerfortwährenden unsichtbaren Gemeinschaft mit dem, von dem man äußerlich getrennt war, bewußt. Im Gebete, bei welchem der Christ sich bewußt war, mit der ganzen heiligen Gottesgemeinde der seligen Geister, der er angehörte, verbunden zu seyn, gedachte er besonders derjenigen Theuren, die ihm dahin vorausgegangen waren. Besonders feierten die Christen in diesen Empfindungen die Jahrestage des Todes derselben oder ihre Geburtstage für das ewige Leben. Sie genossen an diesem Tage besonders den Leib des Herrn in dem lebendigen Bewußtseyn, daß sie in der Gemeinschaft mit dem Herrn auch mit ihren Theuren, seinen Gliedern, verbunden seyen; sie ließen derselben in dem Kirchengebet bei der Feier des heiligen Abendmahls, in welchem die Kirche der in der Gemeinschaft mit dem Herrn Verstorbenen überhaupt erwähnte, noch besonders gedenken. In diesem Sinne wurden von der ganzen Gemeinde die Todestage der Märtyrer aus derselben gefeiert. Die Gemeinde versammelte sich auf ihren Gräbern, genoß hier das heilige Abendmahl in jenem lebendigen Bewußtseyn der unauflöslichen Gemeinschaft mit dem Herrn und den Seinen; sie betete für die Märtyrer, die auch sündhafte Menschen gewesen waren und nur in der Gnade des Erlösers ihr Heil finden konnten.

Auch den leiblichen Ueberbleibseln der Ver-

storbenen erwiesen die Christen ihre zarte Liebe; diese erschienen nicht als unrein, wie das Todte den Juden und Heiden als unrein, und den letztern als eine schlechte Vorbedeutung mit sich führend erschienen war. Der Christ kannte nur Ein Todtes und Unreines, die Sünde, durch die der Mensch von der Quelle alles wahren Lebens getrennt wird; nur von diesem Unreinen sollte der Mensch durch den Glauben an den Erlöser, der für ihn gelitten und gestorben, (durch die innere Herzensbesprengung mit dem Blute Jesu, wie es in dem Briefe an die Hebräer heißt) sich reinigen lassen; er sollte dem neuen Leben zur Wegschaffung alles Todten sich immer mehr hingeben: dann wurde alles lebendig, rein, geheiligt, zum Organ für ein heiliges, Alles durchdringendes, höheres Leben bestimmt. So bestatteten die Christen die Ueberbleibsel der Ihrigen mit besonderer Liebe und Sorgfalt als die einst von einer geheiligten Seele belebten Organe, Tempel des heiligen Geistes, die einst als verklärte Organe der verklärten Seele wieder belebt werden sollten.

die Verkündigung seiner Geschichte. Denn dadurch, daß dieses ausgesprochen worden, sind oft Menschen von bösen Geistern befreit worden, und dies besonders, wenn diejenigen, welche es aussprachen in gesunder und gläubiger Gesinnung es aussprachen." Derselbe (L. VII. p. 344.): „Nicht wenige der Christen treiben die bösen Geister von den Leidenden aus, nicht durch irgend eine Art von Zaubermitteln (συν ουδενι περιεργῳ και μαγικῳ ἢ φαρμακευτικῳ πραγματι; wie heidnische und jüdische Goeten durch Bestreichungen, durch gewisse Kräuter oder Wurzeln, Formeln, die vom Könige Salomo herrühren sollten v. Joseph. Archaeol. L. 8. und Justin Dial. c. Tryph, fol. 311., wo er gegen die Juden sagt: ηδη μεντοι οἱ ἐξ ὑμων ἐπορκισται τῃ τεχνῃ, ὡσπερ και τα ἐθνη, χρωμενοι ἐξορκιζουσι και θυμιαμασι και καταδεσμοις χρωνται), sondern durch Gebet und einfachere Beschwörungen (im Namen Gottes und Christi), und was ein nngebildeter Mensch sagen kann; denn gewöhnlich wirken dies ungebildete Menschen (Leute aus niedern Ständen, welche also auch am meisten in Berührung kommen mit denjenigen Menschen, welche besonders eines solchen sinnlichen Eindrucks bedurften, um aus dem Dunstkreise des blinden Aberglaubens herausgezogen und für die Eindrücke des Evangeliums auf ihr Herz empfänglich gemacht zu werden)." L. VII. p. 347.: „Wunderwerke des heiligen Geistes wurden im Anfange während des Lehramtes Jesu und nach seiner Himmelfahrt in größerer Zahl verrichtet; nachher weniger, doch sind noch jetzt Spuren derselben bei einigen Wenigen, deren Seelen durch das göttliche Wort und ein daraus hervorgehendes Leben gereinigt worden: denn der heilige Geist, der Geist der Weisheit, flieht die Falschheit und weichet von ruchlosem Sinne (Weish. 1, 5.)." Vom Zwecke der Wunder sagt er L. VIII. p. 420.: „Im Anfange wurden die Menschen mehr durch die Wunder als durch die

Ermahnungsreden bewogen, die vaterländische Religion zu verlassen, und der ihnen fremden sich zu ergeben. Es ist nicht wahrscheinlich, daß Jesu Apostel, ungelehrte und unwissende Menschen, bei der Verkündigung des Christenthums auf etwas Anderes sollten vertraut haben als auf die ihnen verliehene Kraft und die mit dem göttlichen Worte verbundene Gnade, und es ist auch nicht wahrscheinlich, daß ihre Zuhörer die verjährten vaterländischen Sitten sollten verlassen haben, wenn sie nicht durch eine glaubwürdige Macht und durch Wunder zu der ihnen fremden und von ihren gewohnten Meinungen sich so sehr entfernenden Lehre hingeführt worden wären.“ Womit zu vergleichen, was Origenes von dem höchsten Ziele aller äußerlichen Wunder sagt, von der Erweckung eines höhern Lebens durch die göttliche Kraft des Evangeliums (l. c. L. I. p. 90. 91.): „Ich mögte sagen, daß nach Jesu Verheißung (Joh. 14, 12.) seine Jünger selbst Größeres verrichteten, als die von ihm verrichteten sinnlichen Wunderwerke, denn immerfort werden die Augen der Geistig-Blinden und die Ohren derer, welche für die Stimme der Sittlichkeit taub geworden waren, geöffnet, daß sie willig aufnehmen, was von Gott und dem seligen Leben bei Ihm ihnen verkündigt wird.

Merkwürdig ist in Rücksicht auf den Begriff, welchen die alte Kirche mit den Geistesgaben (χαρισματα) verband die oben Seite 60 angeführte Stelle Justins Dial. c. Tryph. Jud. p. 258. (ὁ μεν λαμβανει συνεσεως πνευμα, ὁ δε βουλης, ὁ δε ισχυος, ὁ δε ιασεως, ὁ δε προγνωσεως, ὁ δε διδασκαλιας, ὁ δε φοβου θεου). Wir finden hier diejenigen Geistesgaben, welche etwas sinnlich Auffallendes, ein Wunder in der Erscheinungswelt hervorbrachten, mit denen zusammengestellt, welche von keinen solchen auch dem sinnlichen Menschen auffallenden Wirkungen begleitet waren; denn nicht dies sinnlich auffallende Wunder war, nach dem apostoli-

die Verkündigung seiner Geschichte. Denn dadurch, daß dieses ausgesprochen worden, sind oft Menschen von bösen Geistern befreit worden, und dies besonders, wenn diejenigen, welche es aussprachen in gesunder und gläubiger Gesinnung es aussprachen." Derselbe (L. VII. p. 344.): „Nicht wenige der Christen treiben die bösen Geister von den Leidenden aus, nicht durch irgend eine Art von Zaubermitteln (συν οὐδενι περιεργῳ και μαγικῳ ἢ φαρμακευτικῳ πραγματι, wie heidnische und jüdische Goeten durch Bestreichungen, durch gewisse Kräuter oder Wurzeln, Formeln, die vom Könige Salomo herrühren sollten v. Joseph. Archaeol. L. 8. und Justin Dial. c. Tryph, fol. 311., wo er gegen die Juden sagt: ἠδη μεντοι οἱ ἐξ ὑμων ἐπορκισται τῃ τεχνῃ, ὡσπερ και τα ἐθνη, χρωμενοι ἐξορκιζουσι και θυμιαμασι και καταδεσμοις χρωνται), sondern durch Gebet und einfachere Beschwörungen (im Namen Gottes und Christi), und was ein ungebildeter Mensch sagen kann; denn gewöhnlich wirken dies ungebildete Menschen (Leute aus niedern Ständen, welche also auch am meisten in Berührung kommen mit denjenigen Menschen, welche besonders eines solchen sinnlichen Eindrucks bedurften, um aus dem Dunstkreise des blinden Aberglaubens herausgezogen und für die Eindrücke des Evangeliums auf ihr Herz empfänglich gemacht zu werden)." L. VII. p. 347.: „Wunderwerke des heiligen Geistes wurden im Anfange während des Lehramtes Jesu und nach seiner Himmelfahrt in größerer Zahl verrichtet; nachher weniger, doch sind noch jetzt Spuren derselben bei einigen Wenigen, deren Seelen durch das göttliche Wort und ein daraus hervorgehendes Leben gereinigt worden: denn der heilige Geist, der Geist der Weisheit, flieht die Falschheit und weichet von ruchlosem Sinne (Weish. 1, 5.)." Vom Zwecke der Wunder sagt er L. VIII. p. 420.: „Im Anfange wurden die Menschen mehr durch die Wunder als durch die

Ermahnungsreden bewogen, die vaterländische Religion zu verlassen, und der ihnen fremden sich zu ergeben. Es ist nicht wahrscheinlich, daß Jesu Apostel, ungelehrte und unwissende Menschen, bei der Verkündigung des Christenthums auf etwas Anderes sollten vertraut haben als auf die ihnen verliehene Kraft und die mit dem göttlichen Worte verbundene Gnade, und es ist auch nicht wahrscheinlich, daß ihre Zuhörer die verjährten vaterländischen Sitten sollten verlassen haben, wenn sie nicht durch eine glaubwürdige Macht und durch Wunder zu der ihnen fremden und von ihren gewohnten Meinungen sich so sehr entfernenden Lehre hingeführt worden wären." Womit zu vergleichen, was Origenes von dem höchsten Ziele aller äußerlichen Wunder sagt, von der Erweckung eines höhern Lebens durch die göttliche Kraft des Evangeliums (l. c. L. I. p. 90. 91.): „Ich mögte sagen, daß nach Jesu Verheißung (Joh. 14, 12.) seine Jünger selbst Größeres verrichteten, als die von ihm verrichteten sinnlichen Wunderwerke, denn immerfort werden die Augen der Geistig-Blinden und die Ohren derer, welche für die Stimme der Sittlichkeit taub geworden waren, geöffnet, daß sie willig aufnehmen, was von Gott und dem seligen Leben bei Ihm ihnen verkündigt wird.

Merkwürdig ist in Rücksicht auf den Begriff, welchen die alte Kirche mit den Geistesgaben (χαρισματα) verband die oben Seite 60 angeführte Stelle Justins Dial. c. Tryph. Jud. p. 258. (ὁ μεν λαμβανει συνεσεως πνευμα, ὁ δε βουλης, ὁ δε ἰσχυος, ὁ δε ἰασεως, ὁ δε προγνωσεως, ὁ δε διδασκαλιας, ὁ δε φοβου θεου). Wir finden hier diejenigen Geistesgaben, welche etwas sinnlich Auffallendes, ein Wunder in der Erscheinungswelt hervorbrachten, mit denen zusammengestellt, welche von keinen solchen auch dem sinnlichen Menschen auffallenden Wirkungen begleitet waren; denn nicht dies sinnlich auffallende Wunder war, nach dem apostoli-

spiritum Dei et omnibus linguis loquuntur per spiritum Dei, quemadmodum et ipse loquebatur. Καθως και πολλων ἀκουομεν ἀδελφων εν τη ἐκκλησια προφητικα χαρισματα ἐχοντων, και παντοδαπαις λαλουντων δια του πνευματος γλωσσαις, και τα κρυφια των ἀνθρωπων εἰς φανερον ἀγοντων και τα μυστηρια του θεου ἐκδιηγουμενων.

Es ist übrigens zu bedauern, daß uns die Streitschriften zwischen den Montanisten, den heftigsten Gegnern dieser, welche die Sache auf die Spitze stellten, wie jene vor dem Ueberschwenglichen sich scheuenden, in ihrer Beschränktheit aburtheilenden einseitigen Verstandesmenschen, den mit einem unpassenden Namen sogenannten Alogern (welche vermöge dieser ihrer eigenthümlichen Richtung eben sowohl des Montanismus als des Gnosticismus heftige Gegner waren, und aus übertriebener Angst vor beiden wohl manches Wahre und wesentlich Christliche als montanistisch und gnostisch anfeindeten) und der gemäßigteren Parthei, die in der Mitte zwischen beiden Gegensätzen sich erhielt, daß uns diese Streitschriften über die Charismata, ihre Fortdauer, die charismata prophetica insbesondere nicht geblieben sind. Wir würden dieselben, in den verschiedenen Geistesrichtungen der Menschen gegründeten Ansichten von diesen wichtigen Gegenständen finden, die unter verschiedenen Formen immer wiederkehren.

(Zu Seite 11. Z. 4.)

2) Ich habe diese Stelle übersetzt nach einer Verbesserung, welche mir oft, und insbesondere, als ich Jenes schrieb, nothwendig schien, statt ἐπιθυμιας των κακων: των καλων. Nach der ersten Leseart müßte es hingegen heißen: „aus der Schmach (dem schmachvollen, mit Sünden befleckten Leben) und der Begierde nach dem Bösen alle Menschen herauszuziehen,“ und ich muß gestehen,

stehen, daß mir selbst in diesem Augenblick die stehende Leseart beizubehalten scheint, weil das ἐξάγειν ἐκ in dieser Bedeutung: „herausziehen aus" ganz dem μεταβάλλεσθαι ἐκ in dem gleich Folgenden entspricht.

(Zu Seite 24. Zeile 20.)

3) Wir können uns nicht darüber wundern, wenn dieser Wahn sich frühzeitig auch in die christliche Kirche einschleichen wollte, da es dem verderbten Menschen so natürlich ist, indem er das Innere und das Aeußere verwechselt, in dem, was seine inneren Uebel heilen sollte, nur eine Stütze für seine Unsittlichkeit zu suchen; aber die christliche Kirche stellte sich diesem Wahne entgegen. So spricht z. B. Tertullian, bei dem wir die erste Spur dieses auf die Taufe übertragenen Wahns finden, sehr nachdrücklich gegen diejenigen, welche als Katechumenen noch glaubten, ihren Lüsten sich frei hingeben zu können, in der Hoffnung auf die durch die Taufe doch auf alle Fälle zu empfangende Sündentilgung. de Poenitentia c. VI.: „Wie thöricht, wie unbillig ist es, die Buße nicht zu erfüllen und Vergebung der Sünden zu erwarten, das heißt: den Kaufpreis nicht bezahlen und doch nach der Waare die Hand ausstrecken. Denn an diesen Preis hat der Herr die Sündenvergebung zu knüpfen beschlossen. Wenn also diejenigen, welche etwas verkaufen, zuerst das ausbedungene Geld untersuchen, ob auch keine zerschabte oder unächte Münze dabei sey, so meinen wir, prüft auch der Herr zuerst die Beschaffenheit unserer Buße, für die er uns etwas so Großes, wie die ewige Seligkeit, geben will. Es ist dir zwar leicht, die Taufe zu erschleichen und den Kirchenvorsteher durch deine Betheurungen zu täuschen; aber Gott wacht über seinem Schatze und läßt ihn nicht in die Hände der Unwürdigen kommen. Ist wohl ein anderer Christus für die Getauften, ein Anderer für die

Taufkandidaten da? (Quam porro ineptum, quam iniquum poenitentiam non adimplere et veniam delictorum sustinere. Hoc est pretium non exhibere, ad mercedem (merces für merx) manum emittere. Hoc enim pretio Dominus veniam addicere instituit. Si ergo qui venditant prius nummum, quo paciscuntur, examinant ne scalptus, neve rasus, ne adulter, etiam Dominum credimus poenitentiae probationem inire, tantam nobis mercedem, perennis scilicet vitae, concessurum. Quis enim tibi, tam infidae poenitentiae viro, asperginem unam cujuslibet aquae commodabit? rel.) Die Reinigung des innern Menschen durch den Glauben an Christi Leiden für die Menschheit setzt Justinus M: entgegen den mechanischen Lustratinen der damaligen Juden, denen magische Wirkungen zugeschrieben wurden. „Was nützt" — sagt er — „jene Taufe, welche nur den Körper reinigt? Laßt euch in eurer Seele reinigen von Zorn, Habsucht Neid, Haß (die damals unter den Juden am meisten herrschenden Laster, welche daher auch in dem gegen ein pharisäerisch-judisches vermeintliches Christenthum gerichteten Briefe Jakobi besonders bekämpft werden); und siehe! auch der Körper ist rein." (Dial. Tryph. f. 229—31.)

(Zu Seite 26. Zeile 2.)

4) Wie das Evangelium in heidnischen Familien durch christliche Dienstboten, insbesondere Ammen, bei den besonders so sehr für dasselbe empfänglichen Gemüthern der Kinder Eingang fand, davon kann man ein Beispiel sehn in dem, was Aelius Spartianus in dem Leben des Caracalla c. I. von dem Gespielen desselben erzählt, der wegen seiner Anhänglichkeit an die jüdische Religion gezüchtigt wurde; denn unter der jüdischen Religion kann man hier wohl das Christenthum verstehen, wenn man vergleicht Tertullian. ad Scapu-

lam c. IV. Antoninus lacte Christiana educatur.

Ein Beleg hierzu ist die Geschichte der Waldenser im dreizehnten Jahrhunderte, wie wenn die Schriftsteller gegen dieselben sagen: „Schneider und Schuster sind unter ihnen Lehrer,“ und was Cochläus de actis et scriptis Lutheri 1549 f. 55. von der Wirkung der teutschen Bibelübersetzung Luthers unter den Laien sagt: „Schuster und Weiber und alle Unwissende, unter den Lutheranern, welche nur dürftig deutsch lesen konnten, lasen mit großer Begierde jenes neue Testament, als die Quelle aller Wahrheit, trugen es mit sich herum und lernten es durch vieles Lesen auswendig. Deshalb hielten sie sich in wenigen Monaten so gelehrt, daß sie mit Priestern und Mönchen und sogar mit Magistern und Doktoren der Theologie über den Glauben und das Evangelium zu disputiren sich nicht schämten.“

(Zu Seite 30. Zeile 2. von unten.)

5) Sehr treffend ist, was Augustin (Enarrat. in Ps. 56. T. IV. f. 388., und sermo 348. T. V. f. 937.) gegen die stoische Apathie und über eine zwiefache Seelenruhe sagt: „Bemerkt wohl drei Zustände des Körpers: die Gesundheit, die Starrheit (stupor), die Unsterblichkeit (der verklärte Körper nach der Auferstehung). Die Gesundheit hat kein Leid, jedoch wenn sie angegriffen und verletzt wird, empfindet sie Schmerz. Die Starrheit aber empfindet keinen Schmerz, sie hat das Schmerzensgefühl verloren, je schlimmer, desto unempfindlicher. Wiederum die Unsterblichkeit empfindet keinen Schmerz, „denn dies Verwesliche wird anziehen das Unverwesliche, und dies Sterbliche wird anziehen die Unsterblichkeit.“ Also kein Schmerz ist in dem verklärten, kein Schmerz in dem erstarrten Körper. Der Starrsinnige glaube nicht schon im ewigen Le-

L 2

ben zu seyn. Die Gesundheit des Schmerzempfindenden ist dem ewigen Leben näher als der Starrsinn des Nichtsempfindenden (vicinior est immortalitati sanitas dolentis, quam stupor non sentientis). Du findest also einen in dem anmaßendsten Hochmuth sich überhebenden Mann, der sich überredet hat, nichts zu fürchten. Hältst du ihn für standhafter, als den, welcher sprach (2. Cor. 7, 5.): „Auswendig Streit, inwendig Furcht," für standhafter, als unser Haupt, unsern Herrn Gott, welcher sprach: meine Seele ist betrübt bis in den Tod? Er ist nicht standhafter, freue dich seines Starrsinns nicht; er ist nicht zum ewigen Leben erhoben, sondern der Empfindung beraubt. Du aber habe keine affektlose Seele und sprich aus der Empfindung des Gesunden (2. Cor. 11, 29.): „Wer ist schwach, und ich werde nicht schwach? Wer wird geärgert, und ich brenne nicht?" Wann ihm der Schade jedes Schwachen kein Aergerniß wäre; würde er dann wohl als ein unbeweglicher, über Schmerz erhabener Mensch besser zu seyn scheinen? Fern sey das; Starrsinn wäre es, nicht Seelenruhe. Erst dann, wenn wir in das himmlische Vaterland werden gelangt seyn, wo unsre Seele mit Sicherheit, Ruhe und ewiger Glückseligkeit wird erfüllt seyn; erst dort wird kein Schmerz seyn. Desto weniger sind die Menschen gesund, je mehr sie glauben, daß die kranke Seele von ihnen selbst geheilt werden könne. Mögen Jene, die weder Schmerz noch Furcht empfinden, wohl zusehn, ob sie nicht etwa nicht gesund, sondern todt sind."

(Zu Seite 31. Zeile 22.)

6) So wurde die platonische Philosophie für einen Augustinus ein Uebergangspunkt aus den Phantasmen des Manichäismus und dem Skepticismus, in den er zu versinken im Begriff war, zu dem evangelischen Christenthum, und er wußte daher am richtigsten das

Verhältniß des Platonismus in Rücksicht auf dessen religiösen Gehalt zum Christenthum zu beurtheilen. Sehr treffend setzt er das Eigenthümliche des Christenthums im Verhältnisse zu dem Platonismus vornehmlich in die Lehre von der Erlösung nach ihrer christlichen Bedeutung und die daraus hervorgehende vorherrschende Empfindung der Demuth. So ging am Ende des funfzehnten Jahrhunderts der dem Unglauben wie dem Aberglauben entgegenwirkende Platonismus, der eine gewisse religiöse Wärme erregte, vor der Reformation her. Sehr merkwürdig sind die Worte des begeisterten Platonikers Marsilio Ficino, (der jedoch sagte, daß der Platonismus zum Christenthum, wie der Mond zur Sonne sich verhalte (epp. VIII. 170.) und der aus einer gefährlichen Krankheit genesend, in welcher er den Entschluß faßte, sein Werk zur Vertheidigung des Christenthums zu schreiben, gestand, daß er zwar aus allen menschlichen Schriften, die er in einem Zeitraume von dreißig Jahren gelesen, außer aus den platonischen gar keinen Trost habe schöpfen können; daß ihm aber Christi Werke weit mehr Trost als die Worte des Philosophen gewährt hätten (I. 25.): „Wenn Einer glaubt, daß ein so sehr verbreiteter und durch so scharfsinnige Geister befestigter Unglaube durch einfache Verkündigung des Glaubens unter den Menschen vertilgt werden könne, der ist, wie die Sache selbst zeigt, von der Wahrheit weit entfernt. Es bedarf hier einer größeren Macht, das heißt entweder überall offenbarer Wunder oder wenigstens einer philosophischen Religion, die auch Philosophen überzeugen könne.“ (VIII. 182.) So meinte Ficino, daß die platonische Religionsphilosophie der Religion wieder aufhelfen müsse, bis diese einst wieder unter allen Völkern durch offenbare Wunder bestätigt werde. Und doch widerlegte die Geschichte das Urtheil dieses tiefsinnigen Mannes. Ohne sinnliche

Wunder wirkte die göttliche Kraft des einfachen Evangeliums, welches die Reformatoren verkündigten, was die platonische Religionsphilosophie eben so wenig damals als in den ersten Jahrhunderten wirken konnte.

Der platonische Eklekticismus, der alle Religionen als verschiedene Offenbarungsformen des verborgenen Göttlichen (uno itinere non potest perveniri ad tam grande secretum. Symmachus) betrachtete, er drückt sich sehr anschaulich aus in jenen Worten des Proklus: „Der Philosoph müsse nicht bloß die Heiligthümer Einer Stadt oder nur die vaterländischen Religionen einiger Völker verehren, sondern der gemeinschaftliche Hierophant für das ganze Weltall seyn (ὅτι τον φιλοσοφον προσηκει οὐ μιας τινος πολεως οὐδε των παρ' ἐνιοις πατριων εἰναι θεραπευτην, κοινη δε του ὁλου κοσμου ἱεροφαντην. Vita auctore Marino 47.) Ein solcher unbestimmter Eklekticismus konnte aber dem allgemeinen religiösen Bedürfnisse, welches etwas Festes und Bestimmtes, einen sicheren Haltungspunkt in der Noth, in der Todesnähe verlangt, unmöglich länger zusagen.

(Zu Seite 37. Zeile 6. von unten.)

7) Vergl. über die ägyptischen Geistercitirer: Apulej. Metamorph. L. II. ed. Bip. vol. I. pag. 44.

(Zu Seite 39. Zeile 18.)

8) Merkwürdig ist, was Dionysius sagt (Euseb. VII. 7.). Dem Muster seines großen Lehrers Origenes gemäß, studirte er die Schriften aller verschiedenen Sekten, um überall das Wahre vom Falschen unterscheiden zu lernen. Da ihn Jemand vor der Gefahr eines solchen Studiums warnte, machte ihm eine innere Stimme Muth, in diesem Studium fortzufahren. Diese freie Untersuchung und Prüfung von Allem sey ihm ja der Weg zum Christenthum geworden (καὶ γεγονε τουτο —

τὸ διευθύνειν ἕκαστα καὶ δοκιμάζειν — ἐξάρχης καὶ τῆς πίστεως αἴτιον). Hierher gehört auch die Aeußerung des sonst unbekannten Antonius, von dem wir ein carmen adversus gentes haben (abgedruckt in T. III. bibl. patr. Galland), der aber, da v. 203. der Heide paganus genannt wird, erst nach der Mitte des vierten Jahrhunderts geschrieben haben muß: Discussi, fateor, sectas Antonius omnes. Plurima quaesivi, per singula quaeque cucurri. Sed nihil inveni melius quam credere Christo. Commodian, der in den letzten Zeiten des dritten oder den ersten des vierten Jahrhunderts seine instructiones adversus gentium Deos schrieb, deutet an, daß er durch Lesen der heiligen Schrift zum Christenthum bekehrt worden. Ego similiter erravi tempore multo; abstuli me tandem inde, legendo de lege).

(Zu Seite 44. Zeile 9.)

9) Je nachdem die Menschen auf verschiedenen Wegen zum Christenthum bekehrt worden waren, wählten sie selbst verschiedene Methoden, um Andere zu bekehren. Diejenigen, welche mitten aus dem rohen und unsittlichen Heidenthum heraus durch Eindrücke auf ihr Herz bekehrt worden waren, wählten daher auch nur den Weg vom Herzen zum Herzen, und betrachteten wie das ganze Heidenthum so auch die heidnische Litteratur und Philosophie nur aus einem feindseligen Gesichtspunkte. Andere, welche zuerst durch die philosophische Geistesbildung von dem rohen heidnischen Aberglauben waren befreit, für eine geistigere Religion empfänglich gemacht worden, welche durch Vergleichung verschiedener Systeme der Religion und Philosophie zum Christenthum gekommen waren, suchten daher auch auf demselben Wege zur Bekehrung philosophisch-gebildeter Heiden zu wirken. So dachten und wirkten die Lehrer der alexandrinischen Schule. In

diesem Sinne sagt Clemens Alex. von der Philosophie: χρησιμη προς θεοσεβειαν γινεται, προπαιδεια τις ουσα τοις την πιστιν δι᾽ ἀποδειξεως καρπουμενοις, was er sonst ἀποδειξις ἑλληνικη zu nennen pflegt.

Andere Eigenschaften wurden für den Lehrer des Evangeliums unter dem rohen heidnischen Volke, andere unter den philosophisch-gebildeten Männern zu Alexandria erfordert, so wie noch jetzt andere Eigenschaften für einen Missionär unter den niedrigen Kasten der Hindu's oder der Hottentotten, andere unter den Braminen, den Budhapriestern oder den persischen Suphis.

(Zu Seite 48.)

10) Nach der allgemeinen Ansicht der alten Welt war die Staatsgewalt befugt, durch Strafgesetze für die Erhaltung der Staatsreligion zu sorgen. Dio Chrysostomus, der in seiner orat. 12. sonst sehr richtig bemerkte, daß ohne die innere religiöse Natur des Menschen, die älter sey als alle äußeren Anstalten und älter als alle Mythologie, alle äußeren Anstalten zur Verbreitung der Religion nichts würden wirken können; nennt doch auch unter den äußerlichen Quellen der Religion: die gebietende und durch Strafen zwingende Gesetzgebung (το μετα ζημιας και προσταξεως, το ἀναγκαιον). So stellte Cicero den Romanis moribus, wie nachher gesagt wird, gemäß, in seiner Gesetzgebung den Grundsatz auf (de Legib .L. II. c. 8.): „Separatim nemo habessit Deos neve novos sive advenas, nisi publice adscitos privatim colunto.“ und — die bekannte Ermahnung des Mäcenas an den Kaiser Augustus nach Dio Cassius (worin sich, wenn nicht die Denkart jenes römischen Staatsmannes, doch überhaupt die unter den Römern dieser Jahrhunderte herrschende Denkart ausspricht) nicht zu erwähnen — so finden wir unter den sententiis receptis des römischen

Rechtsgelehrten Julius Paulus ff. L. V. Tit. 21. den nach dem Urtheile der römischen Staatsmänner wohl auf das Christenthum anwendbaren Rechtssatz: Qui novas et usu vel ratione incognitas religiones inducunt, de quibus animi hominum moveantur, honestiores deportantur humiliores capite puniuntur. So nennt es der Kaiser Diocletian in seinem gewiß ächten Gesetze gegen die Manichäer, welches er vor der Verfolgung gegen die Christen erließ, wodurch er aber auch wohl zeigte, daß er nicht aus Achtung vor Gewissensfreiheit oder besonderer Neigung für das Christenthum, sondern aus politischen Gründen die Christen so lange ungestört ließ — er nennt es das größte Verbrechen, einer neuen Prüfung zu unterwerfen, was einmal von den Vätern über die Religion bestimmt worden, und im Staate gelte (maximi criminis tractare quae semel ab antiquis tractata et definita sunt, statum et cursum tenent ac possident. Neque reprehendi a nova vetus religio deberet.) So war es ja schon die erste Beschuldigung gegen die ersten Verkündiger des Evangeliums zu Philippi (Apostelgeschichte 16, 21.), daß sie eine Religion verbreiteten, welche den moribus Romanis widerstreite.

Wenn man dem Judenthum vorwarf, daß es die Verachtung der religiones patriae befördere, daß es von Anfang an den Menschen d e n Geist einflöße: „die Götter zu verachten, vom Vaterlande sich loszusagen" — welches beides Tacitus zusammenstellt hist. V. 5. (Romanos contemnere leges. Juvenal Sat. 14.), so mogte dieser Vorwurf in mancher Rücksicht noch viel mehr dem Christenthum gemacht werden, denn in dem Judenthum sah man doch einen alten und in so fern ehrwürdigen Volkscultus (ritus antiquitate defensus Tacit. l. c. Celsus von den Juden: θρησκείαν, ὁποίαν δη, πατριον δ' οὐν φυλασσοντες, ὁμοια τοις ἀλλοις ἀνθρωποις δρωσιν· ὁτι ἑκαστοι τα πατρια, ὁπῃ ποτ' ἀν

τυχῃ περιμενουσι). Diese Religion war doch durch bestimmte Privilegien als eine im römischen Reiche geduldete — anerkannt, wenngleich der Uebertritt römischer Bürger zu derselben nicht gesetzmäßig erlaubt war. Dem Christenthum hingegen wurde vorgeworfen, daß es zuerst unter dem Schutz des ehrwürdigen Namens jener allgemein bekannten, wenigstens doch im römischen Reiche geduldeten Religion aufgetreten, und unter diesem Schein die neuerungssüchtige Anmaßung verborgen habe (Tertullian apolog. c. 21. quasi sub umbraculo insignissimae religionis, certe licitae, aliquid propriae praesumptionis abscondat), daß der Ursprung des Christenthums ein Abfall von der gesetzmäßigen vaterländischen Religion der Juden, Aufruhr gegen den jüdischen Staat gewesen sey (στασις προς το κοινον των ιουδαιων Cels, vol. 3.). Daher der gehässige Namen der Christen: genus tertium, weder Juden noch Anhänger der alten Staatsreligion. Daher der beständige Vorwurf gegen die Christen, daß durch sie die römischen Staatsgesetze verletzt würden (legum praecepta violari, in dem in den actis Symphoriani uns erhaltenen Edikt, welches den Charakter der Aechtheit an sich trägt, und wohl von dem Kaiser M. Aurelius Philos. herrühren könnte). Daher noch Galerius in dem Toleranzedikt v. J. 311. als Grund der letzten Diokletianischen Verfolgung angiebt: juxta leges veteres et publicam disciplinam Romanorum cuncta corrigere.

Wie es die Art der Menschen ist, sagte man nun weiter (wie die römische Kirche auf ähnliche Weise später die Bekenner des wieder an's Licht gezogenen reinen Evangeliums angriff): indem die Christen jener Neuerungssucht sich hingeben, von der Einheit der Staatsreligion sich losreißen, verfallen sie von einer Neuerung in die andere, in die verschiedensten Meinungen, daher die Menge der Sekten unter ihnen. (In

jenem Gesetz des Galerius wird den Christen vorgeworfen; ut pro arbitrio suo sibimet leges facerent et per diversa varios populos congregarent. Cels. III, στασεις ἰδιας ἐχειν ἑκαστοι θέλουσι, ἑνος ὡς εἰπειν ἐτι κοινωνουντες, εἰγε κοινωνουσιν, του ὀνοματος). Sie bedachten nicht, daß, wo göttliche Wahrheit recht auf das Innerste der Menschheit einwirkt, eine gewaltige Gährung entstehen muß, alle Richtungen und Kräfte des inneren Menschen aufgeregt werden, und daher auch bald mancherlei fremdartige Beimischungen der Wahrheit sich anschließen müssen. Gerade dies ist ein Beweis von der, eine so gewaltige Wirkung, eine so vielseitige und so freie Anregung in der menschlichen Natur hervorbringenden göttlichen Kraft des Christenthums. Und freilich hätte das aufkeimende Christenthum unter der Menge der verschiedensten Gegensätze untergehen müssen, wenn nicht die göttliche Kraft, wodurch es alle Gegensätze ausgleichen, alles sich demselben Anschließende läutern, alles Fremdartige von sich ausstoßen, siegreich alles umbildend und verklärend, sich selbst seines Laufes Bahn in der Menschheit bahnen konnte — solche Kraft ihm eigen gewesen wäre.

Sehr richtig ist übrigens, was Origenes c. Cels. III, 121. und Clemens L. VII. Strom. 755. diesem Vorwurfe der Heiden entgegenstellen. Beide wußten wohl, daß das Christenthum freie Forschung bei denkenden Menschen anrege, und daß Jeder durch gewissenhafte, freie Forschung aus der Quelle der Bibel von dem, was die göttliche Wahrheit sei, sich überzeugen könne.

(Zu Seite 50. Zeile 6.)

11) So sagt Celsus I, 18. „es sey gleichgültig, ob man den höchsten Gott Zeus oder mit einem anderen Namen nenne.“ L. 8. v. 405.: „Sind die Götter nichts,

so kann es nichts schaden, an den Opfermahlzeiten Theil zu nehmen (durch welchen sophistischen Grund ja schon corinthische Christen zur Zeit des Apostels Paulus daran Theil zu nehmem sich verleiten ließen). Haben aber die Götter wirklich Daseyn, so müßten sie ihnen den Gesetzen gemäß opfern." Tertull. apologet. c. 27.: „Einige halten es für Wahnsinn, daß, da wir für den Augenblick opfern und glücklich davon kommen können, so daß wir doch dabei unsere innere Ueberzeugung behalten, wir aus Hartnäckigkeit unser Leben hingeben. Ihr gebt uns nämlich Rath, wie wir euch täuschen können, aber wir erkennen, woher solche Rathschläge kommen, wer von allem diesen die Triebfeder ist, wie er bald durch schlauen Rath, bald durch grausame Wuth zur Niederwerfung unsrer Standhaftigkeit zu wirken sucht." Der römische Statthalter sprach zu dem Bischof Dionysius von Alexandria, als dieser ihm erklärte, daß die Christen den Einen Gott, der Alles geschaffen, verehrten: „Wer hindert euch, diesen, wenn er ein Gott ist, nebst den vaterländischen Göttern zu verehren? Es ist euch ja nur geboten, Götter zu verehren, und zwar die allgemein bekannten Götter." Zur Verwahrung der Christen gegen solche Zumuthungen schrieb Origenes seine Ermahnung zum Märtyrerthum. Doch manche Statthalter, welche Menschenliebe mit Achtung vor der religiösen Ueberzeugung verbanden, suchten selbst den Christen Rettungsmittel anzuweisen, ohne daß diese ihr Gewissen verletzen sollten. Tertullian führt einige Beispiele an ad Scapulam IV. Der Eine gab den Christen selbst an, was sie vor Gericht antworten sollten, um die Freisprechung zu erhalten. Ein Anderer gab einem vor sein Tribunal gebrachten Christen gleich die Freiheit, indem er erklärte: auf Volksgeschrei dürfe er sich nach den Gesetzen nicht einlassen (nach dem Rescript des Kaisers Hadrian an den Minucius

Fundanus, wie wohl überhaupt nach der römischen Rechtsverfassung — die lateinischen Worte Christianum quasi tumultuosum civibus suis satisfacere dimisit scheinen mir wenigstens am natürlichsten so zu erklären; denn wenn man übersetzte: unter dem Vorgeben, daß es Unruhen erregen würde, wenn er den Forderungen seiner Mitbürger nachgeben wollte, so sieht man nicht, wie er durch Verurtheilung eines Christen in der heidnischen Stadt Unruhen erregen konnte, und wollte man tumultuosum als Prädikat zu Christianum ziehen, er entließ den Christen, indem er ihn nur für einen unruhigen Menschen erklärte, der sich selbst, wie er könne, mit seinen Mitbürgern abfinden, ihnen für die gestörte Ruhe eine Genugthuung geben möge; so giebt auch diese Erklärung keinen so natürlichen Sinn. Ich betrachte tumultuosum als Gegensatz des legitimum); ein Anderer ließ einen Christen, der von Soldaten war überfallen und dem Gericht überliefert worden, frei, weil kein gesetzmäßiger Anklänger gegen ihn auftrete (wahrscheinlich nach eben dem Gesetze, das überhaupt zwar gegen die Verfolgungen durch feindselige Statthalter die Christen nicht schützte, aber günstiggesinnten manche Mittel gab, sich ihrer anzunehmen). Ein Anderer äußerte unter den Gerichtsassessoren, es thue ihm leid, daß er in diese Sache hineingerathe. Er ließ den Christen nur wenig foltern, und da er gleich unterlag, gab er ihm die Freiheit, ohne ihn zum Opfer zu zwingen. In der Diocletianischen Verfolgung, in welcher die Auslieferung der Codices der Bibel, damit alle verbrannt werden sollten, geboten war, gaben manche obrigkeitliche Personen Christen die Weisung, sie sollten nur die Schriften irgend eines Häretikers als christliche Religionsschriften ausliefern, damit nur zum Schein die kaiserliche Verordnung erfüllt werde.

(Zu Seite 52.)

12) Wenn strengere Christen sich lieber in Lebensgefahr stürzten, als an den Festen der Kaiser irgend etwas zu thun, was, wenn es auch an und für sich etwas Unschuldiges war, doch nach ihrer Meinung etwas Heidnisches in sich enthielt, so erkennt man daraus ihren religiösen Ernst, der alle irdische Rücksichten dem Glauben aufopferte. So zogen sich zum Beispiele Christen Verfolgungen zu, wenn sie bei solchen Festlichkeiten ihre Häuser nicht erleuchteten, sie nicht mit Lorbeeren bekränzten; denn weil beides bei vielen heidnischen Festlichkeiten gebräuchlich war, und solche heidnische Literatoren, die gern alles aus der Religion ableiteten, auch einen religiösen Ursprung dieser Gebräuche nachzuweisen suchten, so glaubten die Christen sich derselben enthalten zu müssen; s. Tertull. de idolalatria c. 15.: „Mögen diejenigen täglich Lichter anzünden, welche selbst kein Licht haben. Du bist das Licht der Welt und ein ewig grünender Baum. Wenn du den Tempeln entsagt hast, so gebe deiner Hausthür nicht das Ansehn eines Tempels.“

So sollten die Christen sich nicht nach heidnischer Art bekränzen; s. Tertull. de corona militis und Clemens Paedagog. L. II. fol. 181.: „Wir dürfen das Lebendige Bild Gottes nicht wie die todten Götzen bekränzen, denn der herrliche Kranz von Amarant (der nie welkende, welche Bedeutung auch in dem griechischen Namen dieser Blume liegt; Anspielung auf 1. Petri 5, 4.) ist dem, welcher einen guten Lebenswandel geführt hat, bestimmt; diese Blume vermag die Erde nicht zu tragen, nur der Himmel weiß sie hervorzubringen.“ Wenn Manche zur Vertheidigung der Theilnahme an den vorgeschriebenen Freuden- und Ehrenbezeugungen an solchen Festen der Kaiser sich beriefen auf Matth. 22, 21.: So gebet

dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist; so gab Tertullian (de idol. c. 15.) die schöne Antwort: der Herr ließ sich die Münze zeigen, und fragte, wessen Bild es sey, und da er hörte: des Kaisers, sprach er: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist, nämlich das Bild des Kaisers auf der Münze dem Kaiser, und das Bild Gottes, welches im Menschen ist, Gott, so daß du dem Kaiser das Geld, dich selbst aber Gott geben sollst." Vergl. damit die schöne Stelle des Clemens (Strom. VI, 644.): „Der geläuterte Gerechte ist eine Münze des Herrn geworden, und hat das Gepräge seines Königs in sich aufgenommen" (ὁ δίκαιος νόμισμα κυρίου γενόμενος και χαραγμα βασιλικὸν ἀναδεξάμενος).

(Zu Seite 52. Zeile 8.)

13) Wie schön contrastirt der hochherzige Sinn, welchen das Christenthum den Menschen einflößte, gegen die knechtische Zumuthung des gegen die Christen so vornehm thuenden Celsus (V. S. 435.): „Und wenn man dir auch gebietet bei dem, welcher unter den Menschen Herrscher ist zu schwören, so ist auch das nichts Arges, denn diesem ist, was auf Erden ist, gegeben, und was du im Leben empfängst, empfängst du von ihm. Was ist es denn Arges, sich auch die Gewalthaber und Regenten unter den Menschen zu Freunden zu machen, da auch diese nicht ohne göttliche Fügung die Herrschaft hienieden erlangt haben." Celsus, der sich aber gern das Ansehn eines gewissen Edelsinnes und einer geläuterten philosophischen Religion geben wollte, fühlte doch selbst, was für Folgen, deren er sich hätte schämen müssen, aus diesem so unbestimmt ausgesprochenen Satze hergeleitet werden konnten, und er setzte deshalb die allerdings richtige Einschränkung hinzu: „Wenn aber etwas Gottloses oder Unanständiges geboten werde, müsse man lieber alle

Martern und alle Arten Todes leiden." Aber mit dieser Bestimmung geben ja auch die Christen den Satz zu. Es fragte sich nur, was gottlos und was Unanständiges sey — und welche Ungerechtigkeit, hier nicht Jeden nach seiner Ueberzeugung zu beurtheilen! Wir sehen hier die Inconsequenz, in welche diejenigen zu verfallen pflegen, die einer schlechten Sache einen guten Schein geben wollen. Wir wollen dagegen die kräftige Erklärung des Origenes gegen jene Zumuthung hören: „Wir müssen die Freundschaft der Menschen, auch der Fürsten verachten, nicht allein wenn wir sie durch Blutvergießen, Ausschweifungen oder grausame Handlungen, sondern auch wenn wir sie durch Frevel gegen den allmächtigen Gott oder durch ein Wort knechtischer und niedriger Gesinnung gewinnen sollen, wie es muthvollen und hochherzigen Männern nicht ziemt, da wir mit den übrigen Tugenden auch die Standhaftigkeit als eine der größten uns zu erwerben suchen."

(Zu Seite 55. Zeile 4.)

14) Ganz im Geiste der Heiden wird von dieser Seite der Gegensatz des Christen- und Heidenthums dargestellt in der Rede des heidnischen Richters in den Actis Epipodii et Alexandri. „Wir verehren die Götter mit Frohsinn, mit Gastmählern, Gesängen, Spielen; ihr aber verehrt den gekreuzigten Menschen, welcher diejenigen, die alles dies genießen, nicht gefallen können, der die Freude verschmäht, dem das Fasten gefällt, der die Vergnügungen verdammt und eine traurige und unfruchtbare Keuschheit liebt."

Die Heiden urtheilten damals so von den Christen überhaupt, wie späterhin die Weltlichgesinnten unter denen, die sich Christen nannten, über die ernst Gesinnten. Sie gebrauchten auch ähnliche Argumente, wie späterhin Weltlichgesinnte unter den Christen, und

d

den Christen ihre Bedenklichkeiten zu nehmen. „Solche Vergnügungen für Auge und Ohr könnten ja der Religion im Herzen nichts schaden; Gott werde durch die Vergnügungen der Menschen, welche sie zur rechten Zeit und am rechten Orte unbeschadet der Gottesfurcht genießen, nicht beleidigt. Es seyen ja lauter Gaben Gottes, aus denen man sich diese Vergnügungen mache“ s. Tertullian de spectaculis.

Der Charakter des Heidenthums war entweder frische Lebenslust im Bewußtseyn jugendlicher Naturkraft oder Trauer über die Hinfälligkeit aller Dinge, der erstere bei den Griechen und Römern vorherrschend. Der Charakter des Christenthums heiliger, aber nicht finsterer Ernst, Sehnsucht nach dem Ewigen und Himmlischen, gemildert durch das Bewußtseyn der Kindschaft Gottes, durch die kindliche Dankbarkeit für die Erlösung, die Freude im heiligen Geiste an einem schon empfangenen Leben in Gott. — Sehr richtig bemerkte Tacitus gegen diejenigen, welche Spuren des Bachusdienstes bei den Juden zu finden glaubten, daß der ganze Charakter des Judenthums (mos absurdus et sordidus, wie er es als Römer natürlich ansehen mußte) zu den laetis ritibus des Bachusdienstes nicht passe.

(Zu Seite 56. Zeile 8. von unten.)

15) Hierher gehört auch die Stelle aus dem Briefe des Ignatius an Polykarp: „Strebt dem, in dessen Dienste ihr kämpft, zu gefallen, dem, von dem ihr auch den Sold empfanget. Keiner von euch zeige sich als Ausreißer (ἀρέσκετε, ᾧ στρατεύεσθε, ἀφ' ὧν καὶ τὰ ὀψώνια κομίζεσθε, μήτις ὑμῶν δεσέρτωρ εὑρεθῇ). Häufig macht insbesondere Augustin passende Anspielungen auf diese Vergleichung. Die Weihe der Christen durch die Taufe, insbesondere die Bezeichnung mit dem Kreuz an der Stirn vergleicht er mit den Zeichen, welche den Sol-

baten bei ihrem Eintritt in den Dienst in die Hände eingebrannt wurden (puncta oder stigmata, quibus signabatur miles, daher character militiae Christianae, quo signatur Christianus in baptismo. Victura in cute puncta. Veget. d. r. m. Character indelebilis. Augustin). So sermo 332: „Du bist ein Christ, auf der Stirn trägst du das Kreuz Christi. Das dir aufgedrückte Dienstzeichen (character tuus) zeigt, wozu du dich bekennst," nämlich, wie Augustin auseinandersetzt, dazu, durch Leiden und Schmach dem gekreuzigten Christus zur ewigen Seligkeit nachzufolgen. In ep. I. Joh. c. 3. Tractat. V. T. 3. f. 626: „Der Getaufte sehe in sein Herz, ob er auch das im Herzen trägt, was äußerlich an seinem Körper dargestellt worden. Er sehe zu, ob er die Liebe im Herzen trage, und dann sage er: ich bin aus Gott geboren. Wann ihm diese aber mangelt, so hat er zwar das äußerliche aufgedrückte Dienstzeichen, aber er streift mit demselben wie ein Ausreißer umher (characterem quidem impositum habet; sed vagatur ut desertor)."

In Evang. Joh. c. I. Tractat. VI. T. III. 245.: „Vergleiche dich mit einem Soldaten. Wann du im Dienste stehend das Dienstzeichen deines Kaisers trägst, kannst du mit voller Sicherheit deinen Dienst verrichten; wann du es aber außerhalb des Dienstes trägst, kann dir das Dienstzeichen nicht nur für den Dienst nichts nützen, sondern du wirst auch als Ausreißer bestraft werden." So der Christ, der durch Abfall zum Weltleben und Sündendienst seinem Herrn untreu geworden, und gegen den nun selbst das heilige Dienst- und Gnadenzeichen der Taufe zeugt. Ein schönes Bild! (Puta te esse militatem. Si characterem imperatoris tui intus habeas, securus militas. Si extra habeas, non solum tibi ad militiam non prodest character ille; sed etiam pro desertore punieris.)

Warnung vor Täuschung durch vorgebliche Wunder im Namen Christi. Zuweilen schreckt auch der Ausreißer den Provinzbewohner (indem dieser ihn für einen im Dienst stehenden Soldaten hält, und sich daher verpflichtet glaubt, seine Forderungen zu erfüllen); aber wer sich nicht will schrecken und täuschen lassen, beobachtet, ob derselbe im Lager sey und ihm das Dienstzeichen, welches er an sich trägt, etwas nützen könne" (utrum aliquid illi prosit character ille, quo signatum est, c. 3. Joh. Tract. 13. fol. 290). Es muß sich Keiner, will Augustin sagen, durch die Vorspiegelungen eines Solchen, der sich äußerlich zum Christenthum bekennt und etwas Großes in Christi Namen zu verrichten vorgiebt, täuschen lassen, wenn Jener nicht zeigt, daß er wirklich durch seine Gesinnung, Glauben und Liebe, Christo und seiner Gemeinde angehört. Joh. Evang. c. 21. Tract. 123. l. c. fol. 591. spielt er darauf an, daß wie die Bewohner der Provinz für den Unterhalt der daselbst als Besatzung dienenden Soldaten sorgen müßten, so seyen auch die christlichen Gemeinden als provinciales Christi verpflichtet, für den leiblichen Unterhalt der für ihr geistiges Wohl arbeitenden milites Christi zu sorgen" (ut tanquam milites Christi stipendium acciperent, sicut a provincialibus Christi; vergl. Synes. ep. 125.) durch welche Bemerkung über die Beköstigung der Truppen in den Provinzen die Vergleichung 1. Cor. 9, 7. anschaulicher wird. Die Gemeinde, welche dem Verkündiger des Evangeliums den leiblichen Unterhalt darreichen soll, wird auch an dieser paulinischen Stelle mit den Provinzialen verglichen, von welchen, nach Augustin und Synesius, die Besatzung ihr stipendium oder [illegible] empfing).

(Zu Seite 61. u. f.)

16) Kräftig drückt sich Tertullian über dies allgemeine

Priesterthum aller Christen aus. De monogami c. 7. geht er von dem Gesichtspunkte aus: Was in der alttestamentlichen Religionsverfassung die Priester waren, sind jetzt alle Christen, das partikuläre jüdische Priesterthum ist prophetisches Vorbild des allgemeinen christlichen Priesterthums (pristina Dei lex hos tunc in suis sacerdotibus prophetavit). Wir sind Priester, als von Christo dazu berufen. Uns hat der höchste Priester, der große Priester des himmlischen Vaters, Christus, indem er uns mit dem, was Sein ist, bekleidete (denn wie viele euer getauft sind, die haben Christum angezogen. Gal. 3, 27.), zu Königen und Priestern gemacht vor Gott und seinem Vater. Offenbar. 1, 6. Und exhortat. castitat. c. 7. bekämpft er die Idee von einer besondern Priesterkaste im Christenthum: „Wir sind in einem Wahne, wenn wir glauben, daß den Layen erlaubt sey, was den Priestern nicht erlaubt ist. Sind wir Layen nicht auch Priester?" (Offenbar. 1, 6.) Die Unterscheidung zwischen Geistlichen und Layen betrachtet er nicht als etwas Ursprüngliches, sondern als etwas der Ordnung wegen durch die Kirche Eingeführtes. Diese Unterscheidung müsse der Ordnung wegen von den Layen beachtet werden: doch wo keine Geistliche sind, kannst auch du taufen, das Abendmahl weihen, und bist dir selbst Priester. Wo drei sind (Matth. 18, 20.), da ist eine Kirche, wenn es auch Layen sind. Jeder lebt seines Glaubens, und es gilt kein Ansehn der Person bei Gott, sintemal vor Gott nicht, die das Gesetz hören, gerecht sind, sondern die das Gesetz thun. Nach Gottes Willen sollen wir Alle in unserm Leben so beschaffen seyn, daß wir überall zur Verwaltung seiner Sakramente fähig seyn können. Ein Gott, Ein Glauben, auch Ein Lebensgesetz. „Wie könnten auch Priester aus den Layen gewählt werden, frägt er, wenn nicht die Layen schon so lebten, daß sie für

das Priesterthum fähig wären?" Ein für die damalige Zeit anschauliches Argument, da es damals im Ganzen keine besondere Vorbereitung für den geistlichen Stand, kein Seminar gab, sondern die ganze Kirche als ein solches Seminar gelten konnte: wer durch christliche Erkenntniß, Frömmigkeit, standhaften Eifer, besonders unter den Verfolgungen (z. B. Cyprian ep. 38. nach der Decianischen Verfolgung, zeichnete er auf, wie sich jeder betragen, damit die Würdigen, die Demüthigen und Sanftmüthigen zu geistlichen Aemtern gewählt werden könnten) sich ausgezeichnet hatte, wurde zu einem Kirchenamte gewählt. Es erschien ihm die Idee von einer besonderen Priesterkaste als etwas der christlichen Kirche so Fremdartiges, daß, indem er als Montanist aus 1. Tim. 3, 2 zu beweisen sucht, daß alle Christen nur einmal heirathen dürften, er sagt: „Schreibt er es nicht auch allen vor, indem er es den Bischöfen vorschreibt? Denn woher werden Bischöfe und Geistliche genommen? Nicht aus allen? Soll etwa eine besondere Kaste von Leuten, die nur einmal geheirathet haben, gestiftet werden (ordo aliquis seorsim institui), um aus derselben die Geistlichen zu wählen?" (de Monogam c. 12.) Es ist zwar behauptet worden, diese Vorstellungen Tertullians seyen nicht aus dem Geiste des Urchristenthums, sondern aus dem Geiste des Montanismus geflossen; und es ist allerdings wahr, daß von einer Seite der Montanismus, der den geistigen, mehr aus dem innern Christenthum heraus aufgefaßten Begriff von der Kirche (ecclesia spiritus in spiritalibus hominibus, die Kirche des Geistes, bestehend in den vom heiligen Geiste beseelten, geistlich gesinnten Menschen) dem zu äußerlich aufgefaßten, schon zu sehr sich verkörpernden Begriffe von der Kirche (ecclesia numeris episcoporum, die auf die äußerliche Nachfolge, den äußerlichen Zu-

sammenhang der Bischöfe gegründete) entgegenstellte (Tertullian de pudicitia c. 21.), daß der Montanismus auch die Idee von dem allgemeinen, geistigen Priesterthum aller Christen lebendiger wieder anregte, und in der Polemik benutzte. Aber es folgt ja keineswegs, daß, weil die Montanisten manche Irrthümer und Schwärmereien behaupteten, **Alles**, was sie behaupteten, Irrthum und Schwärmerei gewesen sey. Oft liegt dem Irrthum und der Schwärmerei eine mißverstandene oder schlecht angewandte Wahrheit zum Grunde, und eben diese durch den Nebel des Irrthums hindurch die menschlichen Gemüther anziehende, aber nicht in klarem Bewußtseyn aufgefaßte Wahrheit verschafft oft dem Irrthum Eingang. So konnte sich der Montanismus an eine urchristliche Grundidee, die schon durch die beginnende Verkörperung oder Versteinerung des Begriffs von der Kirche und der Theokratie, durch den Mangel durchgehender Unterscheidung der neu- und der alttestamentlichen Religionsverfassung verdunkelt zu werden drohte, an dieses wesentliche Element des Urchristenthums anschließen, wenn er auch dasselbe nicht immer auf die rechte Weise benutzte. Daß aber auch Tertullian nicht erst durch den Montanismus jene Idee so sehr hervorzuheben veranlaßt wurde, geht daraus hervor, daß er sich eben so stark in seiner Schrift de baptismo ausdrückt (die er, nach inneren Merkmalen zu urtheilen, schwerlich als Montanist geschrieben hat, denn nicht zu erwähnen, daß er auf die neuen Offenbarungen hier nirgends sich beruft, daß er so stark gegen die Spaltungen spricht; so konnte er zwar wohl auch als Montanist den Weibern in den Gemeindeversammlungen **gewöhnlich** das Wort zu nehmen verbieten; aber er mußte sich doch gegen den Vorwurf, der nach dieser so unbedingt ausgesprochenen Regel den Montanisten gemacht werden konnte, verwahren durch die hinzugefügte Beschrän-

kung, wenn sie nicht vom Geiste erweckte Prophetinnen wären). Er sagt hier c. 17.: „Was auf gleiche Weise von Allen empfangen wird, kann auf gleiche Weise von Allen ausgetheilt werden, wenn nicht etwa blaß Bischöfe, Presbyteren oder Diakonen Lehrlinge des Christenthums genannt werden (nisi Episcopi aut Presbyteri aut Diaconi vocantur discentes oder, ein Komma vor oder nach vocantur, so würde es heißen, welche Erklärung noch natürlicher in den Worten liegt: wenn die Layen auch noch nicht Bischöfe, Presbyteren oder Diakonen heißen, so heißen sie doch Lehrlinge des Christenthums, sie lernen das göttliche Wort eben so gut, als es die Geistlichen gelernt haben, und indem sie das göttliche Wort lernen, erhalten sie auch das Recht, es andern wieder vorzutragen); Gottes Wort darf Keinem vorenthalten werden. Und also kann auch die Taufe, die auf gleiche Weise von Gott kommt (aeque Dei census, welches letzte Wort bei Tertullian den Ursprung und die darin begründete Beschaffenheit einer Sache bezeichnet) von Allen verwaltet werden." Alle Christen, will Tertullian sagen, empfangen alles, was zum Christenberuf oder zum christlichen Priesterthum gehört, dieselben himmlischen Güter, Sakramente und göttliches Wort. Was sie vom Himmel empfangen, können sie auch durch des göttlichen Geistes Kraft wieder Andern mittheilen. Aber wegen der kirchlichen Ordnung thun die Layen in der Regel auf die Ausübung gewisser Priesterrechte, wie Verwaltung der Sakramente, Verzicht, und überlassen sie den von der Gemeinde dazu bevollmächtigten Personen. Im Nothfall, wo kein Geistlicher da ist, nehmen sie die Ausübung dieses ursprünglichen Rechts wieder an sich. Ein jeder fromme Christ konnte ja, indem er in eine Gegend kam, wo er erst das Evangelium verkündigte, in den Fall kommen, alle jene christlichen Priesterrechte ausüben zu müssen. Von

dieser Zeit sagt auch der unter dem Namen des Ambrosiaster bekannte merkwürdige Commentar über die paulinischen Briefe in Ep. Ephes. c. IV.: „Im Anfange war es Allen gestattet, das Evangelium zu verkündigen, zu taufen und die Schrift in der Kirche zu erklären" (omnibus inter initia concessum est, et evangelizare et baptizare et scripturas in ecclesia explanare). — Und daß Tertullian nicht erst aus dem Geiste des Montanismus diese Idee entlehnt hatte, geht insbesondere daraus hervor, daß er selbst mit antimontanistischen Layen kämpfend, es ihnen vorrückt, daß sie, wenn sie ihre Rechte gegen die Geistlichkeit behaupten wollten, jenes allgemeine Priesterthum geltend machten, dieses aber bei Seite setzten, wenn von den Verpflichtungen der Geistlichkeit die Rede sey (de monogam c 12.: Cum extollimur et inflamur adversus clerum, tunc unum omnes sumus, tunc omnes sacerdotes, quia sacerdotes nos Deo et Patri fecit; quum ad peraequationem disciplinae sacerdotalis provocamur, deponimus infulas et impares sumus.)

Dieser Idee vom allgemeinen christlichen Priesterthum würde der den Geistlichen gegebene Name der κληρικοὶ (κλῆρος oppos. λαος) entgegenstehn, wenn dieser, wenigstens im Verlauf des zweiten Jahrhunderts in dieser Bedeutung entstandene Name ursprünglich den Sinn gehabt hätte, welchen man in späterer Zeit allgemein in denselben hineinlegte; nämlich die Geistlichen verglichen mit den Leviten des alten Testaments, als die Gott geweihte Kaste, die sich mit nichts Irdischem beschäftigen und dafür um Gotteswillen von den übrigen Christen ihren Lebensunterhalt erhalten sollte, wie Hieronymus ep. ad Nepotian: „vel quia de sorte sunt Dei, vel quia ipse Deus sors Clericorum," mit Anspielung auf Numeri 18, 20, 21. Deuteron. 10, 9. (Welche alttestamentliche Stellen schon

Cyprian ep. 66. hierauf anwandte, obgleich es nicht sicher ist, daß er auch den Namen clerus schon daher ableitete, und wohl das Gegentheil scheinen könnte, weil er die seinen Vorstellungen günstige Etymologie gar nicht in bestimmten Ausdrücken anzeigt.) Aber es ist sehr die Frage, ob diese Beziehung des Namens die ursprüngliche und nicht vielmehr eine später hineingelegte ist. Selbst bei den Alten finden wir auch andere Etymologieen. Augustin leitet den Namen ab von dem Worte Loos (κληρος) im eigentlichen Sinn, weil, da die erste Wahl zu einem geistlichen Amte durch die Apostel vermittelst des Looses geschah, der Name, welcher eigentlich „durch das Loos wählen" bedeutet (κληρουν), auf alle folgenden Kirchenwahlen übertragen wurde, wenn gleich hierbei das Loos nicht mehr gebraucht zu werden pflegte. Augustin iu Ep. 67, 19.: „Nam et Cleros et Clericos hinc appellatos puto, qui sunt in ecclesiastici ministerii gradibus ordinati, quia Matthias sorte electus est, quem primum per apostolos legimus ordinatum." Nach dieser Etymologie würde κληρικοι ursprünglich so viel gewesen seyn als κληρουμενοι, κληρωτοι die zu Kirchenämtern ausgewählten, κληροι, die durch Wahl ertheilten Kirchenämter und nachher κληρος collective der ganze geistliche Stand. Dieser Ableitung ist die des Chrysostomus verwandt, wo er von der Erklärung des Wortes κληρος bei Act. ap. I. 25. handelt. Hom. 3 in act. ap: „κληρον δε αυτον πανταχου καλει, δεικνυς της του θεου χαριτος το παν ον και της εκλογης, και αναμιμνησκων αυτους των παλαιων, ότι θεος αυτον εκληρωσατο, καθαπερ τους λευιτας." In den letzten Worten könnte zwar vielleicht eine Anspielung auf die von Hieronymus oben angegebene Erklärung liegen; aber in den erstern hält er nur den Begriff des Auswählens fest, nicht aber, wie Augustin, die Auswahl durch das Loos, sondern durch besondere Fügung

Gottes überhaupt, insofern die Kirchenwahlen nicht durch den Zufall, sondern durch Gottes besondere Bestimmung und Führung geleitet würden (vergl. die Bedeutung des Wortes κληρουν Ephes. 1, 11.).

Von der Wahl zu geistlichen Aemtern wird das Wort κληρουν gebraucht bei dem Clemens quis div. salv. 42. und in einem Fragmente aus den ersten Zeiten des dritten Jahrhunderts bei Euseb. V. 28. (ἐπισκοπος κληρωθηναι). Es kann demnach gegen diese Ableitung nichts ausmachen, daß die geistlichen Aemter ἀρχαι χειροτονηται oder αἱρεται waren, und diese sonst den Aemtern, zu denen durch das Loos gewählt wurde, den ἀρχαις κληρωταις ausdrücklich entgegengesetzt wurden. Man nahm gerade dies für die Art der Wahl sonst nicht passende Wort theils wegen der Beziehung auf jene erste Loosung, theils wegen der Beziehung auf den θειος κληρος. die θεια μοιρα und auf den neutestamentlichen Sprachgebrauch. Es könnte auch wohl seyn, daß das Wort κληρος (in der Bedeutung, was Einem durch göttliche Fügung zugetheilt wird, der einem Jeden zugetheilte Platz in der Gemeinde, dann vorzugsweise von den verschiedenen Kirchenämtern) zuerst in diesem Sinne gebraucht worden und erst darnach der Gebrauch des Wortes κληρουν für die Kirchenwahlen und dann des Wortes κληρικοι zur Bezeichnung der zu den Kirchenämtern Gewählten sich gebildet. Dies könnte wahrscheinlich werden durch die Verfolgung der Geschichte des kirchlichen Sprachgebrauchs (Act. ap. 1. 25.) von dem Apostelamte. So vielleicht 1. Petri 5, 3.: „Betrachtet die euch zugetheilten Kirchenämter nicht als euer Eigenthum, womit ihr nach Willkühr als Herrn schalten könnt, sondern als etwas Anvertrautes, von dessen Verwaltung ihr Rechenschaft abzulegen habt." Iren. adv. Haeres. L. I, c. 28. κληρος της ἐπισκοπικης διαδοχης. Es erhellt aus dem Gesagten, daß die Ge-

schichte des kirchlichen Sprachgebrauchs uns keineswe- ges veranlaßt, jene der Idee vom allgemeinen christ- lichen Priesterthum widersprechende Bedeutung des Wortes κληρικοὶ als die ursprüngliche anzuerkennen.

(Zu Seite 68. Zeile 24.)

17) Eine Anspielung auf die Gebräuche bei Freilassung der Sklaven, welche nach dem Gesetz des Kaisers Con- stantin (Cod. Theod. L. IV. Tit. 7.) auch in der Kirche vor dem Bischof vollzogen, volle Gültigkeit hatte, finden wir bei Augustin (Sermo 21. §. 6.): „Du führst deinen Sklaven bei der Hand in die Kirche, damit er daselbst freigelassen werde. Es wird Schwei- gen geboten, dein Gesuch wird vorgelesen. Du erklärst, daß du deinem Sklaven die Freiheit giebst, weil er dir in Allem Treue gezeigt hat. Das liebst, das ehrst du, das belohnst du durch die Freiheit; du thust für ihn, was in deinen Kräften steht; du giebst ihm die Freiheit, weil du ihm nicht ewiges Leben geben kannst. Dein Gott spricht zu dir und überführt dich in dei- nem Knecht. Er sagt zu dir in deinem Herzen: Du hast deinen Knecht aus deinem Hause in mein Haus geführt; du willst ihn aus meinem Hause frei in dein Haus zurückführen: warum dienst du schlecht in meinem Hause? Du giebst ihm, was du geben kannst, ich verheiße dir, was ich verheißen kann, du giebst dem, der die Treue gegen dich beobachtet, die Freiheit, ich gebe dir ewiges Leben, wenn du die Treue gegen mich beobachtest. Was rechtest du mit mir in deiner Seele? Gieb du deinem Herrn, was du an deinem Knecht lobst." —

„Dein Herr hat ein doppeltes Recht an dich, er hat dich geschaffen und erkauft. Ehe du warst, spricht er zu dir, habe ich dich geschaffen, und als du Sklave der Sünde warst, habe ich dich losgekauft. Um deinen Knecht frei zu lassen, zerreißt du den Kauf-

kontrakt; Gott zerreißt den Kaufkontrakt nicht. Der Kaufkontrakt ist das Evangelium, wo das Blut ist, mit dem du erkauft worden; er dauert immerfort, täglich wird er vorgelesen. Du wirst täglich an deinen Stand erinnert, täglich wird der für dich gegebene Preis dir vorgehalten.“ — Hier ist auch zu vergleichen die Stelle des Tertullian (de corona militis c. 13.), wo er in seiner kräftigen Art die wahre, im Innern gegründete Freiheit von der bloß äußerlichen Scheinfreiheit unterscheidet. Indem er die Bekränzung als etwas dem Christen nicht ziemendes (s. oben) bekämpft, die verschiedenen Fälle, bei welchen Bekränzungen unter den Heiden stattfanden, durchgeht, kommt er auch auf die Bekränzung der Sklaven bei ihrer Freilassung, und sagt: „Auch die weltliche Freiheit bekränzt. Aber du bist schon durch Christus losgekauft, und zwar für einen großen Preis. Wie kann die Welt einen fremden Knecht freilassen? So wie hier die Freiheit eine scheinbare ist, so war auch die Knechtschaft eine scheinbare. Alles ist scheinbar, nichts Wahrhaftes in der Welt. Denn damals (als du nach dem bürgerlichen Verhältnisse noch Sklave warst) warst du schon frei von Menschengewalt (im Innern) als ein durch Christus Erlöseter; und jetzt bist du ein Knecht Christi, obgleich von menschlicher Gewalt freigelassen. Wenn du die Freiheit der Welt für eine wahre hältst, so bist du wieder in Knechtschaft der Menschen verfallen, welche du für Freiheit hältst, so hast du die Freiheit Christi verloren, welche du für Knechtschaft hältst.“

(Zu Seite 74. Zeile 20.)

18) Die Geringschätzung, mit welcher in dieser Schrift nicht bloß von dem Judenthum dieser Zeit, sondern von dem Judenthum überhaupt gesprochen wird, ohne daß sich doch sonst etwas Gnostisches in demselben fin-

det, kann wohl für das hohe Alter dieser Schrift zeugen. Wir finden hier eine Geistesrichtung, ähnlich derjenigen, aus der ein Marcion hervorging. Schon diese Art vom Judenthum zu reden, beweiset, daß diese Schrift nicht vom Verfasser des Dialogus cum Tryphone herrühren kann, und doch sind die Gründe überwiegend, nach welchen dem Justinus M. dem Verfasser der Apologieen, auch dieser Dialog zugeschrieben werden muß. Der letzte Theil dieser Schrift, insbesondere von den Worten „ὡς ἔχ“ an paßt übrigens durchaus nicht zu dem ersten und muß späterer Zusatz seyn. Nicht zu erwähnen die höhere Achtung vor der Judenschaft, welche darin herrscht, so paßt das Lob derer, welche die von den Vätern bestimmte Kirchenlehre nicht überschreiten, gewiß nicht für eine zur Belehrung eines Heiden verfaßte Schrift, wie diese.

(Zu Seite 75. Zeile 8.)

19) Tertullian scheute sich nicht, in seinem Apologetikus c. 8. zu sagen: „Bei wie vielen der hier Umstehenden, welche nach dem Blute der Christen dursten, selbst unter euch für das Recht eifernden, gegen uns so strengen Statthaltern, soll ich an das Gewissen anklopfen, ob sie nicht ihre Kinder tödten?“

(Zu Seite 83. Zeile 18.)

20) Wir finden diese Worte bei Clemens (Stromat. L. I. fol. 316 und 391.): „εἶδες τὸν ἀδελφόν σου, εἶδες τὸν θεόν σου.“ Man sieht aus der Art, wie Clemens diese Worte citirt, daß sie gewiß aus einer in den ersten Zeiten der Kirche in hohem Ansehn stehenden Schrift genommen sind. In Rücksicht auf die Erklärung des Sinnes dieser merkwürdigen Worte frägt es sich, ob sie einer Schrift jüdischen oder christlichen Ursprungs angehören. In dem zweiten Fall könnte der Sinn seyn entweder: insofern Gott in der menschlichen Na-

für erschienen, siehst du in dem Menschen Jesus, der als Mensch dein Bruder ist, deinen Gott, oder: in dem, welcher ein Glied des Leibes Christi ist, in deinem christlichen Bruder siehst du Christus selbst vor dir. In dem ersten Fall müßte der Sinn seyn: in dem Menschen, als dem nach dem Ebenbilde Gottes Geschaffenen, siehst du Gott selbst vor dir."

(Zu Seite 107. Zeile 2.)

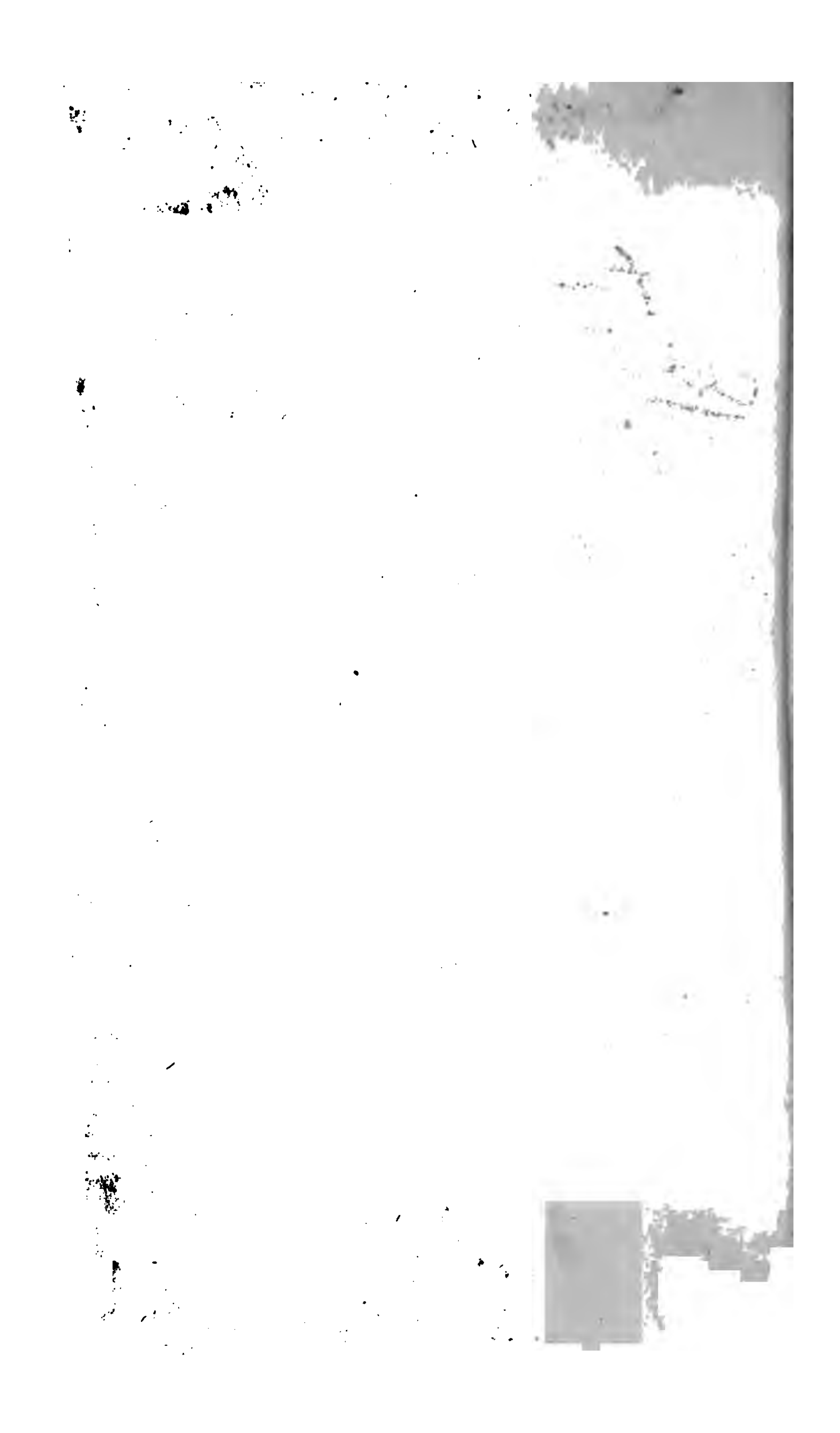
21) Ich setze bei der Uebersetzung voraus, daß in dieser Stelle Tertullians gelesen werden muß: aeque quod firmius, nicht infirmius, denn er will ja schwerlich den Geist den schwächeren Theil des Menschen nennen, zumal ihm Matth. 26, 41. hier vorzuschweben scheint (cf. c. IV.).

(Zu Seite 133. Zeile 17.)

22) Ich glaube allerdings, daß der Erzählung von der legio fulminea die Thatsache zum Grunde liegt, daß in dieser Legion viele Christen waren, welche in der großen Noth, wie sie immer pflegten, auf die Kniee fielen und die Rettung als Erhörung ihres Gebets ansahen und verkündeten. Apollinaris, Bischof von Hierapolis in Phrygien, mogte die Sache zuerst von christlichen Soldaten, die nach ihren Quartieren in Armenien zurückkehrten, gehört haben. Selbst was die Heiden erzählten, konnten die Christen als Bestätigung ihres Glaubens ansehen. So sagt Tertullian (ad Scapulam c. IV.): „Wem ist nicht allgemeine Dürre durch unser Gebet und Fasten vertrieben worden? Dann legt euch das Volk, wenn es ausruft: Gelobt sey der Gott der Götter, der einzig Mächtige, in dem Namen Jupiters! ein Zeugniß von unserm Gott ab."

(Zu Seite 136. Zeile 22.)

23) Der Kammerherr, an welchen dieser Brief gerichtet ist, könnte wohl im Dienste des Constantius Chlorus gewesen seyn. Wenn in dem Briefe gesagt wird, daß der noch nicht christliche Fürst die Hut seines Leibes und Lebens Christen, als den Treusten vertraut habe, so stimmt dies mit dem überein, was Eusebius (de Vit. Const. L. I. c. 16.) von dem Constantius Chlorus erzählt. (Der Brief ist zu finden in D'Achery spicileg. T. III. fol. 298.)



DATE DUE

